DER KAISER: ROMAN

Georg Ebers

Digitized by Google

✓ 162. d. 30.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kaiſer.

Erſter Band.

Digitized by Google

Von demſelben Verfaſſer ſind im gleichen Verlage erſchienen:

Eine ägyptiſche Königstochter. Hiſtoriſcher Roman. Neunte Auflage. 3 Bände. Preis elegant broſchirt *M.* 9. —; fein gebunden *M.* 12. —

Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Achte Auflage. 3 Bde. Preis eleg. broſch. *M.* 12. —; fein geb. *M.* 15. —

Homo sum. Roman. Neunte Auflage. Preis elegant broſchirt *M.* 6. —; fein gebunden *M.* 7. —

Die Schweſtern. Roman. Eilfte Auflage. Preis elegant broſchirt *M.* 6. —; fein gebunden *M.* 7. —

Aegypten in Bild und Wort. Dargeſtellt in mehr als 700 Bildern von unſeren erſten Künſtlern. Beſchrieben von **Georg Ebers.** Zwei Folio-Bände. Preis: in 42 Lieferungen à M. 2. broſchirt M. 84. —; in reichſtem Original-Einband in Cartons M. 115. —

Ferner im Verlag von **Wilhelm Engelmann** in **Leipzig:**

Durch Goſen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek.

Digitized by Google

Der Kaiſer.

Roman

von

Georg Ebers.

Achte Auflage.

Erſter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1881.

Digitized by Google

Jedes Recht, vorzüglich das der Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen, wird vorbehalten, Nachdruck ſtrengſtens verfolgt.

Digitized by Google

Seinem theueren, in glücklichen und trüben, in ernſten und heiteren Stunden gleich bewährten Freunde und Collegen

Otto Stobbe,

dem Germaniſten,

widmet dieſes Buch in unwandelbarer Liebe und Treue

der Verfaſſer.

Digitized by Google

Vorwort.

Vor vierzehn Jahren plante ich nach einer Reihe von Vorlesungen, welche ich über die Römerzeit in Aegypten gehalten hatte, die Geschichte, welche ich in diesem Buche erzähle. Aber wissenschaftliche Arbeit drängte die Lust am poetischen Schaffen zurück, und als diese die Flügel wiederum kräftiger zu regen begann, fühlte ich mich von anderen Stoffen lebendiger angeregt. So kam es denn, daß ich die Zeit Hadrian's später zum Hintergrunde einer Dichtung wählte, als selbst die jüngere Epoche der anachoretischen Bewegung.

Mit der Beendigung dieses Romans hat mein alter Wunsch, die wichtigsten Abschnitte der Geschichte des ehrwürdigen Volkes, dem ich seit beinahe einem Vierteljahrhundert mein Leben weihe, dichterisch zusammenzufassen, seine Erfüllung gefunden. Die Glanztage der Pharaonenzeit habe ich in der „Uarda", den

Digitized by Google

Heimfall Aegyptens an die junge Weltmacht der Perſer in der „Königstochter“, die helleniſtiſche Epoche unter den Lagiden in den „Schweſtern“, die Römerzeit und das Aufkeimen des jungen Chriſtenthums in dem „Kaiſer“, und die anachoretiſche Bewegung in den Aegypten benachbarten Wüſten und Felſenlandſchaften in „Homo sum“ zur Darſtellung zu bringen verſucht. So wird denn „Der Kaiſer“ der letzte Roman ſein, dem ich das alte Aegypten zum Schauplatz anweiſe.

Dieſe Reihe von Dichtungen hat meine Leſer nicht nur mit der Kulturgeſchichte Aegyptens bekannt machen, ſondern ihnen auch die Erkenntniß von einigen beſonders mächtigen Ideen, welche das Alterthum bewegt haben, erleichtern ſollen.

Wie weit es mir gelungen iſt, die dargeſtellten Epochen zu farbigen, der Wirklichkeit nahe kommenden Gemälden zuſammenzufaſſen, wage ich nicht zu beurtheilen. Denn wenn ſich ſchon gegenwärtige Dinge in verſchiedenen Köpfen verſchieden ſpiegeln, ſo muß dieß noch weit beſtimmter bei längſt vergangenen und halb vergeſſenen der Fall ſein.

Wie oft war ich genöthigt, wenn bei der Wiederbelebung einer fernen Vergangenheit die Mittel der Wiſſenſchaft verſagten, von der Einbildungskraft Rath und Hülfe zu fordern und mich des Wortes zu erinnern, daß der Dichter ein rückwärts ſchauender Prophet ſein ſoll. Ruhig durfte ich der Phantaſie geſtatten die

Flügel zu entfalten, denn ich blieb Herr über sie und kannte die Grenzen, bis zu denen ich ihr erlauben durfte sich aufzuschwingen. Ich hielt es für mein Recht, viel frei Erfundenes zu zeigen, aber nichts, das nicht in der darzustellenden Zeit möglich gewesen wäre. Die Rücksicht auf diese Möglichkeit hat überall der Phantasie Schranken gesetzt; wo die vorhandenen Quellen gestatteten völlig treu und wahr zu sein, bin ich es stets gewesen, und die vorzüglichsten unter meinen Fachgenossen in Deutschland, England, Frankreich und Holland haben dieß mehr als einmal bezeugt. Aber ich brauche wohl kaum hervorzuheben, daß die dichterische Wahrheit eine andere ist als die historische, denn diese soll möglichst unberührt bleiben von der Subjektivität ihres Verkünders, jene kann nur durch das Medium der Phantasie des Künstlers zur Wirkung gelangen.

Wie meine beiden letzten Romane, so lasse ich auch den „Kaiser" ohne Anmerkungen. Ich thue es in dem frohen Bewußtsein, durch gelehrte und andere Arbeiten einiges Recht auf das Vertrauen der Leser gewonnen zu haben. Nichts hat mich mehr zu immer neuem poetischen Schaffen ermuthigt als der Umstand, daß durch diese Dichtungen meiner Wissenschaft mehrere Jünger zugeführt worden sind, deren Namen jetzt unter den Aegyptologen mit Achtung genannt werden.

Jeder mit der Zeit Hadrian's Vertraute wird auch bei kleineren Zügen erkennen, welchem Autor, welcher

Inſchrift, welchem Denkmal ſie entnommen worden ſind; dem größeren Kreiſe meiner Leſer will ich den Genuß an der Dichtung nicht trüben. Es würde mich beglücken, wenn dieſer Roman den Namen eines echten Kunſtwerkes verdiente, und die Betrachtung eines ſolchen ſoll vor allen Dingen erfreuen und erheben. Wer dabei Bereicherung ſeines Wiſſens empfängt, darf doch nicht merken, daß er belehrt wird.

Kenner der Geſchichte Alexandrias unter den Römern werden ſich wundern, daß ich die Therapeuten am mareotiſchen See unberückſichtigt laſſe. Ich hatte ihnen urſprünglich ein eigenes Kapitel zugedacht, Lucä's neueſte Unterſuchungen beſtimmten mich aber, es ungeſchrieben zu laſſen.

Jahre des Studiums habe ich den Anfängen des Chriſtenthums, namentlich in Aegypten gewidmet und es gereicht mir zum beſondern Genuß, auch Anderen zu vergegenwärtigen, wie ſich zur Zeit Hadrian's die reine, von menſchlichen Zuthaten noch wenig getrübte Lehre des Heilandes der Herzen bemächtigte und bemächtigen mußte. Neben dem triumphirenden Glauben zeige ich die edle Blüte des griechiſchen Weſens, die Kunſt, welche in ſpäteren Jahrhunderten vom Chriſtenthum, um ſich mit ihren ſchönen Formen zu ſchmücken, herangezogen wurde. Die aus der Zeit meiner Erzählung ſtammenden Antinousſtatuen und Büſten beweiſen, daß es der welkenden Pflanze beſchieden war, unter Hadrian neue Blätter zu treiben.

Die romantiſchen Züge, die ich dem Charakter meines die Welt durchwandernden Helden beilege, der Berge beſtieg, um ſich am Glanz der aufgehenden Sonne zu freuen, ſind ihm thatſächlich eigen geweſen. Eine der ſchwierigſten Aufgaben, welche ich mir jemals geſtellt habe, war die, aus den an inneren Widerſprüchen ſo reichen Nachrichten über Hadrian ein Menſchenbild zu geſtalten, an deſſen Wahrheit ich ſelbſt zu glauben vermochte; aber wie gern bin ich an ihre Löſung gegangen! Es gab bei der Anlage dieſer Dichtung viel zu bedenken, aber ſie ſelbſt iſt ganz aus dem Herzen ihres Verfaſſers gefloſſen. Möge ſie auch den Weg in die Herzen der Leſer finden.

Leipzig, den 2. November 1880.

Georg Ebers.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Die Morgendämmerung war geſchwunden, die Sonne des erſten Dezembers im Jahre 129 nach der Geburt des Heilands aufgegangen, aber ſie wurde von milchweißen Dünſten verhüllt, welche dem Meere entſtiegen. Es war kalt.

Der Kaſius, ein Berg von mittlerer Höhe, ſteht auf einer Landzunge der Küſte zwiſchen dem ſüdlichen Paläſtina und Aegypten, und wird an ſeiner Nordſeite vom Meere beſpült, das heute nicht wie an anderen Tagen in leuchtendem Ultramarin ſchimmert. In finſterem Schwarzblau bewegen ſich langſam ſeine ferneren Wogen, die näheren aber ſind völlig anders gefärbt und ſchließen ſich in trübem, grünlichem Grau an ihre dem Horizont benachbarten Schweſtern, wie ſtaubiger Raſen an dunkle Lavaflächen.

Der Nordoſtwind, welcher ſich nach dem Aufgang der Sonne erhoben hatte, begann lebhafter zu wehen, milchweißer Schaum zeigte ſich auf den Häuptern der Wellen, dieſe aber ſchlugen heute nicht wild und kräftig den Fuß des Berges, ſondern wälzten ſich mit unab-

sehbar langen gekrümmten Rücken träge zu ihnen heran, als bestünden sie aus schwerem geschmolzenem Blei. Dennoch spritzten leichte und helle Tropfen auf, wenn sie eine Schwungfeder der Möven berührte, welche unruhig und als triebe die Angst sie hierhin und dorthin, schaarenweis mit schrillem Gekreisch über dem Wasser schwebten.

Drei Männer wanderten langsam auf dem von der Spitze des Berges in die Ebene führenden Wege zu Thale, aber nur der älteste von ihnen, welcher den beiden anderen voranschritt, achtete auf den Himmel, das Meer, die Möven und die wüste, unter ihm ruhende Fläche. Jetzt blieb er stehen, und sobald er seinen Fuß hemmte, thaten die beiden anderen das Gleiche. Die Landschaft zu seinen Füßen schien seine Blicke zu fesseln und rechtfertigte die Befremdung, mit der er das in einer leichten Neigung gesenkte bärtige Haupt schüttelte. Ein schmaler Wüstenstreifen streckte sich, zwei Wasser von einander scheidend, soweit das Auge reichte, nach Abend hin vor ihm aus. Auf diesem natürlichen Damme zog eine Karawane dahin. Der weiche Fuß der Kameele fiel lautlos auf den Weg, den sie zogen. Ihre in weiße Mäntel gehüllten Reiter schienen zu schlafen und ihre Treiber zu träumen. Die grauen Adler am Saume der Straße rührten sich nicht bei ihrem Nahen.

Links von der Landnehrung, auf welcher der von Syrien nach Aegypten führende Weg sich hinzog, lag das glanzlose, mit grauem Gewölk verschwimmende Meer, links, mitten in der Wüste, ein seltsames,

landſchaftliches Etwas, deſſen Ende nach Oſten und Weſten hin das Auge nicht zu erreichen vermochte und das hier einem Schneefelde, dort einem ſtehenden Waſſer und an anderen Stellen einem Binſendickicht gleich ſah.

Der älteſte Wanderer ſchaute ſtets nach dem Himmel und in die Ferne, der zweite, ein Sklave, welcher Decken und Mäntel auf ſeiner breiten Schulter trug, verwandte keinen Blick von ſeinem Gebieter, und der dritte, ein freier Jüngling, blickte müde und träumeriſch auf ſeinen Weg nieder.

Eine breite, auf ein ſtattliches Tempelgebäude zu führende Straße kreuzte den von der Spitze des Berges an die Küſte führenden Pfad, und der bärtige Wanderer betrat ſie. Aber er folgte ihr nur wenige Schritte, dann blieb er ſtehen, warf unwillig das Haupt zur Seite, murmelte einige unverſtändliche Worte in den Bart, wandte ſich um, kehrte mit beſchleunigtem Schritte zu dem ſchmalen Weg zurück und ging thalabwärts.

Sein jugendlicher Begleiter folgte ihm, ohne das Haupt zu erheben und ſeine Träumerei zu unterbrechen, als ſei er ſein Schatten; der Sklave jedoch erhob ſeinen kurz geſchorenen blonden Kopf und ein überlegenes Lächeln flog um ſeinen Mund, als er am linken Saume der Straße die Leiche eines gefallenen ſchwarzen Böckleins und neben ihr ein altes Hirtenweib erblickte, welches ihr faltiges Antlitz beim Nahen der Männer ängſtlich mit ihrem blauſchwarzen Schleier bedeckt hatte.

„Alſo darum," murmelte der Sklave vor ſich hin und nickte, die Luft mit dem ſpitzen Munde küſſend, dem ſchwarzköpfigen Mädchen zu, welches zu Füßen der Greiſin kauerte. Aber die alſo Gegrüßte bemerkte nicht dieſe ſtumme Werbung, denn ihre Augen folgten wie gebannt den Wanderern und beſonders dem jungen Manne. Sobald die Drei ſich weit genug entfernt hatten, um ihre Stimme nicht mehr zu hören, fragte das Mädchen zuſammenſchauernd, als ſei ein Wüſtengeiſt ihr begegnet, mit gedämpfter Stimme: „Großmutter, wer war das?"

Die Alte lüftete den Schleier, legte ihrer Enkelin die Hand auf die Lippen und flüſterte ängſtlich: „Er iſt es."

„Der Kaiſer?"

Die Antwort der Alten beſtand in einem bedeutungsvollen Nicken; das Mädchen aber drängte ſich mit leidenſchaftlicher Neugier an ihre Großmutter, ſtreckte den braunen Kopf weit vor, um beſſer zu ſehen, und fragte leiſe: „Der junge?"

„Närrin! Der Voranſchreitende, der Graubart."

„Der? Ich wollte, der junge wäre der Kaiſer."

Roms Imperator Hadrian war es in der That, der dort ſchweigend ſeinen Begleitern voranzog, und es war, als belebe ſein Kommen die Einöde, denn ſobald er ſich dem Schilf nahte, flogen mit pfeifendem Schrei Kibitze in die Höhe und hinter einem Dünenhügel am Saume der breiteren Straße, welche Hadrian gemieden, traten zwei Männer in prieſterlichen Kleidern hervor. Sie gehörten beide zum Tempel des kaſiſchen Baal, einem kleinen Bauwerk von feſtem

Geſtein, welches dem Meere zugekehrt war und das der Kaiſer geſtern beſucht hatte.

„Ob er den Weg verfehlte?“ fragte der eine Prieſter den andern in phöniziſcher Sprache.

„Schwerlich,“ lautete die Antwort. „Maſtor erzählte, er finde jeden Weg, den er einmal gegangen, auch im Dunkeln wieder.“

„Und doch ſieht er mehr in die Wolken als auf den Boden.“

„Aber er verſprach uns doch geſtern . . .“

„Beſtimmtes hat er nicht zugeſagt,“ unterbrach ihn der andere.

„Doch; beim Abſchied rief er, ich habe es deutlich gehört: ‚Vielleicht komme ich wieder und befrage euer Orakel.‘“

„Vielleicht.“

„Ich glaube, er hat ‚wahrſcheinlich‘ geſagt.“

„Wer weiß, welch ein Zeichen, das er da oben geſehen, ihn forttreibt. Er geht auf das Lager am Meere zu.“

„Aber in unſerem Feſtſaal ſteht doch die Mahlzeit für ihn bereit.“

„Er findet auch unten, was er bedarf. Komm, es iſt ein abſcheulicher Morgen; mich friert.“

„Warte noch etwas, ſieh nur.“

„Was?“

„Er trägt nicht einmal einen Hut auf den grauen Locken.“

„Es hat ihn noch Keiner auf Reiſen mit bedecktem Haupt geſehen.“

„Und sein grauer Mantel sieht gar nicht kaiserlich aus.“

„Beim Gastmahl trägt er immer den Purpur.“

„Weißt Du, an wen mich sein Gang und sein Aussehen erinnert?“

„Nun?“

„An unsern verstorbenen Oberpriester Abibaal; der schritt auch so mächtig und sinnend einher und trug den Bart wie der Kaiser.“

„Ja, ja, und das grübelnde, sinnende Auge.“

„Er sah auch oft in die Höhe. Selbst die breite Stirn haben Beide gemein, — aber Abibaal's Nase war mehr gebogen und sein Haar weniger kraus gelockt.“

„Unseres Meisters Mund war würdevoll ernst, während die Lippen Hadrian's bei allem, was er sagte und hörte, sich spitzten und zuckten, als wollte er spotten.“

„Sieh nur, jetzt wendet er sich zu seinem Liebling, — Antonius, mein' ich, heißt der schmucke Geselle.“

„Antinous, nicht Antonius. In Bithynien, sagen sie, habe er ihn aufgelesen.“

„Schön ist er.“

„Schön ohnegleichen. Welcher Wuchs, welches Antlitz! Aber ich wollte doch nicht, daß er mein Sohn wäre.“

„Des Kaisers Liebling?“

„Eben darum. Er sieht jetzt schon aus, als hätte er alles genossen und könnte über nichts mehr Freude empfinden.“

Auf einer kleinen Fläche hart am Ufer des Meeres, die von bröckligen Klippen vor dem Oſtwinde geſchützt war, ſtanden mehrere Zelte. Zwiſchen ihnen brannten Feuer, um die ſich römiſche Soldaten und kaiſerliche Diener geſchaart hatten. Halbnackte Knaben, Kinder der in dieſer Wüſte hauſenden Fiſcher und Kameeltreiber, liefen geſchäftig hin und her, um die Flammen mit dürren Schilfſtengeln und welkem Wüſtengeſtrüpp zu ſpeiſen; aber ſo hoch die Lohe auch aufſchlug, ſo ſchwebte der Rauch doch nicht himmelan, ſondern trieb ſich, von kurzen Windſtößen hin und her gejagt, wie eine auseinander geſprengte Schafheerde in kleinen Wolken über den Boden hin. Es war, als fürchte er ſich, in die graue, unfreundliche und feuchte Luft aufzuſteigen.

Das größte unter den Zelten, vor dem vier römiſche Soldaten zu zwei und zwei Wache haltend auf und nieder gingen, war nach dem Meere hin weit geöffnet. Die Sklaven, welche durch ſein breites Thor in's Freie traten, mußten die Breter, welche ſie auf den geſchorenen Köpfen trugen und auf denen ſilberne und goldene Schüſſeln, Teller, Weinkrüge und Becher mit den Reſten einer Mahlzeit ſtanden, mit beiden Händen feſthalten, damit der Wind ſie nicht zu Boden wehte. Das Innere des Zeltes war völlig ſchmucklos.

Auf einem Polſter an ſeiner rechten vom Sturm bewegten Wand lag der Kaiſer. Seine blutloſen Lippen waren feſt auf einander gepreßt, ſeine Arme über der Bruſt gekreuzt und ſeine Augen halb geſchloſſen. Aber er ſchlief nicht, denn manchmal öff-

nete ſich ſein Mund und zog ſich hin und her, als habe er den Geſchmack einer Speiſe zu prüfen. Bisweilen ſchlug er auch die langen, mit kleinen Falten und bläulichen Adern ganz bedeckten Lider ſeiner Augen auf, wandte ſie in die Höhe oder ließ den Blick zur Seite und niederwärts nach der Mitte des Zeltes hin rollen.

Dort lag auf dem mit blauem Tuche verbrämten Felle eines gewaltigen Bären Hadrian's Liebling Antinous. Sein ſchönes Haupt ruhte auf dem künſtlich erhaltenen Kopfe des von ſeinem Gebieter erlegten Thieres, ſein rechtes Bein ſpielte frei in der Luft, geſtützt von dem in die Höhe gezogenen linken, und ſeine Hände beſchäftigten ſich mit dem Moloſſerhunde des Kaiſers, der ſeinen klugen Kopf an die hochgewölbte nackte Bruſt des Jünglings geſchmiegt hatte und oft zu ſeinem weichen Munde hinanſtrebte, um ihm ſeine Zärtlichkeit zu beweiſen. Aber dieſer Letztere wehrte ihm dieß, preßte ſcherzend die Schnauze des Thieres mit den Händen zuſammen oder umwickelte ſein Haupt mit dem Ende des weißen Palliums, das von ſeinen Schultern geſunken war.

Dem Hunde ſchien dieß Spiel zu behagen; als aber Antinous einmal das Tuch feſter um ſeinen Kopf geſchlungen hatte und er ſich vergeblich bemühte ſich von der ſeinen Athem beengenden Hülle zu befreien, heulte er laut auf, und dieſer Klageton veranlaßte den Kaiſer, ſeine Lage zu verändern und dem auf dem Bärenfell Ruhenden einen mißbilligenden Blick zuzuwerfen, nur einen Blick, kein Wort des Tadels.

Bald veränderte ſich auch der Ausdruck in Hadrian's Auge, das ſich mit ſo liebevoller Aufmerkſamkeit an die Geſtalt des Jünglings heftete, als ſei ſie ein edles, niemals genug zu bewunderndes Kunſtwerk. Und wahrlich, die Himmliſchen hatten dieſes Menſchenkindes Leib zu einem ſolchen geſtaltet! Wundervoll weich und doch kräftig war jeder Muskel an dieſem Hals, dieſer Bruſt, dieſen Armen und Beinen! Ebenmäßiger als das ſeine konnte kein Menſchenantlitz geſchnitten ſein.

Antinous bemerkte, daß ſein Gebieter ſeine Aufmerkſamkeit auf das Spiel mit dem Hunde richtete, ließ den Moloſſer los und wandte ſein großes, aber wenig belebtes Auge dem Kaiſer zu.

„Was treibſt Du da?“ fragte Hadrian freundlich.

„Nichts,“ lautete die Antwort.

„Niemand thut nichts. Wer es dennoch dahin gebracht zu haben meint, der denkt doch wenigſtens, daß er unbeſchäftigt ſei, und denken iſt viel.“

„Ich kann gar nicht denken.“

„Jedermann kann's, und thateſt Du es jetzt eben nicht, dann haſt Du geſpielt.“

„Ja, mit dem Hunde.“

Bei dieſen Worten ließ Antinous die Beine zu Boden ſinken, wehrte das Thier ab und legte beide Hände unter ſein lockiges Haupt.

„Du biſt müde?“ fragte der Kaiſer.

„Ja.“

„Wir haben beide den gleichen Theil der Nacht durchwacht, und ich, der um ſo viel Aeltere, fühle mich munter.“

„Du ſagteſt erſt geſtern, die alten Soldaten taugten am beſten zum Nachtdienſt.“

Der Kaiſer nickte und gab zurück:

„In Deinen Jahren lebt man, ſo lange man wacht, dreimal ſo ſchnell als in meinen, darum braucht man wohl auch doppelt ſo langen Schlaf. Du haſt das Recht müde zu ſein. Freilich erſt drei Stunden nach Mitternacht haben wir den Berg erſtiegen, und wie häufig endet ein Gaſtmahl noch ſpäter.“

„Es war kalt und unfreundlich da oben!“

„Erſt nach dem Aufgang der Sonne.“

„Vorher bemerkteſt Du's nicht, denn Du hatteſt bis dahin mit den Sternen zu thun.“

„Und Du nur mit Dir ſelbſt, das iſt richtig.“

„Ich dachte auch an Deine Geſundheit, als ſich vor dem Aufgang des Helios die kalte Luft erhob.“

„Ich mußte ſein Erſcheinen erwarten.“

„Erkennſt Du auch an der Art und Weiſe des Sonnenaufgangs zukünftige Dinge?“

Hadrian ſchaute den alſo Fragenden befremdet an, ſchüttelte verneinend das Haupt, blickte zur Decke des Zeltes hinauf und ſagte nach einer längeren Pauſe in kurzen, von manchen Zwiſchenräumen unterbrochenen Sätzen:

„Der Tag iſt lauter Gegenwart, und aus dem Dunklen erwächst Zukünftiges; aus der Ackerſcholle erſteht das Korn, aus der finſtern Wolke fließt der Regen, aus dem Mutterſchooße kommen neue Geſchlechter, im Schlaf erneut ſich die Friſche der Glieder. Was aus dem dunklen Tode hervorgeht, wer weiß es?“

Als der Kaiſer nach dieſen Worten längere Zeit geſchwiegen hatte, fragte der Jüngling:

„Aber wenn Dich der Sonnenaufgang nichts Zukünftiges lehrt, warum unterbrichſt Du denn oft Deine nächtliche Ruhe und beſteigſt die Berge, um ihn zu ſehen?“

„Warum? warum?“ gab Hadrian langſam zurück, ſtrich nachdenklich ſeinen ergrauenden Bart und fuhr dann wie im Selbſtgeſpräche fort:

„Dem Verſtande fehlt auf dieſe Frage die Antwort, dem Munde das Wort, und ſtünde es mir zur Verfügung, wer begriffe mich wohl von dem Geſindel? Mit Bildern kommt man bei ſolchen Fragen am weiteſten. Wer am Leben Theil hat, iſt ein Schauſpieler auf der Bühne der Welt. Wer groß ſein will auf dem Theater, der beſteigt den Kothurn, und iſt ein Berg nicht die höchſte Unterlage, die der Menſch ſeiner Sohle zu geben vermag? Der Kaſius dort iſt ein Hügel, aber ich habe auf rieſigeren Gipfeln geſtanden und unter mir wie Jupiter auf ſeinem Olymp die Wolken geſehen.“

„Du brauchſt keine Berge zu erſteigen, um Dich als Gott zu fühlen,“ rief Antinous. „Der Göttliche wirſt Du genannt — Du befiehlſt, und die Welt muß gehorchen. Mit dem Berge unter ſich iſt man allerdings dem Himmel näher als in der Ebene, aber ...“

„Nun?“

„Ich getraue mich nicht herauszuſagen, was mir da einfiel.“

„Sprich nur.“

„Da war ein kleines Mädchen. Wenn ich das auf die Schulter nahm, so ſtreckte es gern den Arm hoch in die Höhe und ſagte: ‚Ich bin ſo groß!‘ Es dachte dann, es wäre höher als ich, und war doch nur die kleine Panthea.“

„Aber in ihrer Vorſtellung war ſie die große, und das gibt den Ausſchlag, denn für Jeglichen iſt jedes Ding nur das, wofür er es hält. — Gewiß, ſie nennen mich göttlich, aber ich fühle doch täglich hundertmal die Beſchränktheit der menſchlichen Kraft und Natur, über die ich nirgends hinaus kann. Auf der Spitze eines Berges empfind' ich ſie nicht. Da will es mir ſcheinen, als wäre ich groß, denn nichts auf Erden überragt meinen Scheitel in der Nähe und Ferne. Und wenn dort vor meinen Blicken die Nacht verſchwindet, das Glanzlicht der jungen Sonne die Welt neu für mich gebiert, indem ſie alles noch jüngſt vom Dunkel Verſchlungene meiner Vorſtellung zurückgibt, dann heben tiefere Athemzüge meine Bruſt, und die Lunge füllt ſich gern mit der reineren und leichteren Luft der Höhe. Dort oben allein und in einſamer Stille berührt mich keine Mahnung an das Treiben da unten, fühle ich mich Eins mit der großen vor mir ausgebreiteten Natur. Es kommen und gehen die Wogen des Meeres, es neigen und heben ſich die Kronen der Bäume des Waldes, Nebel und Dünſte und Wolken wallen auf und vertheilen ſich hierhin und dorthin, und ich fühle mich da oben ſo ganz verſchmolzen mit dem Geſchaffenen, das mich umgibt, daß es mir oftmals ſcheinen will, als wäre es mein Athem, der es bewegte.

Wie die Kraniche und Schwalben, ſo zieht es auch mich in die Weite, und wo wäre es dem Auge wohl eher geſtattet, das unerreichbare Ziel wenigſtens ahnend zu erſpähen, als auf dem Gipfel eines Berges? Die unbegrenzte Ferne, welche die Seele ſucht, ſcheint hier eine mit den Sinnen erfaßbare Form zu gewinnen und der Blick berührt ihre Schranken. Erweitert, nicht erhoben nur fühlt ſich da mein ganzes Weſen und die Sehnſucht, die ich, ſobald ich das Gewühl des Lebens theile und die Sorge für den Staat meine Kräfte aufruft, verſchwindet ... Aber das verſtehſt Du nicht, Knabe, — das alles ſind Dinge, die ich mit keinem andern Sterblichen theile."

„Nur mir verſchmähſt Du nicht ſie zu zeigen," rief Antinous, der ſich dem Kaiſer voll zugewandt und mit weit geöffneten Augen keines ſeiner Worte verloren hatte.

„Dir?" fragte Hadrian, und ein Lächeln, das nicht frei war von Spott, flog um ſeine Lippen. „Vor Dir hab' ich ſo wenig ein Geheimniß wie vor dem Amor des Praxiteles in meinem Arbeitszimmer zu Rom."

Aus des Jünglings Herzen ſtieg das Blut in die Wangen und färbte ſie mit flammendem Purpur.

Der Kaiſer bemerkte dieß, und begütigend ſagte er:

„Du biſt mir mehr als das Kunſtwerk. Der Marmor kann nicht erröthen. In des Atheners Zeit regierte die Schönheit das Leben, Du aber beweiſt mir, daß es den Göttern gefällt, ſie auch in unſerer heutigen Welt zu verkörpern. Dein Anblick verſöhnt mich mit

den Disharmonieen des Daſeins. Es thut mir wohl, aber wie ſollt' ich von Dir verlangen, daß Du mich verſtehſt? Deine Stirn ward nicht zum Grübeln geſchaffen. Oder hätteſt Du eines von meinen Worten verſtanden?"

Antinous ſtützte ſeinen Oberkörper auf die Linke, und die Rechte erhebend rief er ein entſchiedenes „Ja".

„Welches?" fragte der Kaiſer.

„Ich kenne die Sehnſucht."

„Wonach?"

„Nach vielen Dingen."

„Nenne mir eines."

„Genuß, dem keine Ernüchterung folgt; ich kenne keinen."

„Dieſen Wunſch theilſt Du mit der ganzen römiſchen Jugend; ſie pflegt ſich nur den Nachſatz zu ſparen. Weiter!"

„Ich darf nicht."

„Wer verbietet Dir, offen mit mir zu reden?"

„Du thateſt es ſelbſt."

„Ich?"

„Ja Du; denn Du unterſagteſt mir, Dir von meiner Heimat, meiner Mutter, den Meinen zu ſprechen."

Des Kaiſers Stirn faltete ſich und mit Strenge gab er zurück:

„Ich bin Dein Vater, und mir ſoll Deine ganze Seele gehören."

„Sie iſt Dein eigen," entgegnete der Jüngling, ließ ſich auf das Bärenfell zurückfallen und zog das Pallium feſt um ſeine Schultern, denn ein Windſtoß

blies kalt durch das ſich öffnende Thor des Zeltes, durch welches Phlegon, der Geheimſchreiber des Kaiſers, ſeinem Gebieter entgegentrat. Ihm folgte ein Sklave mit mehreren verſiegelten Rollen unter dem Arme.

„Iſt es Dir genehm, Cäſar, daß wir die eingelaufenen Schriften und Briefe erledigen?“ fragte der Beamte, deſſen ſchön geordnete Haare der Seewind zerzaust hatte.

„Ja, und dann wollen wir aufzeichnen, was ich in dieſer Nacht am Himmel beobachten konnte. Haſt Du die Tafeln zur Hand?“

„Ich ließ ſie in dem zur Arbeit aufgeſchlagenen Zelte ausbreiten, Cäſar.“

„Der Sturm iſt heftig geworden?“

„Er ſcheint zugleich von Oſten und Norden zu wehen. Die See geht ſehr hoch. Die Kaiſerin wird eine ſchlimme Ueberfahrt haben.“

„Wann brach ſie auf?“

„Gegen Mitternacht wurden die Anker gelichtet. Das Schiff, mit dem ſie aus Alexandria geholt ward, iſt ein ſchönes Fahrzeug, aber es rollt in unangenehmer Weiſe von der einen Seite zur andern.“

Hadrian lachte bei dieſen Worten mit ſchneidiger Schärfe laut auf und rief:

„Das wird ihr das Herz und den Magen von oberſt zu unterſt kehren. Ich wünſchte, ich könnte dabei ſein! Aber nein — bei allen Göttern nein, ich wollte es nicht! Heute vergißt ſie ſicher ſich zu ſchminken. Und wer baut ihr die Haare auf, wenn auch ihre Frauen das Schickſal ereilt? Wir blei-

den heute noch hier, denn treffe ich sie bald nach ihrer Ankunft in Alexandria, so ist sie lauter Galle und Essig."

Hadrian erhob sich bei diesen Worten von seinem Lager und trat, den Antinous mit der Hand grüßend, seinem Geheimschreiber voran in's Freie.

Dem Gespräche des Günstlings mit seinem Gebieter hatte als Dritter, im Hintergrunde des Zeltes stehend, der Jazygier Mastor beigewohnt. Er war Sklave und wurde darum so wenig beachtet wie der molossische Hund, der Hadrian gefolgt war, oder das Polster, auf dem der Kaiser gelegen.

Der hübsche, gut gewachsene Mann drehte eine Zeit lang die Enden seines langen röthlichen Schnurrbartes, strich sich mit der Hand über den runden, kurz geschorenen Schädel, zog den offenen Chiton über die, in besonders hellem Weiß schimmernde Brust zusammen und verwandte dabei keinen Blick von Antinous, der sich umgekehrt hatte und sein Antlitz mit den Händen, die es bedeckten, in das Fell am Hinterhaupte des Bären drückte.

Mastor hatte ihm etwas zu sagen, aber er wagte es nicht ihn anzurufen, denn der Günstling war unberechenbar in seinem Verhalten gegen ihn. Manchmal hörte er ihm gern zu und sprach mit ihm wie mit einem Freunde, manchmal wies er ihn härter zurück als der strengste Emporkömmling seinen untersten Diener. Endlich faßte der Sklave sich ein Herz und rief den Jüngling an, denn es schien ihm leichter Scheltworte zu hören, als einen, schon in Worte umgesetzten, warm

empfundenen Gedanken, ſo klein er auch ſein mochte, in ſich zu verſchließen.

Antinous hob das Haupt ein wenig über ſeine Hände empor und fragte:

„Was willſt Du?“

„Ich wollte Dir nur ſagen,“ entgegnete der Jazygier, „daß ich weiß, wer das kleine Mädchen war, das Du manchmal auf Deine Schultern genommen. Nicht wahr, es iſt Dein Schweſterchen, von dem Du mir neulich erzählteſt, geweſen?“

Der alſo Angeredete nickte mit dem Kopfe, vergrub ihn wiederum in die Hände und ſeine Schultern flogen ſo lebhaft auf und nieder, daß es ausſah, als ob er weine.

Maſtor ſchwieg einige Minuten. Dann trat er dem Antinous näher und ſagte:

„Du weißt, ich habe einen Sohn und ein Töchterchen zu Hauſe, und ich höre gern von kleinen Mädchen erzählen. Wir ſind beide allein, und wenn Dir's die Seele erleichtert . . .“

„Laß nur, ich habe Dir ſchon zehnmal von meiner Mutter und der kleinen Panthea erzählt,“ entgegnete Antinous, indem er ſich bemühte gefaßt zu erſcheinen.

„So thue es heute getroſt zum elften Male,“ bat der Sklave. „Ich kann im Lager und in der Küche über die Meinen ſo viel ſprechen, wie ich nur will. Aber Du? Wie hieß gleich das Hündchen, dem die kleine Panthea die rothe Kappe gemacht hatte?“

„Kalliſte nannten wir's,“ rief Antinous und wiſchte mit dem Rücken der Hand die Augen. „Mein Vater

wollte es nicht dulden, wir aber gewannen die Mutter. Ich war ihr Liebling, und wenn ich ſie umfaßte und mit beiden Augen bittend zu ihr aufſah, ſo ſagte ſie ‚ja‘ zu Allem, um was ich ſie bat.“

Ein froher Glanz leuchtete aus dem müden Auge des Jünglings, er hatte an eine Reihe von Freuden gedacht, auf die keine Ernüchterung gefolgt war.

Zweites Kapitel.

Einer der von den ptolemäiſchen Fürſten in Alexandria erbauten Königspaläſte lag auf der Landzunge Lochias, die ſich wie ein nach Norden weiſender Finger in das blaue Meer hinaus ſtreckte. Sie bildete die öſtliche Grenze des großen Hafens. Es fehlte in dieſem letzteren niemals an zahlreichen Fahrzeugen, heute aber war er beſonders reich beſetzt und die mit geglätteten Steinplatten gepflaſterte Kaiſtraße, die aus dem vom Meer beſpülten Palaſtviertel der Stadt, dem ſogenannten Bruchium, zu der Landzunge führte, war ſo überfüllt von neugierigen Bürgern zu Fuß und zu Wagen, daß die letzteren, bevor ſie den Privathafen der kaiſerlichen Schiffe erreicht hatten, ihre Fahrt unterbrechen mußten.

Es gab aber auch Ungewöhnliches an dem Landungsplatze zu ſehen, denn da lagen, von hohen Molen geſchützt, die prächtigen Dreiruderer, Galeeren, Lang- und Laſtſchiffe, welche die Gattin des Hadrian und das Gefolge des Herrſcherpaares nach Alexandria

gebracht hatten. Ein mächtiges Fahrzeug mit einem sehr hohen Kajütenhause auf dem Hinterdeck und dem Kopf einer Wölfin am baumhohen, kühn geschwungenen Schnabel erregte die größte Aufmerksamkeit. Es war ganz aus Cedernholz gearbeitet, reich mit Bronze und Elfenbeinzierat geschmückt und hieß „Sabina". Ein junger Bürger wies mit dem Finger auf diesen am Stern des Schiffes mit goldenen Lettern angebrachten Namen, stieß seine Begleiter an und sagte lachend:

„Sabina hat den Kopf einer Wölfin."

„Ein Pfauenkopf würde besser passen. Sahst Du sie gestern in's Cäsareum fahren?" entgegnete der Andere.

„Leider," rief der Erste, schwieg aber sogleich, als er dicht hinter sich einen römischen Lictor bemerkte, der ein schön zusammengeschnürtes Bündel von Ulmenruthen, seine Fasces, auf der linken Schulter trug und mit dem Stöcklein in seiner rechten Hand, unterstützt von seinen Genossen, die Menge zu zertheilen und Platz für den Wagen seines Gebieters, den kaiserlichen Präfekten Titianus, zu schaffen suchte, der ihm in langsamen Schritten folgte.

Der hohe Beamte hatte die losen Worte der Bürger vernommen und sagte, indem er sich an den neben ihm stehenden Mann wandte und das Ende seiner Toga mit einem raschen Wurfe in neue Falten brachte:

„Wunderliches Volk! Ich kann ihm nicht gram sein, aber ich ritte lieber auf einem Messer als auf einer alexandrinischen Zunge von hier nach Kanopus."

„Hörteſt Du, was der Dicke vorhin über Verus ſagte?“

„Der Lictor wollte ihn faſſen, aber mit Strenge kommt man bei ihnen zu gar nichts. Müßten ſie für jedes giftige Wort nur eine Seſterzie zahlen, ich ſage Dir, Pontius, die Stadt würde verarmen und unſer Schatz bald voller ſein, als der des alten Gyges von Sardes.“

„Laß ſie reich bleiben,“ rief der Andere, der Oberbaumeiſter der Stadt, ein Mann von einigen dreißig Jahren mit hochgewölbten, thatkräftig dreinſchauenden Augen, und fuhr, indem er die Rolle, welche er in der Hand hielt, kräftig zuſammenfaßte, mit tiefer Baßſtimme fort: „Sie verſtehen zu arbeiten und Schweiß iſt ſalzig. Beim Schaffen fördern, in der Ruhe beißen ſie einander wie übermüthige Roſſe an der gleichen Stange. Der Wolf iſt ein ſtattliches Thier, aber brich ihm die Zähne aus, ſo wird er zum garſtigen Hunde.“

„Mir aus der Seele geſprochen,“ rief der Präfekt. „Aber da ſind wir. Ewige Götter, ſo ſchlimm habe ich mir das Ding doch nicht gedacht. Von weitem ſah es immer noch ſtattlich genug aus!“

Titianus und der Baumeiſter ſtiegen vom Wagen, der Erſtere befahl einem Lictor, den Vorſteher des Palaſtes zu rufen, und beſichtigte dann mit ſeinem Begleiter zuerſt die in den Palaſt führende Pforte. Sie ſah mit ihren doppelten Säulen, welche einen hohen Giebel trugen, ſtattlich genug aus, aber ſie bot dennoch einen keineswegs freundlichen Anblick, denn

der Stuck war an vielen Stellen von den Wänden gefallen, die Kapitäle der marmornen Säulen waren kläglich verstümmelt, und die hohen, mit Metall beschlagenen Thürflügel hingen schief in den Angeln.

Pontius maß jeden Theil der Pforte mit scharfen Blicken und trat dann mit dem Präfekten in den ersten Hof des Palastes, in dem zur Zeit der ptolemäischen Fürsten die Zelte der Gesandten, Schreiber und diensthuenden Beamten der Könige gestanden hatten.

Dort stellte sich den beiden ein unvermuthetes Hinderniß entgegen, denn von dem Häuschen aus, in dem der Thorhüter wohnte, waren mehrere Stricke quer über den gepflasterten Raum gespannt, auf dem Gras grünte und hohe Disteln blühten.

An den Seilen hing feuchte Wäsche von jeder Größe und Form.

„Ein hübsches Quartier für den Kaiser," seufzte Titianus, die Achseln zuckend, und wehrte dem Lictor, welcher seine Fasces erhoben hatte, um die Stricke zu Boden zu schlagen.

„Ist nicht so schlimm, wie es aussieht," sagte der Baumeister entschieden. „Thorhüter! He, Thorhüter! Wo steckt nur der Nichtsthuer?"

Während er rief und der Lictor in das Innere des Palastes eilte, schritt Pontius auf das Häuschen des Wächters zu und blieb, nachdem er sich in gebückter Stellung seinen Weg durch die feuchten Tücher gebahnt hatte, stehen. Ungeduld und Verdruß hatten sich, seitdem er die Schwelle des Thores überschritten,

auf ſeinen Zügen geſpiegelt, jetzt aber begann ſein kräftiger Mund zu lächeln und mit halblauter Stimme rief er dem Präfekten zu:

„Titiane, gib Dir die Mühe!“

Dem alternden Würdenträger, deſſen hohe Geſtalt die des Baumeiſters um eines vollen Hauptes Länge überragte, wurde es nicht eben leicht, mit gekrümmtem Rücken unter den Seilen dahinzuſchreiten. Aber er that es mit guter Laune, und indem er ſorglich vermied die Wäſche herunterzureißen, rief er Pontius zu:

„Ich beginne die Kinderhemden zu achten. Unter ihnen kommt man doch mit ungebrochenem Rückgrat hindurch. — Ach, ach! das iſt köſtlich!“

Dieſer letzte Ruf galt dem Anblick, zu welchem der Baumeiſter den Präfekten geladen hatte und der allerdings eigenthümlich genug war.

Die Vorderſeite des Thorhüterhäuschens war ganz mit Epheu umwachſen, der auch das Fenſter und die Thür der Wächterwohnung mit vollen Ranken einrahmte. Zwiſchen dem grünen Laubwerke hingen zahlreiche Käfige mit Staaren, Amſeln und kleineren Singvögeln. Die breite Pforte des Häuschens ſtand weit geöffnet und geſtattete, ein ziemlich geräumiges, heiter bemaltes Zimmer ganz zu überblicken. Im Hintergrunde des letzteren ſah man das Thonmodell eines Apollo von vortrefflicher Arbeit. Ueber und neben ihm hingen an der Wand Lauten und Leiern von verſchiedener Größe und Form.

In der Mitte des Zimmers und dicht neben der geöffneten Thür war ein Tiſch zu ſehen, auf dem ein

großer Vogelbauer mit mehreren Nestern voll junger Stieglitze und mit grünem Kraut zwischen den rundlichen Stäbchen, ein großer Weinkrug und ein mit fein geschnitztem Bildwerk geschmückter elfenbeinerner Becher stand. Neben dem Trinkgeschirr ruhte auf der steinernen Platte der Tafel der Arm einer ältlichen Frau, die in ihrem Lehnsessel eingeschlafen war. Trotz des kleinen grauen Schnurrbarts an ihrer Oberlippe und des kräftigen Roths auf ihrer Stirn und ihren Wangen sah sie freundlich und gut aus. Es mußte ihr auch etwas sehr Angenehmes träumen, denn die Stellung ihres Mundes und ihrer Augen, von denen das eine halb offen, das andere fest verschlossen war, gaben ihr das Ansehen, als ob sie sich freute.

In ihrem Schooße schlief eine graue Katze und neben derselben, als kenne die Zwietracht nicht dieß heitere Gemach, das keineswegs den Geruch der Armuth, sondern ein angenehmer, eigenthümlicher Duft erfüllte, ein kleiner, zottiger Hund, der das schneeige Weiß seines Felles nur besonders sorgsamer Pflege verdanken konnte. Zwei andere, dem erstern ähnliche Hündlein lagen lang ausgestreckt auf dem Estrich zu Füßen der Alten und schienen nicht weniger fest als diese zu schlafen.

Der Baumeister wies, sobald der Präfekt ihn erreicht hatte, mit dem Finger in dieß Stillleben hinein und flüsterte:

„Hätten wir hier einen Maler, das gäbe ein prächtiges Bildchen.“

„Unvergleichlich!“ gab Titianus zurück. „Nur

ſcheint mir das tiefe Inkarnat auf dem Antlitz der Alten mit Hinblick auf die Größe des neben ihr ſtehenden Weinkruges ein wenig bedenklich."

„Aber ſahſt Du jemals ein friedvoller, freundlicher und ſtiller geſtimmtes Bildniß?"

„So hat Baucis geſchlafen, wenn Philemon ſich einmal einen Ausgang erlaubte. Oder war dieſer anhängliche Gatte immer zu Hauſe?"

„Wahrſcheinlich. Aber nun iſt's vorbei mit dem Frieden."

Die Nähe der Freunde hatte das eine Hündchen erweckt. Es ſchlug an und ſogleich erhoben ſich ſeine Gefährten und bellten mit ihm um die Wette. Auch der Liebling der Alten ſprang von ihrem Schooße, ſeine Herrin und die Katze ließen ſich indeſſen von dieſem Lärm nicht ſtören und ſchliefen weiter.

„Eine Wächterin wie ſie ſein ſoll," lachte der Architekt.

„Und dieſe Phalanx von Hunden, welche den Palaſt eines Kaiſers bewacht," fügte Titianus hinzu, „läßt ſich leicht mit einem Schlage erlegen. Gib Acht, jetzt erwacht die würdige Matrone."

Die Alte war in der That von dem Gebell der Hunde geſtört worden, hatte ſich ein wenig aufgerichtet, die Hände erhoben und ſich dann, einen kurzen Satz halb ſingend halb ſprechend, wieder in ihren Lehnſtuhl zurückgeworfen.

„Das iſt köſtlich," rief der Präfekt. „‚Nur immer munter', hat ſie aus dem Schlafe gerufen. Wie ſich dieß ſeltſame Menſchenkind wohl ausnehmen mag, wenn es wach iſt?"

„Mir wär' es leid, die Alte aus ihrem Neſte zu treiben," ſagte der Baumeiſter, indem er ſeine Rolle entfaltete.

„Du rührſt mir nicht an das Häuschen," rief der Präfekt mit lebendigem Eifer. „Ich kenne Hadrian. Er liebt ſo eigenthümliche Dinge und Menſchen, und ich wette, daß er mit der Alten in ſeiner Weiſe anbinden wird. Da kommt wohl endlich der Verwalter dieſes Palaſtes."

Der Präfekt irrte ſich nicht, denn die raſchen Schritte, deren Nahen er vernommen hatte, gingen von dem Erwarteten aus.

Schon aus einiger Entfernung hörte man das Keuchen des ſich beeilenden Mannes, der auf ſeinem weiteren Gange, ehe Titianus es hindern konnte, die über den Hof geſpannten Stricke mitſammt der an ihnen hängenden Wäſche zu Boden riß.

Nachdem der Vorhang gefallen war, der ihn von dem Vertreter des Kaiſers und ſeinem Begleiter trennte, verneigte er ſich ſo tief vor dem Erſteren, wie dieß die große Fülle ſeines Leibes geſtattete; aber ſein ſchneller Lauf, die Gewaltthat, die er begangen und ſeine Ueberraſchung über das Erſcheinen des mächtigſten Mannes am Nil in dem ſeiner Obhut anvertrauten Gebäude benahmen ihm ſo völlig den ohnehin nicht ausgiebigen Athem, daß er ſelbſt den herkömmlichen Gruß nicht zu ſtammeln vermochte.

Titianus ließ ihm auch wenig Zeit, denn, nachdem er ſeinem Bedauern über das ſchlimme Schickſal der am Boden liegenden Wäſche Ausdruck gegeben und

dem Beamten den Namen und Beruf seines Freundes Pontius genannt hatte, eröffnete er ihm in knappen Worten, daß der Kaiser wünsche, in dem von ihm gehüteten Palaste zu wohnen, daß er, Titianus, Kenntniß von der schlechten Erhaltung desselben besitze, und gekommen sei, um mit dem Architekten und ihm zu berathen, was in wenigen Tagen geschehen könnte, um das vernachlässigte Schloß für Hadrian bewohnbar zu machen und wenigstens die in's Auge fallenden Schäden auszubessern. Er, der Verwalter, möge ihn nun von einem Raum in den andern führen.

„Sogleich — sofort," entgegnete der in vielen Jahren der Ruhe zu seinem schweren Körpergewicht gelangte Grieche. „Ich eile und hole die Schlüssel!"

Während er sich keuchend entfernte, lockerte er mit schnellen Bewegungen seiner kurzen, runden Finger die rechte Seite seines immer noch vollen Haares auf.

Pontius schaute ihm nach und sagte:

„Ruf' ihn zurück, Titianus. Er ward beim Brennen seiner Locken gestört. Nur die eine Seite war fertig, als der Lictor ihn abrief. Ich biete meinen Kopf zum Pfande, daß er auch die andere kräuseln läßt, bevor er zurückkehrt. Ich kenne meine Griechen!"

„Laß ihn!" entgegnete Titianus. „Schätzest Du ihn richtig, so wird er doch erst ohne Nebengedanken auf unsere Fragen eingehen, wenn auch die andere Hälfte seiner Haare gelockt ist. Ich weiß gleichfalls meine Hellenen zu nehmen."

„Besser als ich, wie ich sehe," gab der Architekt

im Tone der Ueberzeugung zurück. „Ein Staatsmann arbeitet eben mit Menschen, wie wir mit leblosen Massen. Sahst Du, wie der Dicke erbleichte, als Du von den wenigen Tagen sprachst, nach deren Ablauf der Kaiser hier seinen Einzug zu halten gedenkt? Es muß schön in dem alten Dinge dort aussehen! Jede Stunde ist kostbar und wir haben hier schon zu lange gesäumt."

Der Präfekt nickte dem Baumeister beistimmend zu und folgte ihm in die inneren Räume des Schlosses.

Wie groß, wie harmonisch war die Anlage dieses ungeheuren Baues, durch welchen der nunmehr rings von schönen Locken geschmückte Palastvorsteher Keraunus die Römer führte!

Das Schloß stand auf einem künstlichen Hügel inmitten der Landzunge Lochias und von manchem Fenster und manchem Altane aus ließen sich die Straßen und Plätze, die Häuser, Paläste und öffentlichen Bauten der Weltstadt und ihr von Schiffen wimmelnder Hafen schön überblicken. Reich, mannigfaltig und vielfarbig war die Aussicht von der Lochias nach Westen und Süden, wer aber von dem Altan des Ptolemäerpalastes nach Morgen und Mitternacht schaute, vor dem eröffnete sich der niemals ermüdende Blick über die nur vom Himmelsgewölbe begrenzte unendliche See.

Als Hadrian vom kasischen Berge aus seinem Präfekten Titianus durch einen eilenden Boten befohlen hatte, gerade dieses Bauwerk zu seinem Empfang

einrichten zu lassen, wußte er wohl, was seine Lage ihm bieten konnte; — das vernachlässigte Innere des seit dem Sturze Kleopatra's unbewohnten Schlosses genügend herzustellen, war die Sache seiner Beamten.

Acht, vielleicht neun Tage ließ er ihnen Zeit, wenig mehr als eine Woche! Und wie fanden Titianus und Pontius, dem beim Sehen und Zeichnen, Untersuchen und Schreiben der helle Schweiß von der Stirn rann, diese verkommene, ausgeplünderte Stätte des höchsten Glanzes!

Die Säulen und Treppen in den Innenräumen waren erträglich erhalten, aber in die offenen Decken der Fest- und Versammlungssäle hatte es hineingeregnet, die herrlichen Mosaikfußböden waren hier auseinandergewichen, dort wuchs mitten in einem Saal, einer Halle oder einem Säulenhofe eine kleine Wiese; denn es hatten schon Octavianus Augustus, Tiberius, Vespasian, Titus und eine ganze Reihe von Präfekten die schönsten musivischen Bilder aus dem berühmten Ptolemäerpalast auf der Lochias sorgfältig ausbrechen und nach Rom oder in die Provinz bringen lassen, um dort ihre Stadthäuser oder Villen mit ihnen zu zieren.

Ebenso war es gerade den schönsten Bildsäulen ergangen, mit denen vor einigen hundert Jahren die kunstsinnigen Lagiden diesen Palast, neben dem sie freilich noch andere größere im Bruchium besaßen, geschmückt hatten.

Mitten in einer weiten Marmorhalle stand ein mit dem vortrefflichen Aquädukt der Stadt zusammen-

hängender herrlich gearbeiteter Springbrunnen. Der Zugwind strömte in diesen Saal ein und peitschte das Wasser in stürmischen Tagen über seinen ganzen, des musivischen Schmuckes beraubten Boden, der nun, wohin auch der Fuß trat, mit einem dünnen, dunkelgrünen, schlüpfrig feuchten Ueberzug von moosigem Pflanzengewebe bedeckt war.

In dieser Halle war es, wo der Palastvorsteher Keraunus sich keuchend an eine Wand lehnte und seine Stirn trocknend mehr schnaufte als sagte: „Angelangt — am Ende!“

Diese Worte hörten sich an, als meine er sein eigenes Ende, nicht das des Palastes, und es klang wie ein gegen ihn gerichteter Hohn, als der Baumeister Pontius ungesäumt mit der ihm eigenen Entschiedenheit entgegnete:

„Gut, so können wir von hier aus die Untersuchung sogleich von neuem beginnen.“

Keraunus widersprach nicht, aber als er der vielen wiederum zu ersteigenden Treppen gedachte, sah er aus, als habe man ihm sein Todesurtheil gesprochen.

„Ist es nöthig, daß ich auch bei Deiner weiteren Arbeit, die doch wohl das Einzelne in's Auge faßt, bei Dir bleibe?“ fragte der Präfekt den Baumeister.

„Nein,“ entgegnete der Letztere, „vorausgesetzt freilich, daß Du Dich bequemst, gleich jetzt in meinen Plan zu schauen, Dich im Ganzen von dem, was ich vorhabe, zu unterrichten und mir Vollmacht zu ertheilen, in jedem einzelnen Falle über Menschen und Mittel frei zu verfügen.“

„Zugeſtanden," gab Titianus zurück, „ich weiß, daß Pontius keinen Mann und keine Seſterzie mehr oder weniger in Anſpruch nehmen wird, als der Zweck es gebietet."

Der Baumeiſter verneigte ſich ſchweigend, Titianus aber fuhr fort:

„Vor allen Dingen: glaubſt Du in acht Tagen und neun Nächten mit Deiner Aufgabe zu Ende zu kommen?"

„Zur Noth vielleicht, ſtünden mir nur vier Tage mehr zur Verfügung, wahrſcheinlich."

„Es würde alſo gelten, Hadrian's Ankunft um viermal vierundzwanzig Stunden zu verzögern."

„Sende ihm anregende Leute, etwa den Aſtronomen Ptolemäus und den Sophiſten Favorinus, der ihn hier erwartet, nach Peluſium entgegen. Sie bringen es fertig, ihn dort aufzuhalten."

„Kein übler Gedanke! Wir wollen ſehen. Aber wer kann mit den Stimmungen der Kaiſerin rechnen? Denke in jedem Falle, Du habeſt nur über acht Tage zu gebieten."

„Gut."

„Wo hoffſt Du Hadrian unterbringen zu können?"

„Brauchbar im eigentlichen Sinne ſind nur kleine Theile des alten Gebäudes."

„Davon habe ich mich leider ſelbſt überzeugen müſſen," ſagte der Präfekt mit Nachdruck und fuhr, indem er ſich an den Vorſteher wandte, nicht ſtreng verweiſend, aber im Ton des Bedauerns fort:

„Mir will es ſcheinen, Keraunus, als wäre es Deine Pflicht geweſen, mich ſchon früher über

den Verfall dieſes Bauwerks in Kenntniß zu ſetzen."

„Ich klagte bereits," entgegnete der Angeredete, „aber ich erhielt auf meine Eingabe zur Antwort, es ſtünden keine Mittel zur Verfügung."

„Ich weiß nichts von dieſer Sache", rief Titianus. „Wann ſandteſt Du Dein Geſuch auf die Präfektur?"

„Unter Deinem Vorgänger Haterius Nepos geſchah es."

„So" — entgegnete der Präfekt gedehnt. „Damals! Ich an Deiner Stelle hätte meine Eingabe in jedem Jahre und unbedingt beim Amtsantritt des neuen Präfekten wiederholt. Aber wir haben jetzt keine Zeit über Verſäumtes zu reden. Während der Anweſenheit des Kaiſers ſende ich vielleicht einen meiner Beamten zu Deiner Unterſtützung hieher."

Titianus wandte dem Verwalter kurz den Rücken und fragte den Baumeiſter:

„Nun, mein Pontius, welchen Theil des Palaſtes haſt Du in's Auge gefaßt?"

„Die inneren Säle und Zimmer ſind noch am beſten erhalten."

„Aber an ſie dürfen wir am wenigſten denken!" rief Titianus. „Der Kaiſer iſt im Lager mit allem zufrieden, doch wo es freie Luft gibt und einen Blick in die Ferne, da muß er ſie haben."

„So wählen wir die weſtliche Zimmerreihe. Halte den Plan, mein ſtattlicher Freund."

Der Verwalter that, wie ihm geheißen, der Baumeiſter ergriff ſeinen Stift, ſtrich mit demſelben kräftig

durch die Luft über die linke Seite des Risses und sagte:

„Dieß ist die Abendfront des Palastes, die man vom Hafen aus überblickt. Von Süden her kommt man zuerst in das hohe Peristyl, das als Warteraum benützt werden mag. Es wird von Zimmern für die Sklaven und Leibwächter umgeben. Die folgenden kleineren Säle neben dem Hauptgange weisen wir den Beamten und Schreibern an, in dieser geräumigen hypäthralen Halle — die mit den Musen — ertheilt Hadrian Audienzen und es können sich in ihr die Gäste versammeln, denen er in diesem breiten Peristyl an seiner Tafel zu speisen gestattet. Die kleineren, gut erhaltenen Zimmer zur Seite des langen Ganges hier, der in die Wohnung des Verwalters führt, sollen den Pagen, Sekretären und anderen persönlichen Dienern des Cäsar gehören, der lange, mit edlem Porphyr und grünem Marmor getäfelte und mit dem schönen Bronzefries geschmückte Raum wird Hadrian, denke ich, als Arbeitsgemach und Ruhezimmer gefallen."

„Vortrefflich," rief Titianus. „Ich möchte Deinen Plan der Kaiserin zeigen."

„Dann werde ich statt acht Tage eben so viel Wochen brauchen," entgegnete Pontius gelassen.

„Du hast Recht," gab der Präfekt lachend zurück. „Aber sage, Keraunus, warum fehlen gerade in den besten Zimmern die Thüren?"

„Sie bestanden aus kostbarem Thyiaholze und man begehrte sie in Rom zu haben."

„Ich bin dort wohl einer oder der andern begegnet,“ murmelte der Präfekt.

„Deine Schreiner müſſen ſich tummeln, Pontius.“

„Sage lieber, die Teppichhändler können ſich freuen. Wo es angeht, verſchließen wir mit ſchweren Vorhängen die Pforten.“

„Was wird aus dieſer feuchten Wohnung für Fröſche, die, wenn ich nicht irre, an den Speiſeſaal ſtoßen muß?“

„Ein mit Blattpflanzen angefüllter Garten.“

„Das läßt ſich hören. Aber die zerbrochenen Bildſäulen da drin?“

„Die ſchlimmſten ſchaffen wir fort.“

„Steht Apoll mit den neun Muſen nicht in dem von Dir zum Audienzſaal beſtimmten Raume?“

„Ja.“

„Sie ſind, denk' ich, erträglich erhalten?“

„So ſo.“

„Die Urania fehlt gänzlich,“ bemerkte der Palaſtvorſteher, indem er immer noch den Plan vor ſich hin hielt.

„Wo kam ſie hin?“ fragte Titianus nicht ohne Erregung.

„Deinem Vorgänger, dem Präfekten Haterius Nepos, gefiel ſie beſonders und er nahm ſie mit ſich nach Rom,“ lautete die Antwort.

„Warum auch gerade Urania!“ rief Titianus verdrießlich. „Sie darf im Audienzſaal des himmelskundigen Kaiſers nicht fehlen. Was iſt da zu thun?“

„Es wird ſchwer ſein, eine andere fertige Urania in der Größe ihrer Schweſtern zu finden, und zum

Suchen fehlt es an Zeit; ſo muß denn eine neue hergeſtellt werden."

„In acht Tagen?"

„Und eben ſo vielen Nächten!"

„Aber ich bitte Dich; ehe der Marmor . . ."

„Wer denkt an den! Papias macht uns eine aus Stroh und Tüchern und Gyps — ich kenne den Zauber — und damit die anderen nicht zu ſehr von ihrer neugeborenen Schweſter abſtechen, ſo werden die weiß übertüncht."

„Vortrefflich; aber warum wählſt Du einen Papias, da wir doch einen Harmodius haben?"

„Harmodius nimmt es ernſt mit der Kunſt, und ehe er fertig iſt mit ſeinen Entwürfen, kommt ſchon der Kaiſer. Papias arbeitet mit dreißig Gehülfen, was man auch bei ihm beſtellt, wenn es nur Geld bringt. Seine letzten Sachen freilich, beſonders die ſchöne Hygyieia für den Juden Doſitheos und die im Cäſareum aufgeſtellte Büſte Plutarch's machten mich ſtutzig, denn ſie ſind voller Anmuth und Kraft. Aber wer mag unterſcheiden, was ihm gehört, was ſeinen Schülern? Genug, er weiß, wie man's macht, und gibt es was Rechtes zu verdienen, ſo haut er Dir in fünf Tagen eine ganze Seeſchlacht aus Marmor."

„So gib Papias den Auftrag. Aber die armen, verſtümmelten Fußböden; was thuſt Du mit ihnen?"

„Gyps und Farbe muß ſie heilen," entgegnete Pontius. „Wo das nicht glücken will, legen wir nach der Sitte des Morgenlandes Teppiche über den Eſtrich. Gnädige Nacht, wie dunkel es wird! Gib den Plan,

Keraunus, und ſorge für Fackeln und Lampen, denn der heutige Tag und ſeine Nachfolger werden vierundzwanzig voll gemeſſene Stunden haben. Ich bitte Dich um ein halbes Dutzend zuverläſſige Sklaven, Titian. Sie müſſen als Boten benützbar ſein. Was ſtehſt Du da, Mann? Licht hab' ich geſagt! Ein halbes Leben hatteſt Du Zeit, Dich auszuruhen, und Dir blühen nach dem Abſchied des Kaiſers eben ſo viel Jahre zu dem gleichen köſtlichen Zwecke . . ."

Der Verwalter hatte ſich bei dieſen Worten ſchweigend entfernt, der Baumeiſter ſchenkte ihm aber nicht das Ende ſeines Satzes und rief ihm nach:

„Wenn Du bis dahin nicht in Deinem Fette erſtickt biſt. Ob wohl Nilſchlamm oder Blut in den Adern dieſes Ungethüms rollt?"

„Kann mir gleich ſein," entgegnete der Präfekt, „wenn in den Deinen das immer prächtiger glühende Feuer nur bis zum Ende des Werkes aushält. Hüte Dich vor übergroßer Ermüdung am Anfang und muthe Deiner Kraft nicht das Unmögliche zu, denn Rom und die Welt erwarten noch Großes von Dir. Völlig beruhigt ſchreib ich nun dem Kaiſer, daß für ihn Alles auf der Lochias bereit ſein werde, und zum Abſchied rufe ich Dir zu: ‚Verzagen iſt Thorheit — wenn Pontius nur da und Pontius mit ſeinem Beiſtand zur Hand iſt.'"

Drittes Kapitel.

Der Präfekt befahl den neben ſeinem Wagen auf ihn wartenden Lictoren, in ſein Haus zu eilen und mehrere zuverläſſige, in Alexandria heimiſche Sklaven, die er einzeln namhaft machte, dem Baumeiſter Pontius zuzuführen und gleichfalls für dieſen Letztern ein gutes Ruhebett mit Polſtern und Decken, ſowie eine Mahlzeit und edlen Wein in den alten Palaſt auf der Lochias zu ſchicken. Dann beſtieg er ſeinen Wagen und fuhr durch das Bruchium dem Meere entlang zu dem das Cäſareum genannten Prachtbau.

Er kam nur langſam vorwärts, denn je mehr er ſich ſeinem Ziele näherte, je dichter wurde die Menge der neugierigen Bürger, die Kopf an Kopf das weitläufige Gebäude umſtanden.

Schon von fern leuchtete dem Präfekten helles Licht entgegen. Es ſtieg aus großen Pechpfannen gen Himmel, die man auf den Thürmen zu beiden Seiten des hohen, dem Meere zugewandten Thores des Cäſareums aufgeſtellt hatte.

Zur Linken und Rechten dieſer Pforte erhob ſich je ein ſtattlicher Obelisk. An beiden entzündete man noch die Lampen, welche geſtern an ihren vier Seiten und auf ihrer Spitze befeſtigt worden waren. „Zu Ehren Sabina's," dachte der Präfekt. „Was dieſer Pontius ausführt, hat Hand und Fuß, und es gibt kein überflüſſigeres Geſchäft, als ſeine Anordnungen zu überwachen."

Ganz erfüllt von dieſer Erwägung unterließ er es auch, ſich dem erleuchteten Thore zu nähern, das in den von Octavian gegründeten Tempel Julius Cäſar's führte; vielmehr befahl er dem Roſſelenker, an der den Gärten des Ptolemäerpalaſtes im Bruchium zugewandten und im ägyptiſchen Styl errichteten Pforte zu halten, die in das kaiſerliche Schloß führte. Dieſes letztere hatten die Alexandriner für Tiberius erbaut und es war unter den ſpäteren Kaiſern mancherlei Erweiterungen und Ausſchmückungen unterworfen worden. Ein heiliger Hain trennte es von dem Tempel des Cäſar, mit dem es durch einen bedeckten Säulengang verbunden war.

Vor dem Hauptthore hielten mehrere beſpannte Wagen und wartete eine ganze Schaar von weißen und ſchwarzen Sklaven neben den Sänften ihrer Herren. Lictoren drängten hier die ſchauluſtige Menge zurück, Offiziere lehnten dort an den Säulen und die römiſche Schloßwache ſammelte ſich ſoeben mit Waffengeraſſel und beim Klang einer Trompete hinter dem Thore, um ihre Ablöſung zu erwarten.

Ehrfurchtsvoll wich Alles vor dem Wagen des Präfekten zurück, und als Titianus durch die erleuch-

teten Säulengänge des Cäsareums schritt und an den zahlreichen hier aufgestellten Meisterwerken der Bildhauerkunst, den Gemäldereihen und den Sälen vorbei kam, in denen sich die Büchersammlung dieses Palastes befand, dachte er an die Mühe und Sorgfalt, welche er, von Pontius unterstützt, monatelang aufgewandt hatte, um diesen seit dem Aufbruch des Titus nach Judäa unbenutzt gebliebenen Palast zu einem dem Hadrian zusagenden Quartier umzugestalten.

Die Kaiserin bewohnte nun die für ihren Gemahl bestimmten, mit den auserlesensten Kunstwerken geschmückten Gemächer, und Titianus sagte sich mit Bedauern, daß es, nachdem Sabina einmal von ihrem Vorhandensein Kenntniß genommen, unmöglich sein würde, sie in den Palast auf der Lochias überzuführen.

Vor dem schönen Saale, welchen er dem Kaiser zugedacht hatte, damit er in ihm seine Besucher empfange, traf er den Kämmerer Sabina's, der es übernahm, ihn sogleich bei seiner Herrin einzuführen.

Die im Sommer geöffnete Decke der Halle, in der der Präfekt die Kaiserin finden sollte, war nun, um den Regen des alexandrinischen Winters abzuwehren und weil Sabina gewöhnlich selbst in der wärmeren Jahreszeit über Kälte zu klagen pflegte, durch einen frei schwebenden kupfernen Schirm, neben dem die Luft zum Kommen und Gehen eine weite Oeffnung fand, in zweckmäßiger Weise beschützt.

Als Titianus diesen Raum betrat, wehten ihm angenehme Wärme und feine Düfte entgegen. Die

erstere ward durch sehr eigenthümliche, inmitten der Halle stehende Oefen erzeugt. Der eine stellte die Schmiede Vulkan's dar. Hell glühende Holzkohlen lagen vor dem Blasebalge, den ein Automat in kurzen, regelmäßigen Zwischenräumen bewegte. Der Gott und seine Genossen aber, aus Erz gearbeitet, umstanden mit Zangen und Hämmern das wärmende Feuer. Der andere Ofen bestand aus einem großen silbernen Vogelneste, in dem gleichfalls Holzkohlen brannten. Ueber der Glut dieses letzteren schwebte himmelan die aus Erz gegossene, einem Adler gleichende Gestalt des Phönixvogels. Außerdem erhellten zahlreiche Lampen den reich mit edel geformten Sitzen, Ruhebetten und Tischen, Blumenvasen und Bildsäulen ausgestatteten Raum, welcher freilich zu groß erschien für die Zahl der in ihm versammelten Menschen.

Für kleine Zusammenkünfte hatten der Präfekt und Pontius früher ein ganz anderes Zimmer in's Auge gefaßt und seiner Bestimmung gemäß ausgestattet, die Kaiserin aber die Halle dem weniger geräumigen Zimmer vorgezogen. Mißbehagen, ja eine ihn befremdende Befangenheit erfüllte den hochgeborenen, ergrauten Staatsmann, als er die hier weilenden, zu kleinen Gruppen vereinten Menschen mit den Blicken zusammensuchen mußte und hier gedämpfte Worte, dort unverständliches Murmeln oder verhaltenes Kichern, nirgends aber eine frisch von den Lippen strömende Rede vernahm.

Einen Augenblick wollte es ihm vorkommen, als sei er in das Gemach der flüsternden Verleumdung

getreten, und doch war ihm bekannt, warum hier Niemand wagte, ungedämpft und frei herauszureden.

Laute Worte thaten der Kaiſerin wehe, eine helle Stimme war ihr ein Greuel, und doch verfügten wenige Menſchen über ſo weit vernehmbare und kräftige Bruſttöne, wie ihr eigener Gemahl, der ſich keinem Menſchen, auch nicht ſeiner Gattin gegenüber Zwang aufzuerlegen gewohnt war.

Sabina ſaß auf einem großen, mehr einem Bette als einem Stuhle gleichenden Ruheſitze. Ihre Füße waren tief in dem zottigen Felle eines Auerſtieres vergraben und ihre herniederhängenden Beine rings mit ſeidenen Federkiſſen umgeben.

Ihr Kopf war ſteil in die Höhe gerichtet. Man begriff kaum, wie ihr dünner Hals ihn und die Perlenſchnüre und Edelſteinketten, welche durch das hohe Gebäu ihrer blondrothen, in langen Cylindern dicht aneinander gereihten Locken geflochten waren, zu tragen vermochte. Das hagere Geſicht der Kaiſerin erſchien beſonders klein unter der Menge des natürlichen und künſtlichen Schmuckes, der ihre Stirn und ihren Scheitel bedeckte. Schön konnte es ſelbſt in ſeiner Jugend nicht geweſen ſein, aber es war regelmäßig geſchnitten und der Präfekt ſagte ſich, als er in Sabina's von winzigen Fältchen zerriſſene, weiß und roth gemalte Züge ſchaute, daß der Künſtler, dem vor einigen Jahren der Auftrag zuertheilt worden war, ſie als Venus victrix zu bilden, immerhin in der Lage geweſen ſein würde, der Göttin eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ſeinem kaiſerlichen Modell zu ertheilen. Wären nur die völlig

wimperlosen Augen dieser Matrone trotz der dunklen Pinselstriche an ihren Rändern nicht gar so winzig klein erschienen, hätten die Sehnen an ihrem Halse sich nur nicht aus dem Fleische, mit dem sie früher bedeckt gewesen waren, in so augenfälliger Weise hervorgedrängt.

Titianus ergriff, sich tief verneigend, Sabina's mit Ringen überladene Rechte, sie aber entzog schnell, als ob sie fürchte, daß es Schaden leiden könnte, dieß sorgsam gepflegte, aber für keinen nützlichen Zweck verwendbare Spielzeug dem Freunde und Verwandten ihres Gemahls und verbarg Hand und Arm unter ihrem Obergewande; die herzliche Begrüßung des Präfekten erwiederte sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Wärme.

Sie sah jetzt Titianus, den sie zu Rom in früherer Zeit täglich in ihrem Hause zu sehen gewohnt gewesen war, in Alexandria zum ersten Mal; denn gestern war sie, erschöpft von den Leiden der Seefahrt, in einer verschlossenen Sänfte in das Cäsareum getragen worden, heute Morgen aber hatte sie seinen Besuch abweisen müssen, weil sie von ihren Aerzten, Badefrauen und Haarkünstlern völlig in Anspruch genommen worden war.

„Wie hältst Du es aus in diesem Lande?“ fragte sie mit leiser, schmelzloser Stimme, aus der man stets herauszuhören meinte, daß das Reden ein schweres, lästiges, fruchtloses Geschäft sei. „Um Mittag brennt die Sonne und des Abends wird es so kalt, so unerträglich kalt.“

Bei dieſen Worten zog ſie ihr Obergewand noch feſter um ſich, Titianus aber wies auf die Oefen inmitten der Halle und ſagte:

„Ich dachte, wir hätten dem ohnehin matten Bogen des ägyptiſchen Winters die Sehne zerſchnitten.“

„Immer noch jung, immer noch bilderreich, immer noch ein Dichter,“ entgegnete die Kaiſerin matt. „Ich habe vor zwei Stunden auch Deine Gattin begrüßt. Ihr ſcheint Afrika weniger gut zu bekommen; ich erſchrak, die ſchöne Matrone Julia ſo wiederzufinden. Sie ſieht nicht gut aus.“

„Die Jahre ſind die Feinde der Schönheit.“

„Häufig, aber die echte Schönheit hat ihrem Angriff oft widerſtanden.“

„Du ſelbſt biſt der lebende Beweis für Deine Behauptung.“

„Das heißt, daß ich alt werde.“

„Nein, daß Du ſchön zu bleiben verſtehſt.“

„Dichter,“ murmelte die Kaiſerin und ihre ſchmale Unterlippe verzog ſich.

„Die Staatsgeſchäfte ſind der Muſe nicht hold.“

„Aber wer die Dinge ſchöner ſieht, als ſie ſind, oder ſie doch mit glänzenderen Namen benennt, als ſie es verdienen, den nenn' ich einen Dichter, einen Schwärmer, einen Schmeichler, — wie es ſo kommt.“

„Die Beſcheidenheit findet auch für wohlverdiente Bewunderung abweiſende Worte.“

„Wozu dieß thörichte Wortgepläntel,“ ſeufzte Sabina und warf ſich tief in den Stuhl zurück. „Du biſt bei den Sylbenſtechern hier im Muſeum in die

Schule gegangen, ich nicht. Da drüben ſitzt der Sophiſt Favorinus. Er beweist vielleicht dem Aſtronomen Ptolemäus, daß die Sterne nichts ſind als Blutflecken in unſerem Auge, die wir am Himmel zu ſehen wähnen. Florus der Hiſtoriker zeichnet dieſe wichtige Unterredung auf, der Dichter Pankrates beſingt den großen Gedanken des Philoſophen, und welche Aufgabe bei dieſem wichtigen Anlaß dem Grammatiker dort zufallen wird, das weißt Du beſſer als ich. Wie heißt der Mann?"

„Apollonius."

„Hadrian gab ihm den Beinamen des Dunklen. Je ſchwerer man dieſer Herren Reden verſteht, je höher werden ſie geſchätzt."

„Nach dem, was in der Tiefe ruht, muß man tauchen; was auf der Oberfläche ſchwimmt, führt jede Welle fort und die Kinder ſpielen damit. Apollonius iſt ein großer Gelehrter."

„So ſollte ihn mein Gatte bei ſeinen Schülern und Büchern laſſen. Er hat gewünſcht, daß ich dieſe Leute zur Tafel lade. Den Florus und Pankrates ließ ich mir gefallen — aber die Andern."

„Von Favorinus und Ptolemäus könnt' ich Dich leicht befreien; ſchicke ſie dem Kaiſer entgegen."

„Zu welchem Zweck?"

„Um ihn zu unterhalten."

„Er hat ſein Spielzeug bei ſich," ſagte Sabina, und ihre Lippen hoben ſich dießmal mit dem Ausdruck bitterer Verachtung.

„Sein kunſtſinniges Auge freut ſich an den viel-

gerühmten Formen des Antinous, den es mir bisher noch nicht zu ſehen vergönnt war."

„Du biſt geſpannt auf dieß Wunder?"

„Ich will es nicht leugnen."

„Und wünſcheſt dennoch die Begegnung mit dem Kaiſer hinauszuſchieben?" fragte Sabina, und aus ihren kleinen Augen blitzte ein prüfender, mißtrauiſcher Blick. „Warum willſt Du die Ankunft meines Gatten verzögern?"

„Brauch' ich Dir zu ſagen," entgegnete Titianus lebhaft, „wie ſehr ich mich freue, meinen Gebieter und Jugendgefährten, den größten und weiſeſten Menſchen, nach vier Jahren wiederzuſehen? Was gäb' ich darum, wenn er ſchon hier wäre! Dennoch wollt' ich, er träfe nicht in acht, ſondern in vierzehn Tagen hier ein."

„Was gibt es?"

„Ein reitender Bote überbrachte mir heute einen Brief, in dem der Kaiſer erklärt, in dem alten Palaſt auf der Lochias, nicht hier im Cäſareum abſteigen zu wollen."

Bei dieſen Worten runzelte ſich die Stirn Sabina's, ihr Blick ſenkte ſich finſter und ſtarr in ihren Schooß, und ihre Unterlippe zwiſchen die Zähne ziehend, ziſchte ſie:

„Weil ich hier wohne!"

Titianus gab ſich das Anſehen, als habe er dieſe Worte überhört, und fuhr in leichtem Tone fort:

„Er findet dort jene weite Ausſchau in die Ferne, die er von Jugend auf liebt. Aber das alte Bau-

werk ist verfallen, und wenn ich auch schon mit Hülfe unseres vorzüglichen Architekten Pontius begonnen habe alle Kräfte aufzubieten, um wenigstens einen Theil desselben in eine mögliche und nicht gerade unbequeme Wohnung umzugestalten, so ist doch die Zeit zu kurz, um etwas Rechtes, Würdiges . . ."

„Ich wünsche meinen Gemahl je eher je lieber hier zu sehen," unterbrach die Kaiserin den Präfekten mit Entschiedenheit.

Dann wandte sie sich dem die rechte Wand der Halle begrenzenden, ziemlich weit von ihrem Ruhesitze entfernten Säulengange zu und rief:

„Verus!"

Aber ihre Stimme war so schwach, daß sie ihr Ziel nicht erreichte, und so wandte sie sich zu dem Präfekten und sagte:

„Ich bitte Dich, rufe mir Verus, den Prätor Lucius Aurelius Verus herbei."

Titianus folgte sogleich diesem Geheiß.

Er hatte bereits bei seinem Eintritt in die Halle mit dem Manne, den die Kaiserin zu sprechen wünschte, freundliche Grüße getauscht. Jetzt wurde er von demselben nicht früher bemerkt, als bis er dicht an seine Seite getreten, denn er bildete den Mittelpunkt einer kleinen Gruppe von Männern und Frauen, die an seinem Munde hingen.

Was er ihnen mit leiser Stimme erzählte, mußte außerordentlich lustig sein, denn man sah seinen Zuhörern an, daß sie sich alle Mühe gaben, ihr leises Kichern nicht in lautes, die weite Halle er-

ſchütterndes Gelächter ausarten zu laſſen, das die Kaiſerin haßte.

Als der Präfekt Verus erreicht hatte, ſchlug dieſem eben ein junges Mädchen, deſſen hübſcher Kopf von einem wahren Berge kleiner rundlicher Löckchen gekrönt war, auf den Arm und ſagte:

„Aber das iſt zu ſtark; wenn Du ſo fortfährſt, ſo halt' ich mir künftig, wenn Du mich anredeſt, die Ohren zu, ſo wahr ich Balbilla heiße."

„Und von König Antiochus abſtamme," fügte Verus ſich verneigend hinzu.

„Immer der Alte," lachte der Präfekt, dem Uebermüthigen winkend. „Sabina wünſcht Dich zu ſprechen."

„Gleich, gleich," entgegnete Verus. „Meine Geſchichte iſt wahr und ihr ſolltet ihr alle dankbar ſein, denn ſie hat uns von dem langweiligen Grammaticus befreit, der nun dort drüben meinen witzigen Freund Favorinus feſthält. Dein Alexandria gefällt mir, Titianus, aber eine Großſtadt wie Rom iſt es doch nicht. Die Leute haben noch nicht verlernt ſich zu wundern. Sie gerathen noch in Erſtaunen. Als ich ſpazieren fuhr . . ."

„Deine Läufer ſollen mit Roſen im Haar und Flüglein an den Schultern Dir als Liebesgötter vorausgeſchwebt ſein."

„Den Alexandrinerinnen zur Ehre."

„Wie zu Rom den Römerinnen und zu Athen den attiſchen Frauen," unterbrach ihn Balbilla.

„Des Prätors Läufer rennen ſchneller als parthiſche

Roſſe," rief der Kämmerer der Kaiſerin. „Er hat ihnen den Namen der Winde gegeben."

„Den ſie verdienen," fügte Verus hinzu. „Komm jetzt, Titianus."

Vertraulich legte er ſeinen Arm in den des Präfekten, welcher mit ihm verwandt war, und murmelte ihm, während ſich Beide Sabina näherten, in's Ohr:

„Zu des Kaiſers Beſtem laß ich ſie warten."

Der Sophiſt Favorinus, welcher mit dem Aſtronomen Ptolemäus, dem Grammatiker Apollonius und dem Philoſophen und Dichter Pankrates an einer andern Stelle der Halle im Geſpräch verweilte, ſchaute beiden Männern nach und ſagte:

„Ein ſchönes Paar. Der Eine die Verperſönlichung der weltbeherrſchenden, ehrwürdigen Roma, der Andere mit ſeiner Hermesgeſtalt . . ."

„Der Andere," unterbrach der Grammatiker den Sophiſten mit Ernſt und Unwillen, „der Andere iſt das Abbild des Uebermuthes, der bis zum Unſinn geſteigerten Ueppigkeit und der ſchmählichen Verderbtheit der Hauptſtadt. Dieſer wüſte Weiberheld . . ."

„Ich will ſeine Art nicht vertheidigen," fiel ihm Favorinus mit wohllautender Stimme und einer Feinheit der Ausſprache des Griechiſchen in's Wort, die ſelbſt den Grammatiker entzückte. „Sein Thun und Treiben iſt ſchmählich, aber Du wirſt mir zugeben müſſen, daß ſein Weſen vom Zauber der helleniſchen Schönheit geſtreift ward, daß die Charitinnen ihn

küßten, als er in's Leben eintrat, und daß er, den die ernſte Tugendlehre verdammt, von dem freundlichen Schönheitsſinn mit Lob und Kränzen geehrt zu werden verdient."

„Für den Künſtler, der ein Modell braucht, iſt er ein gefundener Biſſen."

„Die Richter in Athen ſprachen Phryne frei, weil ſie ſchön war."

„Sie thaten Unrecht."

„Kaum im Sinne der Götter, deren vollendetſte Werke Achtung verdienen."

„Auch in ſchönen Gefäßen findet man Gift."

„Aber Leib und Seele entſprechen einander dennoch ſtets in gewiſſem Maße."

„Kannſt Du es wagen, den ſchönen Verus auch den trefflichen zu nennen?"

„Nein, aber der ruchloſe Lucius Aurelius Verus iſt zugleich der heiterſte, anmuthigſte aller Römer, der, fern von jeder Bosheit und Sorge, ſich um keine Tugendlehre bekümmert, der, was ihm gefällt, zu beſitzen begehrt und dafür auch einem Jeden zu gefallen beſtrebt iſt."

„An mir hat er dieſe Mühe verſchwendet."

„Ich thu' ihm den Willen!"

Die letzten Worte ſowohl des Grammatikers als des Sophiſten waren lauter geſprochen worden, als es in Gegenwart der Kaiſerin üblich war.

Sabina, welche eben dem Prätor erzählt hatte, welche Wohnung ihr Gatte gewählt habe, zog auch

ſogleich die Schultern zuſammen und bewegte den Mund, als ob ſie Schmerz empfinde; Verus aber wandte ſein ſchönes, bei aller Feinheit und Regelmäßigkeit der Formen männliches Antlitz mißbilligend den Redenden zu.

Sein großes, glänzendes Auge begegnete dabei einem feindſeligen Blicke des Grammatikers.

Eine Kundgebung der Abneigung gegen ſeine Perſon gehörte für ihn zu den unerträglichen Dingen, und ſo fuhr er denn ſchnell mit der Hand durch ſein blauſchwarzes, nur an den Schläfen leicht ergrauendes Haar, welches ungelockt, aber in weichen, ſanft gebogenen Wellen ſein Haupt umgab, und ſagte unbekümmert um Sabina's Frage nach ſeiner Anſicht über die letzte Verfügung ihres Gemahls:

„Ein widerwärtiger Geſell, dieſer Wortklauber. Er hat ein böſes Auge, das uns alle mit Schaden bedroht, und ſeine Trompetenſtimme kann Dir nicht weher thun als mir. Müſſen wir ihn täglich bei Tiſche ertragen?“

„Hadrian wünſcht es.“

„So reiſe ich nach Rom,“ entgegnete Verus. „Meine Frau will ohnehin zu den Kindern zurück, und als Prätor ſchickt es ſich für mich beſſer, am Tiber zu ſein als am Nil.“

Dieſe Worte wurden ſo leichthin geſprochen, als ob ſie einen Vorſchlag für die Abendmahlzeit enthielten; ſie ſchienen aber die Kaiſerin ſehr zu erregen, denn ſie ſchüttelte den Kopf, welcher, ſo lange Titianus mit ihr geredet hatte, faſt unbeweglich

erſchienen war, ſo heftig, daß die Perlen und Edelſteine in ihrem Lockengebäude zuſammenſchlugen.

Dann ſchaute ſie einige Sekunden lang ſtarr in ihren Schooß.

Während Verus ſich bückte, um einen aus ihrem Haar gefallenen Diamanten aufzuheben, ſagte ſie ſchnell:

„Du haſt Recht. Apollonius iſt unerträglich. Schicken wir ihn meinem Gatten entgegen.“

„Dann bleib' ich,“ entgegnete Verus, ſo vergnügt wie ein trotziger Knabe, dem man ſeinen Willen gethan hat.

„Wirbelwind!“ hauchte Sabina und drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Zeig' dieſen Stein, er iſt einer von den größten und reinſten; Du darfſt ihn behalten.“

Als eine Stunde ſpäter Verus mit dem Präfekten die Halle verließ, ſagte dieſer:

„Du haſt mir, ohne es zu ahnen, einen Dienſt erwieſen, Vetter. Kannſt Du bewirken, daß man den Aſtronomen Ptolemäus und den Sophiſten Favorinus mit dem Grammatiker dem Kaiſer bis Peluſium entgegenſchickt?“

„Nichts leichter als das,“ lautete die Antwort.

Noch am ſelben Abend brachte der Haushofmeiſter des Präfekten dem Baumeiſter Pontius die Nachricht, daß ihm für ſeine Arbeiten ſtatt acht oder neun, wahrſcheinlich vierzehn Tage zur Verfügung ſtehen würden.

Viertes Kapitel.

Im Cäsareum, der Wohnung der Kaiserin, erlosch ein Licht nach dem andern, in dem Palast auf der Lochias aber wurde es heller und heller.

Bei jeder festlichen Beleuchtung des Hafens pflegten Pechpfannen auf dem Dach und lange Reihen von Lampen, welche den architektonischen Linien des stattlichen Bauwerkes folgten, zu brennen; aus seinem Innern aber hatte seit Menschengedenken kein so helles Licht gestrahlt wie in dieser Nacht.

Die Hafenwächter schauten zuerst voll Besorgniß zu der Lochias hinauf, denn sie fürchteten, ein Feuer sei in dem alten Schlosse ausgebrochen; bald aber wurden sie durch einen Lictor des Präfekten Titianus beruhigt, denn er ertheilte ihnen den Befehl, die Hafenthore in dieser und jeder folgenden Nacht bis zur Ankunft des Kaisers für alle offen zu halten, die im Auftrage des Baumeisters Pontius aus der Lochias in die Stadt oder aus der Stadt auf die Landzunge zu gehen wünschen sollten.

Und es verlief auch bis lange nach Mitternacht

keine Viertelſtunde, in der nicht Leute, welche der Architekt zu ſich beſchieden hatte, an die nur angelehnte, aber gut behütete Pforte geklopft hätten.

Auch das Thorwächterhäuschen war hell beleuchtet.

Die Vögel und die Katze der alten Frau, welche der Präfekt und ſein Begleiter neben ihrem Weinkruge ſchlummernd gefunden hatten, ſchliefen nun feſt, die kleinen Hündinnen aber ſtürzten, ſobald ein neuer Ankömmling durch die offene Pforte ſchritt, laut kläffend in den Hof.

„Aber Aglaja, was ſoll man von dir denken; ſchönſte Thalia, ſchickt ſich denn das für ein artiges Thierchen; komm hieher, Euphroſyne, und ſei hübſch verſtändig," rief die Alte, welche nun völlig wach, die getrocknete Wäſche zuſammenlegend, hinter ihrem Tiſche ſtand, mit beſonders freundlicher, nichts weniger als gebieteriſcher Stimme.

Die mit den Namen der Grazien geſchmückten Kläffer kümmerten ſich denn auch wenig um dieſe freundliche Mahnung; zu ihrem Nachtheil, denn jeder von ihnen hatte mehr als einmal Gelegenheit, wenn ihn der Fuß eines neuen Ankömmlings getroffen, ſchreiend und winſelnd in das Häuschen zu kriechen und nach Troſt verlangend ſich an ſeine Herrin zu ſchmiegen. Dieſe hob auch jedesmal die Leidenden zu ſich hinauf und beruhigte ſie mit Küſſen und Schmeichelworten.

Die Alte war nicht mehr allein, denn im Hintergrund des Zimmers lag auf dem vor der Apolloſtatue ſtehenden langen und ſchmalen Ruhebette ein großer,

hagerer, mit einem rothen Chiton bekleideter Mann. Ein von der Decke herniederhängendes Lämpchen beſchien ihn und die Laute, auf der er ſpielte, mit mattem Licht.

Zu dem leiſen Klang der Saiten dieſes ziemlich großen Inſtrumentes, das er neben ſich in das Polſter ſtemmte, ſang oder murmelte er vielmehr lange Stücke.

Zwei-, drei- und viermal wiederholte er die gleichen Weiſen.

Manchmal ließ er plötzlich ſeine hohe, und obgleich ſein Haar völlig ergraut war, nicht übel klingende Stimme laut ertönen und ſang einige Sätze voller Ausdruck und mit kunſtreichem Vortrag; manchmal aber, wenn die Hunde gar zu ungeſtüm bellten, ſprang er auf und ſtürzte mit ſeiner Laute in der Linken und einem langen, biegſamen Schilfrohr in der Rechten in den Hof, ſchrie den Kläffern ihre Namen entgegen und hieb auf ſie ein, als wollt' er ſie tödten, aber er traf gefliſſentlich nie ihren Leib, ſondern ſchlug immer nur neben ſie hin auf das Pflaſter.

Wenn er von ſolchem Ausfalle heimkehrend ſich auf ſeinem Lager ausſtreckte, rief die Alte, indem ſie nach dem hängenden Lämpchen wies, an das der heftige Mann häufig mit dem Kopfe rührte:

„Euphorion — das Oel!“

Er aber entgegnete immer mit derſelben drohenden Handbewegung und dem gleichen Rollen ſeiner ſchwarzen Augen:

„Das Viehzeug!“

Eine Stunde lang mochte der eifrige Sänger

ſeine muſikaliſchen Uebungen fortgeſetzt haben, als die Hunde nicht bellend, ſondern mit lautem Freudengeheul in den Hof jagten.

Die Alte legte ſchnell ihre Wäſche aus der Hand und lauſchte in's Freie, ihr hochgewachſener Mann aber ſagte:

„Dem Kaiſer fliegen ſo viel Vögel voraus, wie Möven dem Sturm. Wenn man uns nur in Ruhe läßt!“

„Gib Acht, das iſt Pollux; ich kenne die Hunde,“ rief das Weib und eilte ſo ſchnell ſie vermochte über ihre Schwelle in's Freie hinaus.

Da ſtand ſchon der Erwartete und hob die drei vierfüßigen Grazien, die an ihm hinaufſprangen, eine hinter der andern an dem Rückenfell in die Höhe und gab jeder einen leiſen Naſenſtüber.

Als er dann die Alte erblickte, faßte er mit beiden Händen ihren Kopf, küßte ihre Stirn und ſagte:

„Guten Abend, kleine Mutter.“

Dem Sänger ſchüttelte er die Hand und rief dabei:

„Sei gegrüßt, großer Vater.“

„Biſt nicht kleiner als ich,“ entgegnete der alſo Angeredete, zog den jungen Mann an ſich und legte ſeine große Hand flach auf den eigenen grauen und zugleich auf den mit vollem braunem Haar geſchmückten Kopf ſeines Erſtgeborenen.

„Wie aus der gleichen Form gehoben,“ rief der Jüngling; und in der That ſah er ſeinem Vater ſehr ähnlich; freilich ſo wie ein edles Roß einem ſchlichten

Pferde, wie Marmor dem Kalkſtein, wie die Ceder der Kiefer.

Beide waren von ſtattlicher Größe, hatten ſtarkes Haar, dunkle Augen und mäßig gebogene, völlig gleich geformte Naſen; aber die Heiterkeit, die aus dem Blick des Jünglings ſtrahlte, die hatte er nicht von dem langen Sänger geerbt, ſondern von der kleinen Frau, die, ſeinen Arm ſtreichelnd, zu ihm aufſah.

Und woher kam ihm das mächtige, unbeſchreibliche Etwas, das ſein Haupt adelte, und von dem man nicht wußte, ob es von ſeinen Augen ausging oder von der hohen, ganz anders als die des Alten gewölbten Stirn?

„Ich wußte, daß Du kommen würdeſt," rief ſeine Mutter. „Heut Nachmittag hat mir's geträumt und ich will Dir beweiſen, daß Du mich nicht überraſcheſt. Dort auf dem Kohlenbecken ſteht der gedämpfte Kohl mit den Würſtchen und wartet auf Dich."

„Ich kann jetzt nicht bleiben," entgegnete Pollux, „ich kann wahrhaftig nicht, ſo freundlich mir auch Dein gutes Geſicht zulacht und die lieben Wurſtäuglein im Kohl mich anblinzeln. Mein Meiſter Papias iſt vorangegangen, und drin im Palaſt wird es gelten, ein Wunder in kürzerer Zeit zu Stande zu bringen, als man ſonſt bedarf, um zu überlegen, von welcher Seite man ſeine Arbeit anfaſſen ſoll."

„So bring' ich Dir den Kohl in das Schloß," ſagte Doris und ſtellte ſich auf die Zehen, um dem Munde ihres großen Sohnes ein Würſtchen zu nähern.

Pollux biß kräftig zu und ſagte dann kauend:

„Ausgezeichnet! Ich möchte, das Ding, das ich da oben formen will, würde ſo ſicher eine gute Statue, wie der ſaftige Cylinder, welcher hier eben verſchwindet, eine bemerkenswerth vortreffliche Wurſt war.“

„Noch eine?“ fragte Doris.

„Nein, Mutter; und Du ſollſt mir auch den Kohl nicht hinauftragen. Bis nach Mitternacht darf kein Augenblick verloren werden, und mach' ich dann eine Pauſe, ſo mußt Du längſt von allerlei luſtigen Dingen träumen.“

„Ich bringe Dir den Kohl,“ ſagte der Vater, „denn ich komme ohnehin nicht ſo bald zu Bette. Der Hymnus an Sabina, den Meſomedes gedichtet, ſoll, ſobald die Kaiſerin das Theater beſucht, mit Chören aufgeführt werden, und ich habe die hohe Stimme unter den Greiſen, die durch ihren Anblick wieder jung werden, zu führen. Morgen iſt Probe und ich kann noch gar nichts. Das Alte ſteckt mir Ton für Ton in der Kehle, aber das Neue, das Neue!“

„Es iſt darnach,“ lachte Pollux.

„Wollten ſie nur Deines Vaters Satyrſpiel und ſeinen Theſeus zur Aufführung bringen!“ rief Doris.

„Warte nur, ich empfehle ihn dem Kaiſer, wenn er mich erſt als den Phidias ſeiner Zeit mit Stolz ſeinen Freund nennt. Fragt er mich dann: ‚Wer iſt der Glückliche, der Dich erzeugte?‘ ſo werde ich ſagen: ‚Euphorion iſt's, der göttliche Dichter und Sänger;

meine Mutter aber iſt eine würdige Matrone, die Hüterin Deines Palaſtes, die grauliche Wäſche in ſchneeweißes Linnen verwandelnde Doris.'"

Dieſe letzten Worte ſang der junge Künſtler mit ſchöner und kräftiger Stimme nach einer von ſeinem Vater erdachten Weiſe.

„Wäreſt Du Sänger geworden!" rief Euphorion.

„Dann hätt' ich die Ausſicht," gab Pollux zurück, „am Abende meines Lebens in dieſem Häuschen Dein Nachfolger zu werden."

„Jetzt pflanzſt Du für elenden Lohn die Lorbeeren, mit denen Papias ſich ſchmückt," entgegnete der Alte, die Achſeln zuckend.

„Auch ſeine Stunde ſchlägt, auch er wird anerkannt werden," fiel Doris ein; „ich hab' ihn mit einem großen Kranz auf den Locken im Traum geſehen."

„Geduld, Vater, Geduld!" ſagte der junge Mann und ergriff des Vaters Hand. „Ich bin jung und geſund und thue, was ich vermag, hier hinter der Stirn wimmelt's von guten Gedanken; was ich ſelbſtändig vollenden durfte, hat wenigſtens Anderen zum Ruhm gereicht, und obgleich es noch lange nicht dem Schönheitsbilde gleicht, das ich da — da — da in weiter Ferne hinter Nebeln ahne, ſo meine ich doch, daß, wenn auf das alles das Glück in einer freundlichen Stunde ein paar friſche Thautropfen fallen läßt, immerhin etwas mehr aus mir werden kann, als die kläglich bezahlte rechte Hand des Papias, der da oben ohne mich nicht wiſſen wird, was er thun ſoll."

„Nur immer munter und fleißig!“ rief Doris.

„Hilft nichts ohne Glück,“ murmelte der Sänger und zuckte die Achseln.

Der junge Künstler sagte seinen Eltern Lebewohl und wollte sich entfernen, seine Mutter aber hielt ihn zurück, um ihm die jungen Stieglitze zu zeigen, die gestern aus den Eiern gekrochen waren.

Pollux that ihr den Willen, nicht nur um ihr gefällig zu sein, sondern weil es ihn freute, den bunten Vogel zu sehen, der seine Kleinen beschützte und wärmte.

Neben dem Käfig stand der große Weinkrug und der von ihm selbst mit zierlichem Bildwerk bedeckte Becher seiner Mutter.

Sein Blick fiel auf diese Gefäße und schweigend rückte er sie hin und her.

Dann faßte er sich ein Herz und sagte lachend:

„Der Kaiser wird hier oft vorüberkommen, Mutter. Laß jetzt die Feier Deiner dionysischen Feste. Wie wär's, wenn Du Dich zu einem Viertel Wein und drei Viertel Wasser entschlössest? Es mundet auch so.“

„Schade um die gute Gabe,“ entgegnete die Alte.

„Ein Viertel Wein, mir zu Gefallen,“ bat Pollux, ergriff beide Schultern seiner Mutter und küßte ihre Stirn.

„Dir zu Gefallen, großer Junge?“ fragte Doris und ihre Augen füllten sich mit Thränen; „für Dich, wenn es sein muß, lauter elendes Wasser! Euphorion, Du magst nachher den Rest aus dem Kruge trinken!“

Der Baumeiſter Pontius hatte ſeine Thätigkeit begonnen, zunächſt nur unterſtützt von ſeinen Gehülfen, welche ihm zu Fuß nachgefolgt waren. Vermeſſend, erwägend, kurze Briefe hinwerfend und Zahlen, Namen, Gedanken in den Grundriß und auf doppelte Wachstafeln verzeichnend, war er keinen Augenblick müßig.

Häufig wurde er durch die auf die Lochias beſchiedenen Vorſteher der Werkſtätten und Fabriken, deren Thätigkeit er in Anſpruch zu nehmen gedachte, unterbrochen.

Sie kamen zu ſo ſpäter Stunde, denn ſie waren im Auftrag des Präfekten berufen worden.

Als einer der Letzten ſtellte ſich der Bildhauer Papias ein, obgleich ihm Pontius mit eigener Hand geſchrieben hatte, daß er ihm für den Kaiſer einen großen lohnenden und beſonders eiligen Auftrag zu ertheilen habe, der vielleicht ſchon in dieſer Nacht in Angriff genommen werden könnte. Es handle ſich um die Statue einer Urania, die in zehn Tagen, in der Weiſe, die er, Papias, bei dem letzten Adonisfeſte angewandt habe, und nach den Maßen, welche er, Pontius, beilege, auf der Lochias ſelbſt vollendet werden müßte. Ueber viele Herſtellungsarbeiten, die nicht weniger ſchnell ausgeführt werden ſollten, und die zu zahlenden Preiſe würde man ſich an Ort und Stelle einigen.

Der Bildhauer war ein umſichtiger Mann und erſchien nicht allein, ſondern mit ſeinem beſten Gehülfen Pollux, dem Sohne des Thorhüterpaares, und mehreren Sklaven, welche ihm auf Karren und Wagen

Werkzeuge, Breter, Thon, Gyps und andere Rohstoffe nachführten.

Auf dem Weg in die Lochias hatte er dem jungen Bildhauer mitgetheilt, um was es sich handle, und ihm in herablassendem Tone eröffnet, daß er ihm gestatten werde, bei der Herstellung der Urania seine Kraft zu versuchen.

An der Pforte des Palastes hatte er Pollux aufgefordert, seine Eltern zu begrüßen und sich dann allein in das Schloß begeben, um ohne Zeugen die Verhandlungen mit dem Baumeister Pontius zu eröffnen.

Der junge Gehülfe verstand seinen Meister.

Er wußte, daß es ihm obliegen würde die Urania auszuführen, und daß sein Brodherr, nachdem er einige kleine Aenderungen an der fertigen Arbeit vorgenommen, sie für sein eigenes Werk erklären werde.

Das Gleiche hatte sich Pollux seit zwei Jahren mehr als einmal gefallen lassen, und er fügte sich auch heute wie immer ohne Widerrede diesem unredlichen Verfahren, denn bei seinem Meister gab es zu thun, und das Schaffen war ihm der höchste aller Genüsse.

Papias, zu dem er sich früh in die Lehre begeben und dem er sein Können verdankte, war kein Knauser, er aber brauchte Geld, nicht nur für sich, sondern weil er es auf sich genommen, seine verwittwete Schwester mit ihren Kindern, als wären sie seine eigene Familie, zu ernähren. Es freute ihn auch, einiges Behagen in das Häuschen seiner armen Eltern bringen und seinen jungen Bruder Teuker, der sich der Steinschneide-

kunſt gewidmet hatte, während ſeiner Lehrzeit erhalten zu können.

Manchmal kam es ihm wohl in den Sinn, ſeinem Brodherrn zu kündigen, ſich auf eigene Füße zu ſtellen und Lorbeeren zu ernten; aber was ſollte aus denen werden, die ſich auf ſeine Hülfe verließen, wenn er ſeinen ſichern, guten Erwerb preisgab und wenn er, wie es ſo vielen unbekannten Anfängern ergangen, ohne Beſtellungen blieb?

Was nützte ihm alles Können und der redlichſte Wille, wenn ſich ihm keine Gelegenheit bot, ſeine Werke in edlem Material auszuführen? Mit eigenen Mitteln war er ja nicht im Stande, es anzuſchaffen.

Während er bei ſeinen Eltern vorſprach, hatte Papias ſeine Verhandlungen mit dem Baumeiſter begonnen.

Pontius legte dem Bildhauer das, was er von ihm begehrte, dar.

Dieſer hörte aufmerkſam zu, unterbrach den Andern nie, ſtrich nur ſein mit beſonderer Sorgfalt raſirtes, ſo ebenmäßig wie eine Wachsmaske geformtes und gefärbtes Geſicht von Zeit zu Zeit mit der rechten Hand noch glatter, als es ohnehin war, und legte das Bruſtſtück ſeiner koſtbaren blauen Toga, die er in der Weiſe der römiſchen Senatoren zu tragen pflegte, in neue Falten.

Als Pontius ihm am Ende der für den Kaiſer beſtimmten Räume die letzte von ihm herzuſtellende Statue, welche eines neuen Armes bedurfte, gezeigt hatte, rief Papias entſchieden:

„Es geht nicht.“

„Das iſt ein vorſchneller Ausſpruch," gab der Baumeiſter zurück. „Kennſt Du nicht den Satz, der, weil er gut iſt, von mehr als einem Weiſen zuerſt ausgeſprochen worden ſein ſoll, daß es unvorſichtiger ſei zu ſagen, ein Ding ſei unmöglich, als ſich zu vermeſſen, ein Werk zu Ende führen zu können, welches höchſt wahrſcheinlich unſere Kraft überſteigt."

Papias lächelte, ſchaute auf ſeine mit goldenem Zierat beſetzten Schuhe und ſagte:

„Uns Bildhauern wird es ſchwerer als euch, die ihr mit ungeheuren Maſſen arbeitet, uns in den Titanenkampf gegen das Unmögliche hineinzudenken. Ich ſehe die Mittel noch nicht, die mir den Muth geben könnten, ihm zu Leibe zu gehen."

„Ich will ſie Dir nennen," entgegnete Pontius ſchnell und feſt: „von Deiner Seite guter Wille, zahlreiche Gehülfen und Nachtwachen, von unſerer der Beifall des Kaiſers und ſehr viel Gold."

Nach dieſen Worten nahmen die Verhandlungen einen raſchen und günſtigen Verlauf und der Baumeiſter mußte den klugen, wohlüberlegten Vorſchlägen des Bildhauers in den meiſten Fällen ſeine volle Anerkennung ertheilen.

„Ich gehe jetzt nach Hauſe," ſchloß Papias. „Mein Gehülfe beginnt gleich jetzt mit den Vorarbeiten. Dieß Werk muß hinter Schranken ausgeführt werden, damit Keiner uns ſtört und mit Bemerkungen aufhält."

Eine halbe Stunde ſpäter hatte man bereits ein Gerüſt inmitten der Halle, in welcher die Urania ſtehen ſollte, aufgerichtet. Es wurde von hohen hölzernen,

mit ſtarker Leinwand beſpannten Rahmen den Blicken entzogen, und hinter dieſen Schranken war Pollux thätig, ein kleines Modell aus Wachs zu formen, während ſein Brodherr ſich nach Hauſe begab, um Vorbereitungen für die Arbeiten des folgenden Morgens zu treffen.

Nur eine Stunde fehlte bis Mitternacht und immer noch war die von dem Präfekten für den Baumeiſter in den Palaſt geſchickte Mahlzeit unberührt geblieben.

Pontius hatte Hunger, aber ehe er dem Braten, der ihn einladend genug anſchaute, der feuerrothen Languſte, der bräunlichgelben Paſtete und den vielfarbigen Früchten zu Leibe ging, welche ein Sklave auf eine marmorne Tafel geſetzt hatte, hielt er ſich doch für verpflichtet, die herzuſtellende Zimmerreihe noch einmal zu durchwandern.

Es galt nachzuſehen, ob die zunächſt mit der Reinigung ſämmtlicher Räume beſchäftigten Sklaven, welche noch einige Stunden arbeiten, dann ausruhen und beim Aufgange der Sonne, verſtärkt durch andere, freie und unfreie Arbeiter, wieder an's Werk gehen ſollten, von ihren Aufſehern verſtändig geleitet würden, ihre Schuldigkeit thäten und Alles hätten, was ſie bedurften.

Beſſere Beleuchtung, mehr Licht wurde überall verlangt, und als auch die den Eſtrich der Muſenhalle ſäubernden und die Säulen in derſelben abputzenden Leute laut nach Fackeln und Lampen verlangten, da ſtreckte ſich über die Schranken, welche den für die Herſtellung der Urania beſtimmten Platz umgaben, ein

jugendlicher Männerkopf weit hinaus, und eine klangvolle Stimme rief:

„Meine Muſe mit ihrer Himmelskugel ſteht den Sternſehern bei und wird ſich in der Nacht am wohlſten befinden; aber erſt wenn ſie fertig iſt. Um ſie zu formen braucht man Licht, viel Licht! Iſt es hier heller geworden, ſo wird auch der Lärm der Leute da unten, der in dieſem leeren Stalle nicht eben angenehm wirkt, ſich verringern. Schaffe drum Licht, o Mann, Licht für meine Göttin und Deine ſcheuernden Menſchen.“

Pontius ſchaute lächelnd zu Pollux hinauf, welcher dieſe Sätze gerufen hatte und erwiederte:

„Dein Nothſchrei iſt berechtigt, mein Freund. Glaubſt Du ernſtlich, daß dem Licht die Macht innewohne, Geräuſche zu dämpfen?“

„Wo dieß fehlt,“ gab Pollux zurück, „das heißt, im Dunkeln, ſcheint ſich wenigſtens jeder Lärm zu verdoppeln.“

„Das iſt richtig, aber es laſſen ſich dafür auch andere Gründe finden,“ entgegnete der Architekt. „Morgen in einer Arbeitspauſe wollen wir dieſe Dinge mit einander beſprechen. Jetzt werde ich für Lampen und Lichter ſorgen.“

„Das wird Urania, die auch die ſchönen Künſte behütet, Dir danken,“ rief Pollux dem Baumeiſter nach.

Dieſer ging ſeinem oberſten Werkführer entgegen, um ihn zu fragen, ob er nicht ſeinem Befehle gemäß dem Palaſtvorſteher Keraunus aufgetragen habe,

zu ihm zu kommen und ihm die für die äußere Beleuchtung des Schlosses vorhandenen Lampen und Pechpfannen zur Verfügung zu stellen.

„Dreimal," entgegnete der also Angeredete, „war ich bei dem Manne, aber er blies sich jedesmal auf wie ein Frosch, redete kein Wort mit mir und ließ mich nur von seiner Tochter, die Du sehen mußt, denn sie ist reizend, und einem elenden schwarzen Sklaven in ein Kämmerchen führen, wo ich die paar Lampen fand, die hier brennen."

„Befahlst Du ihm, zu mir zu kommen?"

„Schon vor drei Stunden, und als Du mit dem Bildhauer Papias redetest, zum zweiten Male."

Der Architekt kehrte unwillig und mit einer schnellen Wendung dem Werkmeister den Rücken, entfaltete den Plan des Palastes, fand schnell die Wohnung des widerspenstigen Verwalters heraus, ergriff ein neben ihm stehendes Lämpchen von rothem Thon und ging, gewohnt sich von Baurissen führen zu lassen, geradewegs auf das nur durch wenige Zimmer und einen längeren Gang von der Musenhalle getrennte Quartier des pflichtvergessenen Mannes los.

Eine unverschlossene Pforte führte ihn in ein dunkles Vorgemach, dem eine andere Stube und endlich ein großer, gut eingerichteter Raum folgte.

Die zu diesem, augenscheinlich dem Wohn- und Speisezimmer des Verwalters, führenden Eingänge waren ohne Thüren und nur durch weit zurückgeschobene Zeugvorhänge verschließbar.

Pontius konnte ungehindert und unbemerkt den

Tiſch überſchauen, auf dem eine dreiarmige Lampe von Bronze zwiſchen einer Schüſſel und Tellern ſtand.

Der dicke Mann wandte ſein rundes, ſtark geröthetes Antlitz dem Baumeiſter zu, welcher ihm, erregt wie er war, ſchnell und mit Entſchiedenheit entgegengetreten ſein würde, wenn nicht, bevor er das zweite Zimmer betrat, ein leiſes, aber ſchmerzliches Schluchzen an ſein Ohr gedrungen wäre.

Die Weinende war ein ſchlankes junges Mädchen, welches aus der hintern Thür des Wohnraumes hervortrat und nun ein Bretchen mit einem Brode neben den Verwalter auf den Tiſch ſtellte.

„Weine doch nicht, Selene," ſagte der Verwalter, und zerbrach das Backwerk, langſam und mit dem Beſtreben, ſein Kind zu beruhigen.

„Wie ſollt' ich nicht weinen," entgegnete das Mädchen. „Erlaube nur, daß ich morgen ein Stück Fleiſch für Dich kaufe; der Arzt hat Dir verboten, Brod und immer nur Brod zu eſſen."

„Satt werden muß der Menſch," entgegnete der Dicke. „Fleiſch iſt theuer. Ich habe neun Mäuler zu ſtopfen, die Sklaven gar nicht gerechnet. Wo ſollt' ich das Geld hernehmen, um uns alle mit Fleiſch zu füttern?"

„Wir brauchen keins, aber für Dich iſt es nöthig."

„Es geht nicht, Kind. Der Fleiſcher will nicht mehr borgen, die anderen Gläubiger drängen, und es bleiben uns bis an's Ende des Monats nur noch zehn Drachmen."

Das Mädchen erbleichte und fragte ängſtlich:

„Aber Vater, Du zeigteſt mir ja heute früh die drei Goldſtücke, die Dir von dem Geſchenke zugekommen ſind, das bei der Ankunft der Kaiſerin unter die Bürger vertheilt ward.“

Der Verwalter rollte ein Stück Brodteig verlegen zwiſchen den Fingern und ſagte dann:

„Ich kaufte dafür dieſe Fibula mit dem geſchnittenen Onyx; ſpottwohlfeil, ſage ich Dir! Wenn der Kaiſer kommt, ſo muß er ſehen, wer ich bin, und ſterb' ich, ſo gibt euch Jeder doppelt ſo viel für das Kunſtwerk, als ich dafür zahlte. Ich ſage Dir, das Geld der Kaiſerin iſt gut angelegt worden in dem Dinge.“

Selene entgegnete ihm nichts, aber ſie ſeufzte tief auf und ihr Blick überflog eine Reihe von höchſt unnützen Dingen, die der Verwalter, weil ſie „billig“ geweſen, eingekauft und mit nach Hauſe gebracht hatte, während es ihr und ihren ſieben Geſchwiſtern an dem Nöthigſten fehlte.

„Vater,“ hob das Mädchen nach kurzem Schweigen von neuem an, „ich ſoll nicht mehr davon reden, aber wenn Du auch böſe wirſt, ſo thu' ich es doch. Der Baumeiſter, der die Arbeiter drüben anführt, hat nun ſchon zweimal nach Dir geſandt.“

„Schweig'!“ rief der Dicke und ſchlug mit der Hand auf den Tiſch. „Wer iſt dieſer Pontius und wer bin ich!“

„Du biſt von edler, macedoniſcher Herkunft, vielleicht ſogar mit dem ptolemäiſchen Königshauſe verwandt und haſt Deinen Sitz in der Bürgerverſamm-

lung, aber ſei doch dießmal herablaſſend und gütig. Der Mann hat alle Hände voll zu thun, er iſt müde..."

„Ich habe heute auch nicht ſtill ſitzen können. Was ſich ſchickt, das ſchickt ſich. Ich bin Keraunus, des Ptolemäus Sohn, deſſen Väter mit dem großen Alexander nach Aegypten kamen und dieſe Stadt gründen halfen, das weiß ein Jeder. Unſer Beſitz ward geſchmälert, aber gerade darum halt' ich darauf, daß unſer edles Blut anerkannt wird. Pontius läßt den Keraunus rufen! Wär' es nicht empörend, ſo würd' es lächerlich ſein, denn wer iſt dieſer Mann, wer!? Ich ſagt' es Dir ſchon! Sein Großvater war des verſtorbenen Präfekten Claudius Balbillus Freigelaſſener, und durch die Gunſt der Römer iſt ſein Vater heraufgekommen und reich geworden. Von Sklaven ſtammt er, und Du forderſt, daß ich ſein gehorſamer Diener ſein ſoll, wenn es ihm gefällt mich zu rufen?"

„Aber Vater, Vater, er ließ ja nicht den Sohn des Ptolemäus, er ließ den Verwalter dieſes Palaſtes bitten, zu ihm zu kommen."

„Wortklauberei! Du ſchweigſt, ich komme ihm keinen Schritt entgegen."

Das Mädchen ſchlug die Hände vor das Geſicht und ſchluchzte laut und jammervoll auf.

Keraunus ſchrak zuſammen und rief außer ſich:

„Beim großen Serapis, ich kann das nicht länger ertragen! Was ſoll das Gewimmer?"

Da faßte ſich das Mädchen ein Herz, und dem erregten Manne näher tretend, ſagte ſie, mehr als einmal von Thränen unterbrochen:

„Du mußt gehen, Vater, Du mußt! Ich habe mit dem Werkführer geſprochen und er ſagte kalt und entſchieden, der Baumeiſter ſtehe hier im Namen des Kaiſers, und wenn Du ihm nicht folgteſt, ſo würde er Dich ſofort Deines Amtes entſetzen. Und wenn das geſchähe, das! O Vater, Vater, denke doch an den blinden Helios und die arme Berenice! Arſinoe und ich finden ſchon unſer Brod, aber die Kleinen, die Kleinen!“

Bei den letzten Worten hatte ſich das Mädchen auf die Kniee geworfen und ihre Hände zu dem widerſpenſtigen Manne erhoben.

Dieſem war das Blut in den Kopf und die Augen geſtiegen, und mit ſeinen Fingern an der gerötheten Stirn ſpielend, ſank er wie vom Schlage getroffen in ſeinen Stuhl zurück.

Seine Tochter ſprang ſogleich von der Erde auf und reichte ihm den mit Wein und Waſſer gefüllten Pokal, welcher auf dem Tiſche geſtanden hatte; Keraunus aber wies ihn mit der Hand zurück und rief, nach Athem ringend und keuchend:

„Mich meines Amtes entſetzen, mich aus dieſem Palaſte vertreiben! Da — da drinnen in der Ebenholztruhe liegt das Schreiben des Euergetes, das meinem Ahnherrn Philippus das Amt des Verwalters dieſes Schloſſes als eine in ſeiner Familie forterbende Würde überträgt. Dieſes Philippus Gattin hatte die Ehre, die Geliebte oder, wie Andere ſagen, die Tochter des Königs zu ſein. Da drin liegt das Dokument, mit rother und ſchwarzer Tinte auf gelbem Papyrus

geſchrieben und mit dem Siegel und der Unterſchrift des zweiten Euergetes verſehen. Alle Fürſten aus dem Hauſe der Lagiden haben es beſtätigt, von allen Präfekten Roms ward es geachtet, und nun, nun ..."

„Aber Vater," unterbrach das Mädchen den verzweifelnd die Hände ringenden Mann, „Du biſt ja noch im Amte, und wenn Du Dich nur bequemſt ..."

„Bequemſt, bequemſt!" ſchrie der Dicke und ſchüttelte ſeine beiden feiſten Hände über dem mit Blut überfüllten Haupte. „Ich will mich bequemen! Ich werde euch nicht in's Unglück ſtürzen. Ich gehe, gehe ſchon. Für meine Kinder laſſ' ich mich mißhandeln und treten. Wie der Pelikan, will ich meine Jungen mit meinem Herzblut erhalten. Aber Du ſollſt wiſſen, was es mich koſtet, dieſe Demüthigung auf mich zu nehmen! Unerträglich iſt ſie und das Herz will mir berſten, denn der Baumeiſter hat mich geſchmäht, als wär' ich ſein Diener; er hat mir, ja, mit dieſen Ohren hab' ich's gehört, er hat mir, mir, dem der Arzt ohnehin droht, ich könnte an einem Schlagfluß ſterben — er hat mir den bübiſchen Wunſch nachgeſchrieen, ich möge in meinem Fleiſche erſticken! Laß mich nur, laß mich! Ich weiß, was alles möglich iſt unter den Römern. So — da ſteh' ich! Hol' mir mein krokusfarbiges Pallium, das ich im Rathe trage, hol' mir meinen goldenen Stirnreifen! Wie ein Opferthier werd' ich mich ſchmücken, und ich will ihm zeigen ..."

Dem Baumeiſter war kein Wort von dieſem Geſpräche entgangen, das ihn bald verdroſſen, bald zum Lachen gereizt, bald ihm das Herz bewegt hatte.

Seiner thatkräftigen Natur widerstand jedes träge, müßige Wesen, und das langsame, gleichgültige Verhalten des dicken Mannes bei einer Angelegenheit, die ihn und jeden Betheiligten drängen mußte, schnell und mit dem Aufgebot aller Kräfte zu handeln, hatte ihm Worte auf die Lippen gedrängt, die er nun lieber nicht gesprochen zu haben wünschte.

Gewiß, der thörichte Bettelstolz des Verwalters war ihm ärgerlich gewesen, und wer hörte wohl gern von einem seine Herkunft befleckenden Makel reden? Aber die Klage der Tochter dieses armseligen Vaters hatte ihm das Herz ergriffen. Der unverständige Tropf, den er durch einen Wink seiner Hand in's Elend zu stürzen vermochte, und der durch seine Worte wohl sehr viel tiefer gekränkt worden war, als er durch das, was er soeben vernommen, jammerte ihn, und so folgte er gern dem freundlichen Antriebe seiner edlen Natur, den Unglücklichen zu schonen.

Kräftig schlug er mit dem gebogenen Finger an die Innenseite der Thür des Vorzimmers, dann hustete er laut auf und sagte, indem er sich auf der Schwelle des Wohngemachs sehr tief vor dem Verwalter verneigte:

„Ich bin gekommen, edler Keraunus, um Dir, wie sich's ziemt, meinen Besuch abzustatten. Verzeih' die späte Stunde, aber Du weißt kaum, wie beschäftigt ich, seitdem wir uns trennten, gewesen bin."

Keraunus hatte den späten Gast zuerst erschrocken, dann verblüfft angeschaut.

Nun trat er ihm näher, streckte ihm wie von einem Alp befreit seine beiden Hände entgegen und über sein

Geſicht breitete ſich ein ſo warmer Schimmer aufrichtiger Herzensbefriedigung, daß Pontius ſich wunderte, ganz überſehen zu haben, ein wie wohlgebildetes Geſicht dieſer dicke Sonderling habe.

„Nimm an unſerem beſcheidenen Tiſche Platz," bat Keraunus. „Geh', Selene, und rufe den Sklaven. Vielleicht iſt noch ein Faſan im Hauſe, ein gebratenes Hühnchen oder dergleichen; — aber freilich die Stunde iſt ſpät."

„Verbindlichſten Dank," entgegnete der Baumeiſter lächelnd. „Mein Abendbrod wartet auf mich in der Muſenhalle, und ich muß zu den Leuten zurück. Ich wäre Dir dankbar, wenn Du mich begleiten wollteſt. Wir haben über die Beleuchtung der Räume miteinander zu reden, und ſo etwas beſpricht ſich am beſten bei einem ſaftigen Braten und einem Schluck Wein."

„Ganz zu Deinen Dienſten," ſagte Keraunus ſich verneigend.

„Ich gehe voran," rief der Baumeiſter. „Habe nur zuerſt die Güte, alles was Du an Lichtern, Lampen und Pechpfannen beſitzeſt, den Sklaven zu übergeben, welche in wenigen Minuten vor Deiner Thür auf Deine Befehle warten werden."

Als ſich Pontius entfernt hatte, ſagte Selene tief aufathmend:

„O, dieſe Angſt! Ich gehe jetzt und ſuche die Lampen. Wie ſchrecklich konnte das alles enden!"

„Es iſt gut, daß es ſo gekommen!" murmelte Keraunus. „Der Baumeiſter iſt für ſeine Herkunft immerhin ein artiger Mann."

Fünftes Kapitel.

Pontius hatte mit gerunzelter Stirn die Wohnung des Palaſtvorſtehers aufgeſucht und kehrte mit einem Lächeln auf den kräftigen Lippen und leichten Schrittes zu ſeinen Leuten zurück.

Dem Werkführer, der ihm mit einem fragenden Blick entgegentrat, ſagte er:

„Der Herr Verwalter war mit Recht ein wenig empfindlich; nun ſind wir Freunde, und er wird für die Beleuchtung thun, was er kann.“

In der Muſenhalle blieb er vor dem Verſchlage, hinter dem Pollux arbeitete, ſtehen und rief ihm zu:

„Freund Bildhauer, höre, es wird hohe Zeit zum Nachteſſen.“

„Gewiß,“ gab Pollux zurück, „ſonſt wird es ein Frühſtück.“

„Lege denn in einer Viertelſtunde Dein Werkzeug nieder und hilf mir mit dem Verwalter dieſes Hauſes das Mahl vertilgen, das man mir geſandt hat.“

„Du bedarfſt keines andern Mannes Beiſtand,

wenn Keraunus dabei ist. Vor ihm schmilzt jede Speise dahin, wie das Eis vor der Sonne."

„So rette ihn vor Ueberlastung des Magens."

„Unmöglich, denn ich habe soeben einer Schüssel voll Kohl mit Würstchen unbarmherzig zugesetzt. Meine Mutter hat diese Götterspeise gekocht und mein Vater brachte sie seinem ältesten Sohne."

„Kohl mit Würstchen," wiederholte der Baumeister, und man hörte ihm an, daß sein hungriger Magen gern mit diesem Gericht in nähere Verbindung getreten wäre.

„Komm herein," rief Pollux sogleich, „und sei Du mein Gast. Dem Kohl ist begegnet, was diesem Palaste bevorsteht: er ist aufgewärmt worden."

„Aufgewärmter Kohl schmeckt besser als frischer, aber das Feuer, auf dem wir dieß Bauwerk wieder genießbar zu machen versuchen, brennt zu heiß und muß zu kräftig geschürt werden. Die besten Sachen sind noch dazu fortgekommen und unersetzbar."

„Wie die Würstchen, die ich aus meinem Kohl herausgefischt habe," lachte der Bildhauer. „Ich kann Dich doch nicht zu Gaste laden, denn ich würde dieser Schüssel schmeicheln, wenn ich sie ‚Kohl mit Würstchen' nennen wollte. Ich habe sie wie ein Bergwerk behandelt, und nachdem die Wurstminen beinah erschöpft sind, bleibt wenig übrig als der Grundstoff, in dem zwei oder drei erbärmliche Fragmente an den vergangenen Reichthum erinnern. Nächstens soll meine Mutter dieß Gericht für Dich kochen; sie bereitet es mit unübertrefflicher Kunst."

„Ein guter Gedanke, aber heute biſt Du mein Gaſt.“

„Ich bin völlig ſatt.“

„So würze uns mit Deiner guten Laune die Mahlzeit.“

„Verzeih', Herr, und laß mich lieber hier hinter meinen Schranken. Erſtens bin ich bei guter Stimmung, im rechten Zug und fühle, daß in dieſer Nacht etwas bei der Arbeit herauskommt . . .“

„Auf morgen alſo.“

„Hör' mich zu Ende.“

„Nun?“

„Du würdeſt auch Deinem zweiten Gaſt einen ſchlechten Dienſt erweiſen, wenn Du mich einlüdeſt.“

„Du kennſt den Verwalter?“

„Von Kind an; ich bin der Sohn des Thorwächters dieſes Palaſtes.“

„Ei ſieh! So ſtammſt Du aus dem luſtigen Häuschen mit dem Epheu, den Vögeln und der munteren Alten?“

„Sie hat mich geboren und wird, ſobald ihr Leibmetzger ſchlachtet, für Dich und mich ein Kohlgericht ſondergleichen vollenden.“

„Eine freundliche Ausſicht!“

„Da kommt ein Nilpferd, oder bei näherer Betrachtung der Verwalter Keraunus.“

„Du biſt mit ihm verfeindet?“

„Ich mit ihm, ‚nein‘, aber er mit mir, ‚ja‘,“ entgegnete der Bildhauer. „Das ſind dumme Geſchichten! Frage mich bei unſerem Mahl nicht nach ihnen, wenn

Du einen fröhlichen Tischgenossen zu haben begehrst. Sage Keraunus auch nicht, daß ich hier sei; es führt zu nichts Gutem."

„Wie Du wünschest; da wären auch unsere Lampen!"

„Es sind genug, um die Unterwelt damit zu erleuchten," rief Pollux, winkte dem Architekten einen Gruß mit der Hand zu und verschwand hinter seinen Schranken, um mit voller Hingabe an seinem Modell zu arbeiten.

Mitternacht war längst vorüber und die Sklaven, welche mit großem Eifer an's Werk gegangen waren, hatten ihre Arbeit in der Musenhalle beendet. Sie durften nun auf dem in einem andern Flügel des Palastes ausgebreiteten Stroh einige Stunden ruhen.

Auch der Architekt Pontius wünschte diese Zeit zu benützen, um sich durch einen kurzen Schlaf für die Anstrengungen des morgenden Tages zu stärken, aber zwischen dieser Absicht und ihrer Verwirklichung stand die umfangreiche Gestalt seines Gastes.

Er hatte den Mann, welcher sich, um Geld zu sparen, nur mit Brod nährte, eingeladen, um ihn mit Fleisch zu sättigen, und Keraunus zeigte sich jeder in dieser Beziehung an ihn gestellten Zumuthung gewachsen.

Nachdem aber die letzte Schüssel abgetragen worden war, hielt es der Verwalter für geboten, seinem Wirth durch die Gegenwart seiner vornehmen Person Ehre zu erweisen.

Dabei löste der gute Wein des Präfekten dem wenig mittheilsamen Manne die Zunge.

Erst sprach er von den mancherlei Stockungen, die ihn quälten und sein Leben gefährdeten, und als Pontius, um ihn auf andere Dinge zu bringen, unvorsichtiger Weise den Rath der Bürger erwähnte, ließ Keraunus seine Beredtsamkeit glänzen und suchte Becher auf Becher leerend die Gründe darzulegen, welche ihn und seine Freunde bestimmten, alles dran zu setzen, den Mitgliedern der großen jüdischen Gemeinde der Stadt das Bürgerrecht zu entziehen und sie womöglich aus Alexandria zu vertreiben.

So groß war sein Eifer, daß er des Baumeisters Gegenwart und seine ihm wohlbekannte Herkunft völlig vergaß und es für nothwendig erklärte, auch die Nachkommen von freigelassenen Sklaven aus der Bürgerschaft zu entfernen.

Pontius sah den glühenden Wangen und Augen des Verwalters an, daß der Wein aus ihm rede, und erwiederte ihm nichts; aber entschlossen, sich die Ruhe, deren er bedurfte, nicht schmälern zu lassen, erhob er sich von der Tafel und ging, sich kurz entschuldigend, in das Gemach, in welchem ein Lager für ihn aufgeschlagen worden war.

Nachdem er sich ausgekleidet hatte, befahl er seinem Sklaven nachzusehen, was Keraunus treibe, und erhielt bald die beruhigende Antwort, der Verwalter sei fest eingeschlafen und schnarche.

„Horche nur," schloß der Sklave seinen Bericht, „man hört das Rollen und Sägen bis hieher. Ich

ha's' ihm ein Kiſſen unter den Kopf geſchoben, denn bei ſeiner Fülle kann der dicke Herr ſonſt Schaden erleiden."

Liebe iſt eine Pflanze, die Vielen zuwächst, ohne daß ſie ſie geſät hätten, und die für Manchen, der ſie weder hegte noch pflegte, zum ſchattigen Baum ward.

Wie wenig hatte der Palaſtverwalter Keraunus gethan, um ſich das Herz ſeiner Tochter zu gewinnen, und wie Vieles, das nicht verfehlen konnte, den Lauf ihres jungen Lebens zu trüben und zu verkümmern! Dennoch ſaß Selene, deren neunzehnjähriger Körper der Ruhe bedurfte, und die ſich des Abends auf den erlöſenden Schlaf weit mehr freute, als des Morgens auf den, neue Sorgen und Laſten bringenden Tag, immer noch neben der dreiarmigen Lampe und wachte und ängſtigte ſich, je ſpäter es wurde, deſto mehr über das lange Ausbleiben ihres Vaters.

Vor einer Woche waren dem ſtarken Manne plötzlich, wenn auch nur auf Minuten, die Sinne geſchwunden, und der Arzt hatte ihr geſagt, daß der ſcheinbar von Geſundheit ſtrotzende Kranke ſich ſtreng nach ſeinen Vorſchriften halten und jedes Uebermaß meiden müſſe. Eine einzige Unvorſichtigkeit, verſicherte er, könne ſeinen Lebensfaden ſchnell und plötzlich zerreißen.

Nachdem der Vater fortgegangen war, um der Einladung des Baumeiſters zu folgen, hatte Selene die Kleider ihrer jüngeren Geſchwiſter vorgenommen, um ſie auszubeſſern. Wohl hätte ihre zwei Jahre jüngere Schweſter Arſinoe, deren Finger ſo geſchickt waren wie ihre eigenen, ihr dabei helfen können, aber

sie war früh zur Ruhe gegangen und schlief bei den Kindern, die in der Nacht nicht ohne Aufsicht bleiben sollten.

Ihre Sklavin, die schon im Dienste ihrer Großeltern gestanden, sollte ihr helfen, aber die alte halbblinde Negerin sah bei Licht noch schlechter als am Tage und konnte nach wenigen Nadelstichen nichts mehr erkennen.

Selene schickte sie zur Ruhe und setzte sich dann allein an die Arbeit.

In der ersten Stunde nähte sie ohne aufzusehen, und dachte nach, wie es am besten möglich sein würde, die Ihren mit den wenigen Drachmen, über die sie verfügen konnte, in schicklicher Weise bis an das Ende des Monats zu erhalten.

Als es später ward, wurde sie müder und müder, aber sie blieb dennoch, und obgleich ihr der hübsche Kopf oft auf die Brust sank, vor ihrer Arbeit sitzen.

Sie mußte die Rückkehr ihres Vaters abwarten, denn da stand der vom Arzte für ihn bereitete Trank, und sie fürchtete, daß er ihn vergessen würde, wenn sie ihn nicht erinnerte.

Am Ende der zweiten Stunde übermannte sie die Schläfrigkeit und es war ihr, als zerbreche der Stuhl, auf dem sie saß, und als sinke sie erst langsam, dann aber schneller und schneller in einen tiefen Abgrund, der sich unter ihr aufthat.

Nach Hülfe suchend schaute sie im Traume aufwärts, aber da war nichts zu sehen als das Gesicht ihres Vaters, das gleichgültig zur Seite schaute.

Im weiteren Verlauf des Traumes rief ſie ihn und rief ihn wieder; er aber ſchien ſie lange Zeit nicht zu hören.

Endlich blickte er zu ihr nieder, und als er ſie bemerkt hatte, lächelte er ſie an; aber ſtatt ihr Hülfe zu leiſten, nahm er Steine und Erde vom Rande des Abgrunds und warf ſie ihr auf die Finger, welche ſich an den Brombeerſtauden und den Wurzeln, die aus den Fugen der Felſen herauswuchſen, angeklammert hatten.

Sie bat ihn, von dieſem Spiele zu laſſen, ſie flehte ihn an, ſie rief um Schonung, aber in dem Geſichte über ihr regte ſich kein Muskel. Es ſchien während eines leeren Lächelns erſtarrt zu ſein, und auch das Herz ihres Vaters war wohl erſtorben, denn mitleidslos warf er einen Kieſel, ein Erdſtück nach dem andern auf ſie herunter, bis ihre Hände den letzten gebrechlichen Halt loslaſſen mußten und ſie in den todbringenden Schlund hinunterſtürzte.

Von ihrem eigenen lauten Angſtſchrei wachte ſie auf, aber während ſie aus dem Traum in die Wirklichkeit zurückkehrte, ſah ſie hinter ſchnell zerreißenden Nebeln, einen Augenblick nur und doch klar und deutlich, das mit weißen und gelben Kamillenſternen, mit veilchenfarbigen Blütenglocken und rothem Mohn geſchmückte hohe Gras einer Wieſe, in das ſie wie in ein weiches, grünes Bett gefallen war; neben dem Raſen aber blaute ein ſchimmernder See und hinter dieſem erhoben ſich ſchön gerundete Berge mit röthlichen Felſen-

hängen und grünen Hainen und Matten, die in hellem Sonnenschein glänzten. Ein reiner Himmel, an dem ein leiser Hauch leichte silberne Wölkchen sanft bewegte, wölbte sich über dieß freundliche, schnell verfliegende Bild, das sie mit nichts von allem zu vergleichen wußte, was sie jemals in ihrer Heimat gesehen.

Nur kurze Zeit hatte sie geschlafen, aber als sie, der Wirklichkeit völlig zurückgegeben, die Augen rieb, meinte sie, ihr Traum habe lange Stunden gedauert.

Eine Flamme an ihrer dreiarmigen Lampe war qualmend erloschen und an einer anderen begann der Docht zu verschwelen. Sie drückte ihn schnell mit der an einem Kettchen hängenden Zange aus, goß dann in die letzte noch brennende Lampe neues Oel und leuchtete in das Schlafgemach ihres Vaters.

Er war noch immer nicht heimgekehrt.

Nun überfiel sie große Angst.

Hatte ihm der Wein des Baumeisters die Sinne benommen?

War er auf dem Wege nach seiner Wohnung von einem neuen Schwindel erfaßt worden?

Im Geiste sah sie den schweren Mann unfähig sich aufzurichten, ja vielleicht sterbend am Boden liegen.

Hier blieb keine Wahl!

Sie mußte sich in die Musenhalle begeben und sehen, was ihrem Vater zugestoßen war, ihn aufrichten, ihm Hülfe bringen oder, wenn sie ihn noch beim Schmause fand, unter irgend einem Vorwand nach Hause zu locken versuchen.

Es stand alles auf dem Spiele: das Leben ihres

Vaters und mit ihm Unterhalt und Obdach für acht hülfloſe Weſen.

Die Dezembernacht war rauh.

Schneidend kalte Luft zog durch die ſchlecht verwahrte Oeffnung in der Decke des Zimmers und ſo band denn Selene, ehe ſie die Wanderung begann, ein Tüchlein um den Kopf und warf den weiten Mantel, den ihre verſtorbene Mutter getragen hatte, über die Schultern.

In dem langen, zwiſchen der Wohnung ihres Vaters und dem vorderen Theil des Palaſtes gelegenen Gange mußte ſie das flackernde Licht des Lämpchens, welches ſie in der Rechten trug, mit der Linken vor dem Verlöſchen bewahren.

Die vom Zugwinde bewegte Flamme und ihre eigene Geſtalt ſpiegelten ſich hier und dort in den glatten Flächen des dunklen Marmors.

Die unter ihren Fuß geſchnürte ſtarke Sohle erweckte in den leeren Räumen lauten Wiederhall, ſobald ſie den ſteinernen Eſtrich berührte, und in Selenens geängſtigte Seele zog die Furcht. Ihre Finger, welche die Leuchte hielten, zitterten, und ihr Herz ſchlug überlaut, als ſie nun mit angehaltenem Athem durch den runden Kuppelſaal ſchritt, in dem Ptolemäus Euergetes, der Dicke, vor vielen Jahren ſeinen eigenen Sohn ermordet haben ſollte und in dem jeder laute Athemzug ein Echo erweckte.

Aber ſelbſt in dieſem Raum vergaß ſie es nicht, zur Rechten und Linken nach ihrem Vater auszuſchauen.

Erleichtert athmete ſie auf, als ſie einen Lichtſtrahl

bemerkte, der durch die klaffenden Fugen einer geborstenen Seitenpforte der Muſenhalle drang und ſich gebrochen auf dem Eſtrich und einer Wand des letzten Raumes, den ſie durchſchreiten mußte, ſpiegelte.

Jetzt betrat ſie den weiten Saal, welcher von den Lampen hinter des Bildhauers Schranken und mehreren tief herabgebrannten Kerzen matt beleuchtet wurde.

Die letzteren ſtanden auf der in einer Ecke am äußerſten Ende der Halle aus Holzböcken und Bretern zuſammengefügten Tafel, hinter welcher ihr Vater entſchlummert war.

Die tiefen, aus der breiten Bruſt des Schläfers dringenden Töne klangen von den nackten Wänden des weiten, leeren Raumes unheimlich wieder, und nun ängſtigte ſie ſich vor ihnen, und mehr noch vor den tiefen und langen Schatten der Säulen, die ſich wie Schranken über ihren Weg legten.

Lauſchend blieb ſie in der Mitte der Halle ſtehen, und bald erkannte ſie in dem befremdlichen Getön einen ihr nur zu wohl bekannten Klang.

Ohne Säumen hob ſie die Füße zum Laufe und eilte auf den Schlafenden zu, rüttelte und ſchüttelte ihn, rief ihn, beſprengte ſeine Stirn mit Waſſer und nannte ihn bei den zärtlichſten Namen, mit denen ihre Schweſter Arſinoe ihm zu ſchmeicheln pflegte. Als er ſich trotz alledem nicht rührte und regte, leuchtete ſie ihm mit ihrem Lämpchen in das Angeſicht. Nun glaubte ſie wahrzunehmen, daß ſich ein bläulicher Schimmer über ſein aufgedunſenes Antlitz breite, und wiederum brach ſie in jenes tief ſchmerzliche Weinen aus,

das des Baumeisters Herz vor wenigen Stunden gerührt hatte.

Jetzt ward es hinter den Schranken, welche den Bildhauer und sein entstehendes Werk umgaben, lebendig.

Pollux hatte lange mit Lust und Eifer gearbeitet, endlich aber begann ihn das Schnarchen des Verwalters zu stören.

Der Körper seiner Muse hatte schon entschiedene Formen gewonnen, den Kopf konnte er erst beim Licht des Tages auszuführen beginnen.

Jetzt ließ er die Arme sinken, denn seitdem er sich nicht mehr mit Herz und Sinn dem Schaffen hingab, fühlte er sich müde und sah ein, daß er ohne Modell nicht mit der Gewandung seiner Urania zu Stande kommen würde. Darum zog er den Sessel an eine große mit Gyps gefüllte Kiste, um an diese gelehnt ein wenig zu ruhen.

Aber den von seiner schnellen Nachtarbeit tief erregten Künstler floh der Schlaf, und sobald Selene die Thür öffnete, richtete er sich auf und schaute durch eine Oeffnung zwischen den seine Umhegung bildenden Rahmen.

Als er die hohe verhüllte Gestalt erblickte, in deren Hand eine Lampe zitterte, als er sie den weiten Raum durchschreiten und plötzlich still stehen sah, erschrak er nicht wenig, aber das hinderte ihn nicht, jeden Schritt des nächtlichen Spukbildes mit weit mehr Neugier als Furcht zu beobachten.

Als dann Selene sich umschaute und das Licht ihrer Lampe ihr Antlitz beschien, erkannte er die Tochter

des Verwalters und er begriff nun ſchnell, was ſie hier ſuche.

Ihre vergeblichen Weckverſuche hatten gewiß etwas Rührendes, aber doch zu gleicher Zeit auch etwas unwiderſtehlich Erheiterndes. Pollux fühlte ſich denn auch ſtark verſucht zu lachen. Sobald aber Selene ſo ſchmerzlich zu weinen begann, bog er ſchnell zwei Rahmen ſeiner Schranken auseinander, näherte ſich ihr und rief, um ſie nicht zu erſchrecken, erſt leiſe und dann immer lauter ihren Namen. Als ſie ihr Haupt nach ihm umwandte, bat er ſie freundlich, ſich nicht zu fürchten, denn er ſei kein Geiſt, ſondern nur ein ganz beſcheidener Sterblicher, und zwar, wie ſie ſehe, leider nichts Beſſeres als des Thorhüters Euphorion nichtsnutziger, aber auf dem Wege der Beſſerung wandelnder Sohn.

„Du, Pollux?“ fragte das Mädchen überraſcht.

„Ich ſelbſt. Aber Du? Kann ich Dir helfen?“

„Mein armer Vater,“ klagte Selene. „Er rührt ſich nicht, er iſt ſtarr — und ſein Geſicht — o ihr ewigen Götter!“

„Wer ſchnarcht, iſt nicht todt,“ entgegnete der Bildhauer.

„Aber der Arzt hat geſagt . . .“

„Er iſt gar nicht krank! Pontius hat ihm nur ſtärkeren Wein vorgeſetzt, als er zu trinken gewohnt iſt. Laß ihn ruhen. Er ſchläft mit ſeinem Kiſſen unter dem Nacken ſo feſt wie ein Kind. Als er vorhin gar zu kräftig zu brummen begann, hab' ich ſo laut wie ein Regenvogel gepfiffen, denn das bringt

die Schnarcher manchmal zum Schweigen; aber eher hätte ich die ſteinernen Muſen dort zum Tanz bringen können, als ihn aus dem Schlafe."

„Könnten wir ihn nur in ſein Bett ſchaffen."

„Wenn Du vier Pferde zur Hand haſt..."

„Du biſt immer noch ſo ſchlecht wie Du warſt."

„Etwas weniger, Selene. Du mußt Dich nur wieder an meine Redeweiſe gewöhnen. Dießmal meinte ich nur, daß wir beide zuſammen nicht ſtark genug wären, ihn fortzutragen."

„Aber was ſoll ich denn thun? Der Arzt hat geſagt..."

„Bleib' mir fort mit dem Arzte. Die Krankheit, an der Dein Vater leidet, kenne ich! Sie iſt morgen vorüber, und den einzigen Schmerz, den ſie vielleicht bis zum Untergange der Sonne zurückläßt, wird er unter den Haaren empfinden. Laß ihn nur ſchlafen."

„Es iſt hier ſo kalt."

„Da nimm meinen Mantel und decke ihn zu."

„Dann wirſt Du frieren."

„Das bin ich gewöhnt. Seit wann hat denn Keraunus mit den Aerzten zu ſchaffen?"

Selene erzählte, welcher Unfall ihren Vater betroffen und wie berechtigt ihre Befürchtungen wären.

Der Bildhauer hörte ihr ſchweigend zu und ſagte dann mit völlig verändertem Ton:

„Das thut mir herzlich leid. Legen wir ihm kaltes Waſſer auf die Stirn. Ich will, bis die Sklaven wieder kommen, in jeder Viertelſtunde den Umſchlag wechſeln. Da ſteht ein Gefäß und hier iſt ein Tuch.

Gut! das wäre gemacht! Vielleicht erwacht er dadurch, und wenn nicht, ſo tragen ihn die Leute in euere Wohnung.“

„Schmählich — ſchmählich,“ ſeufzte das Mädchen.

„Nicht doch; auch der Oberprieſter des Serapis kann unwohl werden. Laß mich nur machen.“

„Es wird ihn von neuem erregen, wenn er Dich ſieht. Er iſt Dir ſo böſe, — ſo böſe!“

„Gewaltiger Zeus, was hab' ich denn Großes verbrochen? Die Götter vergeben die Sünden der Weiſen und ein Menſch will nicht verzeihen, was ein dummer Junge in ſeinem Uebermuthe verbrochen!“

„Du haſt ihn verhöhnt.“

„Ich ſetzte an die Stelle des abgebrochenen Hauptes zwiſchen die Schultern des dicken Silen neben dem Thore einen Kopf von Thon, der ihm gleich ſah. Es iſt meine erſte ſelbſtändige Arbeit geweſen.“

„Du haſt ſie gemacht, um meinen Vater zu kränken.“

„Gewiß nicht, Selene. Mich reizte der Spaß und nichts weiter.“

„Aber Du wußteſt, wie empfindlich er iſt.“

„Ueberlegt denn ein fünfzehnjähriger Wildfang die Folgen ſeines Uebermuths? Hätte er mir nur den Rücken zerprügelt, dann würde ſein Groll ſich mit Blitz und Donner entladen haben und die Luft wäre wieder rein geworden. Aber ſo! Von meinem Werke ſchnitt er mit dem Meſſer das Geſicht ab und zertrat langſam die am Boden liegenden Stücke. Mir gab er einen einzigen Puff mit dem Daumen, den

ich freilich heute noch fühle, und dann ſchmähte er mich und die Eltern ſo kühl und hart und mit ſo bitterer Verachtung . . .“

„Er wird niemals recht heftig, aber der Aerger frißt ſich in ihn hinein, und ſo verdroſſen wie damals ſah ich ihn ſelten.“

„Hätte er nur unter vier Augen die Rechnung mit mir beglichen; aber ſo war mein Vater dabei und es regnete heftige Worte, zu denen meine Mutter das Ihrige gab, und ſeitdem war die Feindſchaft fertig zwiſchen dem Häuschen da unten und euch hier oben. Am meiſten hat mich's gekränkt, daß es Dir und Deiner Schweſter verboten wurde, zu uns zu kommen und mit mir zu ſpielen.“

„Das hat mir auch manche Stunde verdorben.“

„Es war auch hübſch, wenn wir uns mit des Vaters Theaterkram und Mänteln ausputzten.“

„Und wenn Du uns Puppen aus Thon formteſt.“

„Oder wenn wir olympiſche Wettkämpfe aufführten.“

„Ich war immer die Lehrerin, wenn wir mit den kleinen Geſchwiſtern Schule ſpielten.“

„Arſinoe machte Dir am meiſten zu ſchaffen.“

„Wie hübſch iſt das Angeln geweſen!“

„Wenn wir Fiſche nach Hauſe brachten, dann gab uns meine Mutter Mehl und Roſinen, um damit zu kochen.“

„Erinnerſt Du Dich noch an das Adonisfeſt und wie ich den durchgegangenen Fuchs des numidiſchen Reiters aufhielt?“

„Das Pferd hatte Arſinoe ſchon umgeworfen, und als wir nach Hauſe kamen, ſchenkte Mutter Dir einen Mandelkuchen.“

„Aber zum Dank biß Deine undankbare Schweſter tapfer hinein und ließ mir nur ein winziges Stückchen übrig. Iſt Arſinoe ſo hübſch geworden, wie ſie zu werden verſprach? Vor zwei Jahren hab' ich ſie zum letzten Mal geſehen; unſereiner findet erſt, wenn es finſter wird, Zeit die Arbeit zu verlaſſen. Acht Monate lang hatt' ich für den Meiſter in Ptolemaïs zu thun und oft ſah ich die Alten nur einmal im Monat.“

„Wir kommen auch wenig hinaus und dürfen nicht bei euch eintreten. Meine Schweſter —“

„Iſt ſie ſehr ſchön?“

„Ich glaube, ja. Wo ſie ein Band erwiſcht, da flicht ſie es in die Haare und auf der Straße ſehen die Männer ihr nach. Sie iſt ſechzehn Jahre alt geworden.“

„Sechzehn Jahre! die kleine Arſinoe. Wie lang iſt es denn her ſeit dem Tod Deiner Mutter?“

„Vier Jahre und acht Monate.“

„Du haſt die Zeit ihres Endes gut im Gedächtniß. Solch' eine Mutter iſt auch ſchwer zu vergeſſen. Sie war eine gute Frau, ja eine freundlichere iſt mir nie begegnet, und ich weiß auch, daß ſie es verſucht hat, Deinen Vater milder zu ſtimmen. Aber es glückte ihr nicht und dann mußte ſie ſterben.“

„Ja,“ ſagte Selene dumpf. „Wie haben die Götter das thun können! Sie ſind oft grauſamer als die härteſten Menſchen!“

„Deine armen kleinen Geſchwiſter.“

Das Mädchen nickte trüb mit dem Kopfe und auch Pollux blickte eine Zeit lang ſchweigend zu Boden. Dann hob er den Kopf und rief:

„Ich habe etwas für Dich, was Dich freuen wird.“

„Mich will nichts mehr freuen, ſeitdem ſie todt iſt.“

„Doch, doch,“ entgegnete der Bildhauer lebhaft. „Ich konnte die gute Frau nicht vergeſſen und habe einmal in müßigen Stunden ihre Büſte aus dem Gedächtniß geformt. Morgen bring' ich ſie Dir.“

„Oh!“ rief Selene und aus ihren großen, kühlen Augen leuchtete ein ſonniger Glanz.

„Nicht wahr, Du freuſt Dich?“

„Ja, gewiß, ſehr. Aber wenn mein Vater erfährt, daß Du mir das Bildniß ſchenkteſt ...“

„So iſt er im Stande, es zu zerſchlagen?“

„Wenn er es auch nicht zerſchlägt, ſo duldet er's doch nicht im Hauſe, ſobald er erfährt, daß Du es gemacht haſt.“

Pollux nahm den Umſchlag von der Stirn des Verwalters, feuchtete ihn von neuem an und rief, während er ihn wieder auf den Kopf des Schlafenden legte:

„Ich hab' einen Einfall. Es kommt doch nur darauf an, daß Dich meine Büſte manchmal an Deine Mutter erinnert. In eurer Wohnung braucht der Kopf nicht zu ſtehen. Auf dem Rondel, das ihr von eurem Altan aus ſehen könnt und an dem Du vorbei gehen kannſt, wann Du willſt, ſtehen die Büſten der ptolemäiſchen Frauen, von denen einige arg verſtümmelt ſind und geflickt werden müſſen. Ich übernehme

die Herstellung der Berenice und setze ihr den Kopf Deiner Mutter auf den Hals. Du trittst in's Freie und kannst sie sehen. Ist es Dir recht so?"

„Ja, Pollux, Du bist ein guter Mensch."

„Ich sagte Dir's ja! Ich fange schon an mich zu bessern. Aber die Zeit, die Zeit! Wenn ich auch noch die Berenice übernehme, dann gilt es, mit den Minuten zu geizen."

„Geh' nur an Deine Arbeit zurück, das Umschlägemachen versteh' ich nur zu gut."

Bei diesen Worten schlug Selene den Mantel ihrer Mutter, um ihren Händen freien Spielraum zu schaffen, über die Schulter und stand mit ihrer schlanken Gestalt, ihrem bleichen Gesicht und den schönen Falten in ihrem weiten Umwurf von gutem Stoff dem Künstler wie eine Bildsäule gegenüber.

„So bleibst Du — so — ganz so!" rief Pollux dem überraschten Mädchen so laut und lebhaft zu, daß es erschrak. „Der Mantel liegt wundervoll ungezwungen auf Deiner Schulter. Um aller Götter willen rühr' ihn nicht an! Darf ich ihn nachmodelliren, so gewinne ich in wenigen Minuten einen ganzen Tag für unsere Berenice. Die Umschläge mach' ich während der Pausen."

Ohne Selenens Antwort abzuwarten, eilte der Bildhauer in seinen Verschlag, kehrte erst mit einer Arbeitslampe in jeder Hand und kleinen Werkzeugen im Munde, dann aber mit seinem Wachsmodell zurück, das er auf die äußerste Kante des Tisches stellte, hinter dem der Verwalter ruhte.

Die Kerzen wurden verlöſcht, die Lampen hier- und dorthin gerückt und auf und nieder geſchoben, und als endlich ein erträgliches Licht gewonnen war, warf ſich Pollux auf einen Seſſel, ſtreckte die Beine von ſich, reckte den Hals und den Kopf mit der gebogenen Naſe weit von ſich wie ein Geier, der ein fernes Ziel mit dem Blick zu erfaſſen ſucht, — ſenkte das Auge, hob es wieder, um etwas Neues mit ihm zu erbeuten, und wandte es auf längere Zeit niederwärts, und dabei tanzten ſeine Fingerſpitzen und Nägel über die Fläche der Wachsfigur hin, verſenkten ſich in den bildſamen Stoff, klebten neue Stücke auf ſcheinbar vollendete Formen, beſeitigten andere mit entſchiedenen Schnitten und rundeten ſie mit wirbelnder Schnelligkeit, um ſie für einen neuen Zweck zu verwenden.

Ein Krampf ſchien in ſeine Hände gefahren zu ſein, aber unter den zuſammengezogenen Brauen glänzte ſein Auge ernſt, feſt, ruhig und doch voll von unausſprechlich tiefer Begeiſterung.

Selene hatte ihm mit keinem Worte geſtattet, ſie als Vorbild zu benützen; aber ſie war, als habe ſein Eifer ſich auf ſie übertragen, regungslos ſtehen geblieben, und wenn, während er arbeitete, ſein Blick ſie traf, ſo ahnte ſie den ſchweren Ernſt, der in dieſer Stunde ihren muntern Gefährten erfüllte.

Weder er noch ſie regten eine Zeit lang die Lippen.

Endlich trat er von ſeinem Werke zurück, bückte ſich tief, ſchaute erſt Selene, dann ſeine Arbeit mit einem ſcharfen, lauernden Blicke von unten nach oben

an und ſagte dann, während er hochaufathmend das Wachs von den Fingern rieb:

„So! So muß es werden! Jetzt mach' ich Deinem Vater einen neuen Umſchlag und dann fahren wir fort. Wenn Du müde biſt, darfſt Du Dich rühren.“

Sie machte nur beſcheidenen Gebrauch von dieſer Erlaubniß und bald begann die Arbeit von neuem.

Als er einige geſunkene Falten ihres Umwurfs ſorgfältig erneuerte, hob ſie den Fuß, um zurückzutreten, er aber ſagte ernſt: „Bleibe ſtehen,“ und ſie folgte ſeinem Geheiß.

Pollux bewegte jetzt ſeine Finger und Stäbchen mit größerer Ruhe, der Blick ſeines Auges war weniger geſpannt als vorher, und er begann auch wieder zu ſprechen.

„Du biſt ſehr bleich,“ ſagte er. „Freilich, das Lampenlicht und die ſchlafloſe Nacht thun dazu das Ihre.“

„Ich ſehe bei Tage ebenſo aus, aber ich bin nicht krank.“

„Ich dachte, Arſinoe würde Deiner Mutter ähnlich werden, aber jetzt finde ich viele Züge von ihr in Deinem Antlitz wieder. Das Oval eurer Geſichter iſt das gleiche, faſt geradlinig ſchmiegt ſich auch bei Dir die Naſe der Stirn an, Deine großen Augen und der Schwung der Brauen ſind wie aus ihrem Antlitz genommen; aber Dein Mund iſt kleiner und zierlicher geſchnitten und die Verſtorbene hätte wohl ſchwerlich ihr Haar zu einem ſo ſchweren Knoten am Hinterkopfe zuſammenlegen können. Ich meine auch, daß das Deine heller iſt als das ihre.“

„Sie ſoll als Mädchen noch volleres Haar gehabt haben und iſt vielleicht als Kind eben ſo blond geweſen, wie ich war. Jetzt bin ich braun.“

„Das haſt Du auch von ihr, daß ſich Dein Haar, ohne kraus zu ſein, in ſo weichen Wellen um das Haupt legt.“

„Es läßt ſich leicht regieren.“

„Biſt Du nicht höher gewachſen als ſie?“

„Ich glaube; aber weil ſie voller war, ſo ſah ſie wohl weniger groß aus. — Biſt Du bald fertig?“

„Du wirſt müde vom Stehen?“

„Nicht ſehr.“

„So habe noch ein wenig Geduld. Dein Anblick erinnert mich mehr und mehr an frühere Jahre. Ich freue mich, auch Arſinoe wiederzuſehen. Mir iſt zu Muth, als wäre die Zeit ein gutes Stück rückwärts gegangen. Haſt Du dieſelbe Empfindung?“

Selene ſchüttelte das Haupt.

„Du biſt nicht glücklich?“

„Nein.“

„Ich weiß wohl, Du haſt für Deine Jugend ſchwere Pflichten zu erfüllen.“

„Es geht ſo hin.“

„Nein, nein, ich weiß, daß Du die Dinge nicht gehen läßt, wie ſie wollen. Wie eine Mutter ſorgſt Du für Deine Geſchwiſter.“

„Wie eine Mutter,“ wiederholte Selene und ihr Mund verzog ſich zu einem abweiſenden, bittern Lächeln.

„Freilich, die Mutterliebe iſt ein ganz beſonderes

Ding, aber Dein Vater und Deine Geſchwiſter ſollen allen Grund haben, auch mit der Deinen zufrieden zu ſein.“

„Vielleicht ſind's die Kleinen und unſer blinder Helios, aber Arſinoe thut was ſie mag.“

„Du biſt gewiß nicht zufrieden, ich hör' es Dir an, und Du warſt doch früher friſch und heiter, wenn auch nicht ſo übermüthig wie Deine Schweſter.“

„Früher.“

„Wie traurig das klingt! Und doch, doch, Du biſt ſchön, biſt jung, das Leben liegt vor Dir!“

„Welch ein Leben!“

„Welches?“ fragte der Bildhauer, indem er ſeine Hände von ſeiner Arbeit entfernte, die ſchöne, bleiche Jungfrau feurig anſah und mit Herzlichkeit ausrief:

„Ein Leben, das ganz voll ſein könnte von Glück und heiterer Liebe.“

Das Mädchen ſchüttelte verneinend den Kopf und gab gelaſſen zurück:

„‚Liebe iſt Freude‘, ſagt die Chriſtin, die unſere Arbeit in der Papyrusfabrik beaufſichtigt, und ſeit die Mutter todt iſt, habe ich mich nie mehr gefreut. Alles Glück hab' ich in der Kindheit auf einmal genoſſen. Jetzt bin ich froh, wenn uns das ſchwerſte Unglück erſpart bleibt. Was ſonſt die Tage bringen, nehm' ich hin, weil ich es nicht zu ändern vermag. Mein Herz iſt ganz leer, und wenn es wirklich etwas empfindet, ſo iſt es Furcht. Gutes von der Zukunft zu erwarten, das hab' ich ſchon lange verlernt.“

„Mädchen, Mädchen!“ rief Pollux. „Was iſt mit

Dir vorgegangen? Ich begreife auch nur die Hälfte von dem, was Du ſprichſt. Wie kommſt Du in die Papyrusfabrik?"

„Verrathe mich nicht," bat Selene ängſtlich. „Wenn der Vater es hörte . . ."

„Er ſchläft, und was Du mir hier vertrauſt, wird Niemand erfahren."

„Warum ſoll ich's verſchweigen? Ich gehe täglich mit Arſinoe auf einige Stunden in die Werkſtätte und arbeite dort, um etwas Geld zu verdienen."

„Hinter dem Rücken Deines Vaters?"

„Ja. Er ließe uns lieber verhungern, als daß er das litte. Täglich gibt es den gleichen Ekel bei dem gleichen Betrug zu ertragen, aber es geht nicht anders, denn Arſinoe denkt nur an ſich ſelbſt, ſpielt mit dem Vater das Bretſpiel, brennt ihm die Locken und tändelt manchmal mit den Kindern herum, als wären es Puppen, aber mir liegt es ob, für die Kleinen zu ſorgen."

„Und Du, Du ſagſt, daß Du lieblos wäreſt. Zum Glück glaubt es Dir Niemand und ich am letzten. Neulich erzählte mir die Mutter von Dir, und da dacht' ich, Du wäreſt ein Mädchen, das eine Frau geben könnte, gerade ſo wie ſie ſein ſoll."

„Und heute?"

„Heute weiß ich's gewiß."

„Du könnteſt Dich irren."

„Nein, nein! Du heißt Selene und mild wie das freundliche Mondlicht biſt Du. Namen haben auch ihre Bedeutung."

„Mein blinder Bruder, der das Licht noch niemals gesehen hat, heißt Helios," entgegnete das Mädchen.

Pollux hatte mit großer Wärme gesprochen, aber Selenens letzte Worte erschreckten ihn und dämpften seine hoch aufwallende Empfindung.

Als er nichts auf ihren bitteren Ausruf antwortete, sagte sie erst kühl, dann immer wärmer:

„Du fängst an mir zu glauben, und Du hast recht, denn was ich für die Kleinen thue, geschieht nicht aus Güte, nicht aus Liebe, nicht weil ihr Wohl mir höher steht als das meine. Vom Vater erbte ich den Stolz, und so wäre es mir gräßlich, wenn meine Geschwister zerlumpt einhergingen und die Leute uns für so arm und elend hielten, wie wir es sind. Das Schrecklichste ist mir Krankheit im Hause, denn sie steigert die Angst, die mich nie verläßt, und verschlingt die letzte Sesterzie; darum dürfen die Kinder nicht darben. Ich will mich nicht schlechter machen als ich bin: es thut mir auch leid, sie verkommen zu sehen. Aber Freude bereitet mir nichts von dem, was ich thue, es mäßigt höchstens die Furcht. Du fragst, wovor ich mich ängstige? Vor allem, ja allem, was kommen kann, denn Gutes zu erwarten fehlt mir jeglicher Grund. Wenn es klopft, so kann es ein Gläubiger sein; wenn sie Arsinoe auf der Straße nachstarren, so seh' ich die Unehre sie umschleichen; wenn der Vater gegen den Willen des Arztes handelt, so meine ich, wir stünden schon ohne Obdach auf offener Straße. Was thät' ich wohl freudigen

Herzens! Gewiß, ich bin nicht müßig, aber ich beneide jedes Weib, das die Hände in den Schooß legen und sich von Sklavinnen bedienen lassen kann; und fiele ein goldener Schatz in meine Hände, so rührte ich keinen Finger mehr und schliefe jeden Tag, bis die Sonne hoch steht, und ließe Sklaven für den Vater und die Geschwister sorgen. Mein Leben ist lauter Elend. Gibt es einmal eine bessere Stunde, so wundere ich mich, und ehe ich mit dem Erstaunen zu Ende bin, ist sie auch schon vorüber."

Den Bildhauer überlief es kalt, und sein Herz, das sich seiner schönen Gespielin weit geöffnet hatte, zog sich zusammen.

Ehe er das rechte, ermuthigende Wort gefunden, nach dem er suchte, ließ sich aus dem Saale, in dem die Arbeiter und Sklaven ruhten, ein Trompetenstoß hören, der sie zu erwecken bestimmt war.

Selene schrak zusammen, zog ihren Mantel fester um sich, bat Pollux, für den Vater Sorge zu tragen und den neben ihm stehenden Weinkrug vor den Leuten zu verbergen, und ging dann, ihre Lampe vergessend, schnell der Pforte entgegen, durch die sie gekommen war.

Pollux eilte ihr nach, um ihr zu leuchten, und während er sie bis zur Thür ihrer Wohnung begleitete, gewann er ihr mit warmen, dringenden und ihr Herz wunderbar berührenden Worten das Versprechen ab, ihm noch einmal in ihrem Mantel Modell zu stehen.

Eine Viertelstunde später lag der Verwalter im

Bette und fuhr fort zu ſchlafen; Pollux aber, der ſich hinter ſeinen Schranken auf einem Polſter ausgeſtreckt hatte, mußte noch lange an das blaſſe Mädchen mit der erſtarrten Seele denken.

Endlich übermannte auch ihn der Schlummer, ein freundlicher Traum zeigte ihm die hübſche kleine Arſinoe, die ohne ihn beim Adonisfeſte von dem ſcheuen Roß des Numidiers unfehlbar zu Boden geriſſen worden wäre, wie ſie ihrer Schweſter Selene einen Mandelkuchen fortnahm und ihn ihm überbrachte. Die blaſſe Beraubte ließ ſich dieß ruhig gefallen und lächelte dabei ſtill und kühl vor ſich hin.

Sechstes Kapitel.

Alexandria war in großer Erregung.

Der in naher Aussicht stehende Besuch des Kaisers lenkte die fleißige Ameisenschaar der Bürger von den Pfaden ab, auf denen sie Tag für Tag wimmelnd, eilend, einander fördernd und überrennend nach Brod und den Mitteln jagten, die arbeitsfreien Stunden mit Freude und Lust bis zum Rande zu füllen.

In vielen Fabriken, Werkstätten, Hörsälen und Magazinen stockte das ohne Rast sich schwingende Rad des Fleißes, denn alle Berufsklassen und Stände waren von dem gleichen Streben beseelt, den Besuch Hadrian's durch Feste von unerhörtem Glanz zu feiern.

Was an erfinderischem Sinn, an Reichthum und Schönheit in der Bürgerschaft lebte, war aufgerufen worden, sich an den Spielen und Aufzügen zu betheiligen, welche eine ganze Reihe von Tagen ausfüllen sollten.

Die reichsten heidnischen Bürger hatten die Aus-

ſtattung der aufzuführenden Theaterſtücke, der vor dem Kaiſer zu liefernden Scheingefechte zur See, ſowie der blutigen Spiele im Amphitheater übernommen, und die Zahl der Begüterten war ſo groß, daß ſich für kleinere Leiſtungen weit mehr Zahlungsluſtige meldeten, als berückſichtigt werden konnten.

Dennoch nahmen die Ausſtattung von einzelnen Theilen des Aufzugs, an die auch Unbemittelte ſich anſchließen durften, die Ausführung der Bauten im Hippodrom, die Ausſchmückung der Straßen und die Bewirthung der römiſchen Gäſte ſo beträchtliche Summen in Anſpruch, daß ſie ſelbſt dem Präfekten Titianus, der gewohnt war, ſeine römiſchen Standesgenoſſen mit Millionen ſpielen zu ſehen, außerordentlich hoch erſchienen waren.

Als kaiſerlichem Statthalter lag es ihm ob, zu jeder ſeinem Gebieter vorzuführenden Augen- und Ohrenweide ſeine Zuſtimmung zu geben.

Im Ganzen ließ er den Bürgern der Großſtadt freie Hand, aber gegen das Zuviel mußte er mehr als einmal kräftig einſchreiten; denn wenn der Kaiſer auch viel Vergnügen zu ertragen vermochte, ſo überſtieg doch das, was die Alexandriner urſprünglich ihm anzuſehen und anzuhören aufgeben wollten, auch die unermüdlichſte Menſchenkraft.

Am meiſten Noth verurſachten nicht nur ihm, ſondern auch den von der Bürgerſchaft erwählten Feſtleitern, die zwiſchen dem heidniſchen und jüdiſchen Theile der Einwohner niemals ruhenden Zwiſtigkeiten und die Feſtzüge, denn keine Abtheilung wollte die

letzte, kein Mitglied einer solchen auch nur das dritte und vierte sein.

Aus einer Versammlung, in der alle diese Vorbereitungen endlich durch sein straffes Eingreifen zu einem unwiderruflichen Abschluß gebracht worden waren, begab sich Titianus in das Cäsareum, um der Kaiserin den Besuch, welchen sie täglich von ihm erwartete, abzustatten.

Er war froh, mit diesen Dingen wenigstens vorläufig zum Ziele gelangt zu sein, denn sechs Tage waren, seitdem man die Arbeiten im Palaste auf der Lochias begonnen hatte, verstrichen und Hadrian's Ankunft rückte näher und näher.

Er fand Sabina wie immer auf ihren Polstern; aber die Kaiserin lehnte sich heute in aufrechter Stellung an ihre Kissen.

Sie schien die Anstrengungen der Seefahrt überwunden zu haben, hatte zum Zeichen, daß sie sich wohler befinde, mehr Roth als vor drei Tagen auf die Wangen und Lippen gelegt, und weil sie den Besuch der Bildhauer Papias und Aristeas empfangen, ihr Haar so ordnen lassen, wie es die Bildsäule der siegreichen Venus trug, mit deren Attributen sie, allerdings nur mit Widerstreben, vor fünf Jahren in Marmor gebildet worden war.

Als man eine Nachbildung dieser Statue in Alexandria aufgestellt hatte, wurde von einer bösen Zunge das häufig unter den Bürgern der Stadt wiederholte Wort ausgesprochen:

„Siegreich ist diese Aphrodite gewiß, denn wer

ſie ſieht, macht ſchnell, daß er fortkommt. Man ſollte ſie ‚die in Flucht treibende Kypris‘ nennen!“

Erregt von den erbitterten Zänkereien und unerfreulichen Auftritten, denen er ſoeben beigewohnt hatte, trat Titianus vor die Kaiſerin, welche er dießmal in einem kleinen Gemach allein mit ihrem Kämmerer und einigen dienenden Frauen fand.

Auf die ehrfurchtsvolle Frage des Präfekten nach ihrem Befinden antwortete ſie, die Achſeln zuckend:

„Wie ſoll es gehen? Sagt' ich gut, ſo würde ich lügen, ſagt' ich ſchlecht, ſo gäb' es bedauerliche Geſichter, die nicht ſchön zu ſehen ſind. Man muß eben das Leben ertragen. Und doch! Die vielen Thüren in dieſen Gemächern werden mich umbringen, wenn ich gezwungen bin, hier lange zu bleiben.“

Titianus ſchaute auf die beiden Pforten des Gemaches, in dem die Kaiſerin ſich befand, und begann ſeinem Bedauern über dieſen von ihm unbemerkt gebliebenen Uebelſtand Ausdruck zu geben; Sabina unterbrach ihn aber und ſagte:

„Ihr Männer nehmt niemals wahr, was uns Frauen weh thut. Unſer Verus iſt der Einzige, der es fühlt und verſteht, — es ahnt, möchte ich ſagen. Fünfunddreißig Thüren befinden ſich in den von mir bewohnten Gemächern; ich ließ ſie zählen! Fünfunddreißig! Wären ſie nicht alt und beſtänden ſie nicht aus koſtbarem Holze, ſo würde ich denken, man habe ſie mir zum Poſſen anbringen laſſen.“

„Einige können vielleicht durch Vorhänge erſetzt werden.“

„Laß nur! Auf etliche Plagen mehr oder weniger kommt es in meinem Leben nicht an. Sind die Alexandriner endlich mit ihren Vorbereitungen fertig?“

„So hoff' ich,“ entgegnete der Präfekt aufseufzend. „Sie setzen alles daran, ihr Bestes zu geben, aber in dem Bestreben, sich vorzudrängen, führt Jeder Krieg gegen den Andern, und ich stehe noch unter dem Einflusse des widerwärtigen Gezänkes, dem ich stundenlang beiwohnen mußte, und das ich durch manches derbe ‚warte, ich will euch‘ zu beschwichtigen hatte.“

„So?“ fragte die Kaiserin und verzog, als habe sie etwas Angenehmes vernommen, lächelnd die Lippen. „Erzähle mir etwas von dieser Versammlung. Ich langweile mich zum Sterben, denn Verus, Balbilla und die Andern haben mich um Erlaubniß gebeten, die Arbeiten auf der Lochias besichtigen zu dürfen. Ich bin gewohnt, daß man überall lieber ist als bei mir. Darf mich das wundern, wenn meine Gegenwart nicht einmal genügt, einem Freunde meines Gatten eine Disharmonie, die Erinnerung an kleine Widerwärtigkeiten vergessen zu lassen? Meine Flüchtlinge bleiben lange aus; es muß viel Schönes auf der Lochias zu sehen geben.“

Der Präfekt unterdrückte sein Mißbehagen, gab seiner Besorgniß, daß der Baumeister und seine Gehülfen gestört werden könnten, keinerlei Ausdruck und begann im Ton der Boten in der Tragödie:

„Der erste Streit entspann sich wegen der Anordnung der Aufzüge.“

„Tritt etwas weiter zurück," bat Sabina und drückte ihre mit Ringen bedeckte Rechte, als ob ſie einen Schmerz empfinde, auf ihr Ohr.

Des Präfekten Wangen rötheten ſich leiſe, aber er that der Gattin des Cäſars den Willen und fuhr, ſeine Stimme tiefer dämpfend als vorher, in ſeinem Berichte fort:

„Wegen der Aufzüge wurde alſo die Ruhe zuerſt unterbrochen."

„Das habe ich ſchon einmal gehört," entgegnete die Matrone und gähnte. „Ich liebe die Aufzüge."

„Aber," ſagte der Präfekt, ein Mann im Anfang der ſechziger Jahre, mit leiſer Erregung, „ſie ſind hier wie zu Rom und überall, wo ſie nicht der ſtrenge Befehl eines Einzelnen ordnet, Kinder des Streites und gebären Streit, auch wenn ſie zur Feier eines Friedensfeſtes veranſtaltet werden."

„Es ſcheint Dich zu verdrießen, daß man Hadrian durch ſie zu ehren begehrt."

„Du ſcherzeſt. Eben weil mir alles daran gelegen iſt, ſie möglichſt glänzend ausfallen zu laſſen, bekümmerte ich mich in eigener Perſon auch um das Einzelne und habe es auch zu meiner Freude verſtanden, ſelbſt die Widerwilligen gefügig zu machen. Es wäre wohl kaum meines Amtes . . ."

„Ich dachte, Du dienteſt nicht bloß dem Staat, ſondern wäreſt auch der Freund meines Gatten."

„Ich bin ſtolz, mich ſo nennen zu dürfen."

„Ja, Hadrian hat viele, ſehr viele Freunde, ſeitdem er den Purpur trägt. Haſt Du jetzt Deine üble

Laune vergeſſen? Du mußt ſehr empfindlich geworden ſein, Titianus; die arme Julia hat einen reizbaren Gatten."

„Sie iſt weniger beklagenswerth als Du denkſt," entgegnete Titianus mit Würde, „denn mein Amt nimmt mich ſo völlig in Anſpruch, daß ſie nur ſelten in der Lage iſt wahrzunehmen, was mich bewegt. Wenn ich meine Erregung vor Dir zu verbergen vergaß, ſo bitte ich dieß meinem Eifer, Hadrian einen würdigen Empfang zu ſichern, vergeben zu wollen."

„Als ob ich Dir zürnte! Aber um auf Deine Gattin zurückzukommen. Sie iſt alſo, wie ich höre, meine Schickſalsgenoſſin. Wir Armen, die wir von unſeren Männern nichts zu erwarten haben als das abgeſtandene Gericht, welches die Geſchäfte, die alles Andere verſchlingen, uns übrig laſſen! Aber Deine Erzählung, Deine Erzählung!"

„Die ſchwerſten Stunden bereitete mir das üble Verhältniß der Juden zu den andern Bürgern."

„Ich haſſe dieſe verruchten Sekten, Juden, Chriſten, oder wie ſie ſonſt heißen mögen! Weigern ſie ſich, das Ihre für den Empfang des Kaiſers zu ſteuern?"

„Im Gegentheil. Der Alabarch, ihr reiches Oberhaupt, hatte ſich erboten, die geſammten Koſten für die Naumachie zu beſtreiten, und ſein Glaubensgenoſſe Artemion . . ."

„Nun? — Man nehme ihr Geld, man nehm' es!"

„Die helleniſchen Bürger fühlen ſich reich genug, alle Ausgaben, die viele Millionen Seſterzien betragen werden, zu beſtreiten, und wünſchen die Juden, wo

es nur angeht, von ihren Aufzügen und Spielen auszuschließen."

„Sie haben Recht."

„Erlaube mir, Dich zu fragen, ob es gerecht sein würde, die Hälfte der Alexandriner zu verhindern, ihrem Kaiser Ehre zu erweisen?"

„Dieser Ehre wird Hadrian mit Vergnügen entsagen. Der ‚Afrikanische', der ‚Germanische', der ‚Dacische' genannt zu werden, gereichte unseren Siegern zum Ruhm, aber Titus schlug es aus, nachdem er Jerusalem zerstört hatte, sich den ‚Jüdischen' nennen zu lassen."

„Er that es, weil er die Erinnerung an die Blutströme scheute, die vergossen werden mußten, um den furchtbar zähen Widerstand dieses Volkes zu brechen. Dem Besiegten hatte Glied auf Glied, Finger auf Finger geknickt werden müssen, ehe er sich entschließen konnte sich zu ergeben."

„Du sprichst wieder halb wie ein Dichter. Oder haben Dich diese Leute zu ihrem Sachwalter erwählt?"

„Ich kenne sie, und bin bestrebt, ihnen wie allen Bürgern dieses Landes, das ich im Namen des Staates und Kaisers verwalte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie zahlen Steuern so viel wie die andern Alexandriner, ja mehr, denn es gibt unter ihnen sehr reiche Männer, sie thun sich rühmlich hervor im Handel, in Gewerben, Wissenschaft und Kunst, und darum messe ich sie mit gleichem Maß, wie die übrigen Bewohner dieser Stadt. Ihr Aberglauben ficht mich so wenig an wie der der Aegypter."

„Aber er überschreitet das Maß. Sie weigerten sich, zu Aelia capitolina, das Hadrian mit vielen Bauten geschmückt hat, den Bildsäulen des Jupiter und der Hera zu opfern. Das heißt, sie verschmähen es, mir und meinem Gatten zu huldigen."

„Es ist ihnen verboten, einem anderen als ihrem eigenen Gotte zu dienen. Aelia ward auf dem Grund und Boden ihres zerstörten Jerusalems erbaut, und die Statuen, von denen Du redest, stehen an ihren heiligsten Stätten."

„Was geht das uns an?"

„Du weißt, auch Cajus konnte sie nicht dahin bringen, seine Bildsäule im Allerheiligsten ihres Tempels aufzustellen. Selbst der Statthalter Petronius mußte zugestehen, sie zwingen, heiße sie aufreiben."

„So mag ihnen geschehen, was sie verdienen, so vertilge man sie!" rief Sabina.

„Vertilgen?" fragte der Präfekt. „In Alexandria allein beinah die Hälfte der Bürger, das heißt mehrere Hunderttausend von gehorsamen Unterthanen — vertilgen?"

„So viele?" fragte die Kaiserin erschreckt. „Das ist ja entsetzlich! Gewaltiger Zeus, wenn diese Masse gegen uns aufsteht! Niemand hat mir von diesen Gefahren geredet. In der Kyrenaïka und zu Salamis auf Kyprus haben sie ihre Mitbürger zu Zehntausenden umgebracht."

„Man hatte sie auf's äußerste gereizt, und sie waren ihren Bedrängern an Macht überlegen."

„Und in ihrem eigenen Lande soll sich Aufstand an Aufstand schließen.“

„Wegen der Opfer, von denen wir sprachen.“

„Tinnius Rufus ist jetzt Legat in Palästina. Er hat eine widerwärtige schrille Stimme, — aber er sieht aus, als ließe er nicht mit sich spaßen, und wird die gefährliche Brut zu bändigen wissen.“

„Vielleicht,“ entgegnete Titianus, „aber ich fürchte, daß er mit bloßer Härte sein Ziel nicht erreicht, und erreicht er es dennoch, eine Provinz entvölkert.“

„Es gibt nur zu viele Menschen im Reiche.“

„Aber niemals genug nützliche Bürger!“

„Aufrührerische Götterverächter und nützliche Bürger!“

„Hier in Alexandria, wo sich viele von ihnen völlig den Sitten und der Denkweise der Hellenen gefügt und alle ihre Sprache angenommen haben, sind sie es gewiß, und zweifellos dem Kaiser auf's treueste ergeben.“

„Sie nehmen Theil an den Festen?“

„Soweit es die hellenischen Bürger zulassen, ja.“

„Und die Ausstattung der Naumachie?“

„Wird nicht auf sie übertragen, aber dem Artemion wurde gestattet, die wilden Thiere für die Spiele im Amphitheater zu stellen.“

„Und er erwies sich nicht geizig?“

„So wenig, daß Du staunen wirst. Der Mann muß es wie Midas verstehen, Steine in Gold zu verwandeln.“

„Gibt es viel seinesgleichen unter euren Juden?“

„Eine hübſche Anzahl.“

„So wünſcht' ich, daß ſie einen Aufſtand verſuchten, denn wenn dieſer die reichen Leute verſchlingt, ſo bleibt doch ihr Gold.“

„Einſtweilen ſuche ich ſie als gute Steuerzahler am Leben zu erhalten.“

„Theilt Hadrian dieſen Wunſch?“

„Ohne Zweifel.“

„Dein Nachfolger bringt ihn vielleicht auf andere Gedanken.“

„Er handelt ſtets nach ſeinem eigenen Ermeſſen, und noch bin ich im Amte,“ ſagte Titianus ſtolz.

„Und der Judengott möge Dich lange darin erhalten,“ gab Sabina dem Präfekten höhniſch zurück.

Siebentes Kapitel.

Ehe Titianus seine Lippen zu einer Antwort öffnen konnte, wurde die Hauptthür des Gemaches vorsichtig, aber weit aufgethan und der Prätor Lucius Aurelius Verus, seine Gattin Domitia Lucilla, die junge Balbilla und als letzter von ihnen der Geschichtsschreiber Annäus Florus betraten das Gemach.

Alle Vier waren heiter erregt und wollten gleich nach den ersten Begrüßungen der Kaiserin über das, was sie auf der Lochias gesehen hatten, Bericht erstatten, Sabina aber wehrte ihnen mit der Hand und hauchte:

„Nicht, nicht, noch nicht; ich fühle mich erschöpft; das lange Warten, und dann — mein Riechfläschchen, Verus! Leukippe, einen Becher Wasser mit Fruchtsaft, aber nicht so süß wie gewöhnlich!“

Die griechische Sklavin beeilte sich diesen Auftrag zu erfüllen, und während die Kaiserin das aus Onyx geschnittene zierliche Fläschchen zur Nase führte, sagte sie:

„Nicht wahr, Titianus, es ist eine kleine Ewigkeit her, seitdem wir uns von Staatsgeschäften unter-

halten? Ihr Andern wißt ja, daß ich offen bin und nicht ſchweigen kann, wenn mir verkehrte Anſichten begegnen. Während ihr fort waret, habe ich viel ſprechen und hören müſſen. Das hätte auch einem Stärkeren die Kräfte gebrochen. Mich wundert, daß ihr mich nicht elender findet, denn was gibt es wohl Aufreibenderes für eine Frau, als gegen einen Mann, der etwas ganz Anderes vertheidigt, für männliche Entſchiedenheit eintreten zu müſſen? Reich' mir das Waſſer, Leukippe."

Während die Kaiſerin, indem ſie ohne Unterlaß die ſchmalen Lippen koſtend bewegte, den Fruchtſaft in kleinen Zügen austrank, näherte ſich Verus dem Präfekten und fragte ihn flüſternd:

„Du warſt lange mit Sabina allein, mein Vetter?"

„Ja," entgegnete Titianus, und dabei biß er die Zähne ſo feſt zuſammen und ballte die Fauſt ſo kräftig, daß der Prätor ſeine Meinung nicht mißverſtehen konnte und ihm leiſe zurückgab:

„Sie iſt zu beklagen, und namentlich jetzt hat ſie Stunden . . ."

„Was für Stunden?" fragte Sabina, indem ſie den Becher von ihren Lippen entfernte.

„Solche," entgegnete Verus ſchnell, „in denen ich mich nicht um den Senat und die Staatsgeſchäfte zu kümmern habe. Wem anders dank' ich das wieder als Dir?"

Bei dieſen Worten nahte er ſich der Matrone und nahm ihr ſo liebevoll dienſtbefliſſen, wie ein aufmerkſamer Sohn ſeiner verehrten leidenden Mutter, den

geleerten Pokal aus der Hand, um ihn der Griechin zu reichen.

Die Kaiserin winkte dem Prätor mehrmals, als Zeichen ihres Dankes, wohlgefällig zu und sagte dann mit einem Anflug von Heiterkeit in der Stimme:

„Nun? Was gab es auf der Lochias zu sehen?“

„Wunderdinge,“ entgegnete Balbilla schnell, und schlug die kleinen Hände zusammen. „Ein Bienenschwarm, ein Ameisenhaufen ist in den alten Palast eingedrungen. Weiße und braune und schwarze Arme, — mehr als wir zählen konnten, fanden wir thätig, und von den Hunderten von Arbeitern, die sich da regten, war keiner dem andern im Wege, denn wie die vorsichtige Weisheit der Götter die Sterne in der ‚gnädigen, gnädigen Nacht‘ Wege führt, auf denen sie einander niemals hindern und stoßen, so lenkte diese alle ein kleiner Mann.“

„Ich muß für den Baumeister Pontius eintreten,“ unterbrach Verus das Mädchen. „Er ist immerhin ein Mann von mittlerer Größe.“

„Sagen wir also, um Deinem Gerechtigkeitsgefühl zu genügen,“ gab Balbilla zurück, „sagen wir also, es lenkt sie alle ein Menschenkind von mittlerer Größe, mit einer Papyrusrolle in der Rechten und einem Stift in der Linken. Gefällt Dir meine Ausdrucksweise so besser?“

„Sie kann mir niemals mißfallen,“ entgegnete der Prätor.

„Laß Balbilla weiter erzählen,“ forderte die Kaiserin.

„Wir haben das Chaos geſehen," ſagte das Mädchen, „aber man ahnt in dem Durcheinander die Bedingungen für eine künftige geordnete Schöpfung; ja man ſieht ſie mit Augen."

„Und man ſtößt ſich an mancherlei mit den Füßen," lachte der Prätor. „Wäre es dunkel geweſen und wären die Arbeiter Würmer, wir hätten die Hälfte von ihnen todt getreten, ſo wimmelte es überall von ihnen auf dem Eſtrich."

„Was machten ſie da?" fragte Sabina.

„Alles," entgegnete Balbilla ſchnell. „Dieſe glätteten ſchadhaft gewordene Stellen, jene legten neue Moſaikſtücke in die leeren Betten, aus denen man die alten geraubt hatte, und gewandte Künſtler malten auf glatte Gypsflächen bunte Figuren. Jede Säule, jede Statue war von einem Gerüſt umgeben, das bis zu den Decken reichte, und alles wurde von Menſchen erſtiegen, die einander drängten wie die Matroſen, welche bei einer Naumachie den Bord des feindlichen Schiffes erſteigen."

Die Wangen des hübſchen Mädchens hatten ſich bei der lebhaften Erinnerung an das Geſehene geröthet, und während ſie ſprach und dabei die Hände voll Ausdruck bewegte, bebte das hohe Lockengebäu, das ſein Köpfchen krönte.

„Deine Schilderung fängt an poetiſch zu werden," unterbrach die Kaiſerin ihre junge Gefährtin. „Vielleicht begeiſtert Dich noch die Muſe zu Verſen."

„Alle neun Pieriden," ſagte der Prätor, „ſind auf der Lochias vertreten. Acht haben wir geſehen;

die neunte aber, die den Beobachtern der Sterne hülfreiche Beschützerin der schönen Künste, die hohe Urania, hatte noch an Stelle des Kopfes — erlaube mir, Dich rathen zu lassen, was? göttliche Sabina."

„Nun?"

„Einen Strohwisch."

„O weh," seufzte die Kaiserin. „Was meinst Du, Florus, sollte es unter Deinen gelehrten und Verse schmiedenden Genossen keinen geben, der dieser Urania gleichsieht?"

„Jedenfalls," entgegnete der Angeredete, „sind wir vorsichtiger als die Göttin, denn der Inhalt unserer Köpfe wird von der harten Kapsel des Schädels und mehr oder weniger reichlichen Haaren verborgen. Urania trägt ihr Stroh offen zur Schau."

„Das klingt ja beinah," lachte Balbilla, auf ihre Lockenfülle weisend, „als thäte es mir besonders noth, das, was unter diesen Haaren sitzt, zu verbergen?"

„Auch der lesbische Schwan ward ‚die schöngelockte' genannt," entgegnete Florus.

„Und Du bist unsere Sappho," sagte des Prätors Gattin Lucilla und zog den Arm des Mädchens an ihre Brust.

„Ernstlich! Willst Du nicht in Verse bringen, was Du heute gesehen?" fragte die Kaiserin.

Balbilla schaute zu Boden und sagte dann frisch:

„Es könnte mich reizen; alles Seltsame, das mir begegnet, drängt mich zu Versen."

„Aber folge dem Rath des Grammatikers Apollonius," mahnte Florus. „Du bist die Sappho unserer

Zeit und ſollteſt darum nicht in attiſchem Griechiſch, ſondern in der alten äoliſchen Sprechweiſe dichten."

Verus lachte, die Kaiſerin, deren Zwerchfell ſich niemals kräftig bewegte, kicherte kurz und ſchneidend auf, Balbilla aber fragte lebhaft:

„Glaubt ihr, es würde mir nicht gelingen, das zu Stande zu bringen? Morgen fange ich an, mich in der alten äoliſchen Mundart zu üben."

„Laß das," bat Domitia Lucilla. „Deine einfachſten Lieder ſind immer die ſchönſten geweſen."

„Man ſoll nicht über mich lachen," entgegnete Balbilla eigenwillig. „In wenigen Wochen verſtehe ich den äoliſchen Dialekt zu gebrauchen, denn ich kann alles, was ich will, alles — alles —"

„Was für ein Trotzkopf ſteckt unter dieſen Locken!" ſagte die Kaiſerin und drohte gnädig mit dem Finger.

„Und welches Faſſungsvermögen!" rief Florus. „Ihr Lehrer in der Grammatik und Metrik ſagte mir, ſein beſter Schüler ſei ein Weib von edlem Geſchlechte, und dazu eine Dichterin, ſei Balbilla geweſen."

Das Mädchen erröthete bei dieſen Worten und fragte freudig bewegt:

„Schmeichelſt Du, oder hat Hephäſtion das wirklich geſagt?"

„O weh!" rief der Prätor. „Hephäſtion war auch mein Lehrer, und ich gehöre alſo zu den von Balbilla geſchlagenen männlichen Schülern. Aber das iſt mir nichts Neues, denn der Alexandriner hat mir das Gleiche geſagt wie dem Florus, und ich bin

nicht eitel genug auf meine Verſe, um nicht zu fühlen, daß ſein Urtheil gerecht iſt.“

„Ihr folgt verſchiedenen Muſtern,“ ſagte Florus, „Du dem Ovid, ſie der Sappho, Du dichteſt lateiniſch, ſie griechiſch. Führſt Du noch immer die Liebesgeſänge Deines Ovid bei Dir?“

„Stets,“ entgegnete Verus. „Wie Alexander ſeinen Homer.“

„Und aus Ehrfurcht vor dem Meiſter bemüht ſich Dein Gatte, unter dem Beiſtand der Venus nach ihnen zu leben,“ fügte die Kaiſerin hinzu, indem ſie ſich an Domitia Lucilla wandte.

Die ſchlanke und ſchöne Römerin antwortete nur mit einem leiſen Achſelzucken auf dieſe wenig freundlich gemeinten Worte, Verus aber ſagte, indem er Sabina's zu Boden geſunkene ſeidene Decke aufhob und ſorgfältig über ihre Kniee breitete:

„Mein ſchönſtes Glück iſt das, daß die ſiegreiche Venus mir wohl will. Aber wir ſind mit unſerem Berichte noch nicht zu Ende: unſer lesbiſcher Schwan iſt auf der Lochias einem andern Vogel begegnet, einem plaſtiſchen Künſtler.“

„Seit wann werden die Bildhauer zu den Vögeln gerechnet?“ fragte Sabina. „Man könnte ſie höchſtens mit den Spechten vergleichen.“

„Wenn ſie in Holz arbeiten,“ lachte Verus; „unſer Künſtler iſt aber ein Gehülfe des Papias und behandelt edle Stoffe in großem Styl. Dießmal freilich baute er ſeine Statue aus ganz wunderlichem Material zuſammen.“

„Einen Vogel nennt Verus wohl unſern neuen Bekannten," unterbrach Balbilla den Prätor, „weil er, als wir uns den Schranken nahten, hinter denen er arbeitete, ein Lied ſo rein und munter und laut mit den Lippen pfiff, daß es, den Lärm der Arbeiter übertönend, durch die weite, leere Halle klang. Eine Nachtigall flötet nicht ſchöner. Wir blieben ſtehen und lauſchten, bis der heitere Geſell, der nichts von unſerer Anweſenheit ahnte, ſtill ſchwieg, und als er des Baumeiſters Stimme vernahm, dieſem über ſeine Schranken hinweg zurief: ‚Nun muß es der Urania an den Kopf gehen. Ich ſah ihn auch ſchon vor den Augen und mit drei Dutzend Griffen brächt' ich ihn fertig, aber Papias ſagte, er habe einen auf Lager. Ich bin neugierig auf das honigſüße Dutzendgeſicht, das er meinem Torſo, der mir wenigſtens bis übermorgen gefällt, auf den Hals ſtülpt. Schaffe mir für die Büſte der Sappho, die ich herſtellen ſoll, ein gutes Modell! Es ſpuken mir tauſend Bremſen im Kopf. Ich bin ſo erregt, ſo erregt! Was ich jetzt auch vornehme, das wird was!'"

Balbilla hatte ſich bemüht, bei den letzten Worten die tiefe Stimme eines Mannes nachzuahmen, und als ſie die Kaiſerin lächeln ſah, fuhr ſie lebhaft fort:

„Das kam alles ſo friſch aus einem bis zum Springen von heiterer, übermüthiger Schaffensluſt erfüllten Herzen, daß mir's ganz wohl ward, und wir alle an die Schranken traten und den Bildhauer erſuchten, uns ſeine Arbeit ſehen zu laſſen."

„Und ihr fandet —?" fragte Sabina.

„Er verſagte uns entſchieden, ſein Gehege zu durchbrechen," entgegnete der Prätor; „aber Balbilla ſchmeichelte ihm die Erlaubniß ab, und der lange Geſell hat wirklich etwas gelernt. Der Faltenwurf des Gewandes, das die Geſtalt der Muſe bedeckt, iſt der Möglichkeit durchaus entſprechend, reich, kräftig behandelt und dabei von erſtaunlicher Feinheit. Urania ſchlingt den Mantel feſter um die ſchlanken Glieder, als ſchütze ſie ſich, nach den Sternen ſchauend, vor der Kühlung der Nacht. Wenn er mit ſeiner Muſe fertig iſt, ſo ſoll er einige verſtümmelte Frauenbüſten wieder herſtellen. Einer Berenice ſetzt er noch heute den fertigen Kopf auf; für die Sappho aber hab' ich ihm Balbilla zum Modell vorgeſchlagen."

„Ein guter Gedanke," ſagte die Kaiſerin. „Wenn die Büſte gelingt, ſo nehm' ich ſie mit mir nach Rom."

„Ich ſitze ihm gern," rief das Mädchen; „der friſche Geſell hat mir gefallen."

„Und Balbilla ihm," fügte des Prätors Gattin hinzu. „Er ſtaunte ſie an wie ein Wunder, und ſie verſprach ihm auch, wenn Du es geſtatten würdeſt, ihm morgen auf drei Stunden ihr Antlitz zur Verfügung zu ſtellen."

„Mit dem Kopfe beginnt er," fiel Verus ein. „Was für ein glücklicher Menſch iſt doch ſolch ein Künſtler! Von ihm läßt ſie ſich ohne Bedenken das Haupt drehen und das Peplum in Falten legen, und als es heute Sümpfe von Gyps und Lachen von friſcher Farbe zu umgehen gab, hat ſie kaum den

Saum ihres Kleides geſchützt und mir, der ihr ſo gern beigeſtanden haben würde, nicht einmal geſtattet, ſie über die ſchlimmſten Stellen zu heben.“

Balbilla erröthete und ſagte gereizt:

„Ernſtlich, Verus, ich leide es nicht, daß Du ſo mit mir ſprichſt, und damit Du es ein- für allemal weißt: was nicht ſauber iſt, lieb' ich ſo wenig, daß es mir auch ohne Beiſtand leicht wird, es zu vermeiden.“

„Du biſt zu ſtreng,“ unterbrach die Kaiſerin das Mädchen mit einem häßlichen Lächeln. „Nicht wahr, Domitia Lucilla, ſie ſollte Deinem Gatten das Recht gewähren, ihr dienlich zu ſein?“

„Wenn die Kaiſerin es für ſchicklich und recht hält,“ entgegnete die Angeredete, indem ſie die Schultern hob, mit einer bedeutungsvollen Bewegung beider Hände.

Sabina verſtand ihre Meinung, und indem ſie ein neues Gähnen erzwang, ſagte ſie leichthin:

„Man muß in unſerer Zeit nachſichtig ſein gegen einen Gemahl, der die Liebesgeſänge Ovid's zu ſeinem treueſten Begleiter erwählt hat. — Was gibt es, Titianus?“

Schon während Balbilla von ihrer Begegnung mit dem Bildhauer Pollux erzählt hatte, war dem Präfekten durch einen Kämmerer ein wichtiger, keinen Aufſchub duldender Brief überbracht worden.

Der Staatsmann hatte ſich mit ihm in den Hintergrund des Gemaches zurückgezogen, das feſte Siegel eröffnet, und ihn eben zu Ende geleſen, als die Kaiſerin ihm ihre Frage vorlegte.

Sabina's kleinen Augen entging nichts, was in ihrer Umgebung geschah, und so bemerkte sie auch, daß der Statthalter, während er das an ihn gerichtete Schreiben zusammenlegte, sich unruhig bewegt hatte.

Es mußte wichtige Dinge enthalten.

„Ein dringender Brief," entgegnete Titianus, „ruft mich in die Präfektur zurück. Ich sage Dir Lebewohl und hoffe, Dir bald etwas Angenehmes mittheilen zu können."

„Was enthält dieser Brief?"

„Wichtige Nachrichten aus der Provinz," entgegnete Titianus.

„Darf man erfahren?"

„Ich muß diese Frage leider verneinen. Der Kaiser befahl ausdrücklich, diese Sache völlig geheim zu halten. Ihre Erledigung fordert die größte Eile, und so seh' ich mich leider gezwungen, Dich sogleich zu verlassen."

Sabina erwiederte mit eisiger Kühlheit den Abschiedsgruß des Präfekten, und verlangte sogleich in die inneren Gemächer geführt zu werden, um sich für die Abendmahlzeit vorzubereiten.

Balbilla begleitete sie, Florus aber begab sich in die „olympische Tafel", die vortreffliche Garküche des Lykortas, von der ihm Feinschmecker zu Rom erstaunliche Dinge erzählt hatten.

Als Verus mit seiner Gattin allein war, näherte er sich ihr freundlich und fragte:

„Darf ich Dich in Deine Wohnung zurückführen?"

Domitia Lucilla hatte ſich in ein Polſter geworfen, ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckt und gab keine Antwort.

„Darf ich?“ wiederholte der Prätor.

Als ſeine Gemahlin in ihrem Schweigen verharrte, trat er ihr näher, legte ſeine Rechte auf die zierlichen Finger, mit denen ſie ihr Antlitz bedeckte, und ſagte:

„Ich glaube, Du zürnſt mir?“

Sie wies ſeine Hand mit einer leichten Bewegung zurück und rief:

„Laß mich!“

„Ja, leider muß ich Dich verlaſſen,“ ſeufzte Verus. „Geſchäfte rufen mich in die Stadt, und ich werde . . .“

„Und Du wirſt Dir von den jungen Alexandrinern, mit denen Du geſtern die Nacht durchſchwärmteſt, neue Schönheiten zeigen laſſen; das weiß ich.“

„Es gibt hier in der That Frauen von unglaublicher Anmuth,“ gab Verus völlig unbefangen zurück, „weiße, braune, kupferfarbene, ſchwarze, und alle ſind in ihrer Art reizend. Man wird nicht müde ſie zu bewundern.“

„Und Deine Gattin?“ fragte Lucilla und ſtellte ſich ihm ernſt gegenüber.

„Meine Gattin? Ja, Schönſte: Gattin iſt ein ernſter Ehrentitel und hat nichts mit den Freuden des Lebens zu thun! Wie möchte ich Deinen Namen in einer Stunde mit demjenigen der armen Kinder nennen, die mir müßige Stunden verkürzen?“

Domitia Lucilla war an ähnliche Worte gewöhnt,

und doch thaten sie ihr auch dießmal weh. Aber sie verbarg ihren Schmerz, und ihre Arme kreuzend sagte sie entschieden und mit Würde:

„So fahre mit Deinem Ovid und Deinen Liebesgöttern weiter durch's Leben, aber versuche es nicht, die Unschuld unter die Räder Deines Wagens zu werfen."

„Du meinst Balbilla?" fragte der Prätor und lachte laut auf. „Sie weiß sich selber zu wehren und hat zu viel Geist, um sich von den Eroten fangen zu lassen. Das Söhnlein der Venus hat nichts mit so guten Freunden wie wir sind zu schaffen."

„Ich darf Dir glauben?"

„Mein Wort darauf, daß ich nichts von ihr begehre als gute Worte," rief er und hielt seiner Gattin freimüthig die Hand hin.

Lucilla berührte sie nur leicht mit den Fingern und sagte dann:

„Sende mich nach Rom zurück. Ich sehne mich unsagbar nach den Kindern, besonders nach unserem Knaben."

„Es geht nicht," entgegnete Verus ernst. „Jetzt nicht, aber hoffentlich in einigen Wochen."

„Warum nicht eher?"

„Frage mich nicht."

„Eine Mutter darf zu wissen verlangen, warum man sie von ihrem in der Wiege liegenden Sohne trennt."

„Diese Wiege steht jetzt im Hause Deiner Mutter, und die sorgt für unsere Kleinen. Habe noch etwas

Geduld, denn das, wonach ich für Dich und für mich und nicht zuletzt für unſern Sohn ſtrebe, iſt ſo groß, ſo ungeheuer groß und ſchwer, daß es Jahre der Sehnſucht aufzuwiegen vermag."

Dieſe letzten Worte hatte Verus leiſe, doch mit einer ihm nur in entſcheidenden Augenblicken eigenen Würde geſprochen; ſeine Gattin aber faßte, noch ehe er ſeine Rede geſchloſſen, ſeine Rechte mit beiden Händen und fragte leiſe und ängſtlich:

„Du ſtrebſt nach dem Purpur?"

Er nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Darum alſo," murmelte ſie.

„Was?"

„Sabina und Du."

„Nicht nur darum. Sie iſt hart und ſcharf gegen Andere, aber mir hat ſie ſchon als Knabe nur Gutes erwieſen."

„Sie haßt mich."

„Geduld, Lucilla, Geduld! Es kommt ein Tag, an dem des Nigrinus Tochter die Gattin des Cäſar ſein wird, und die frühere Kaiſerin ... Aber das ſprech' ich nicht aus. Ich bin, Du weißt es ja, Sabina verbunden und wünſche dem Kaiſer aufrichtig ein langes Leben."

„Und die Adoption?"

„Leiſe! Er denkt an ſie, und ſeine Gemahlin wünſcht ſie."

„Kann ſie bald erfolgen?"

„Wer vermag in dieſem Augenblicke zu wiſſen, was der Kaiſer in der nächſten Stunde beſchließt;

aber vielleicht erfolgt die Entscheidung am dreißigsten Dezember."

„An Deinem Geburtstag?"

„Er fragte nach ihm, und sicher stellt er mein Horoskop in der Nacht, in der mich meine Mutter gebar."

„So werden die Sterne unser Loos entscheiden?"

„Sie nicht allein. Hadrian muß auch gewillt sein, sie zu meinen Gunsten zu deuten."

„Wie kann ich Dir helfen?"

„Zeige Dich ganz wie Du bist im Verkehr mit dem Kaiser."

„Ich danke Dir für diese Worte und bitte Dich nicht mehr, mich reisen zu lassen. Wär' es noch etwas Anderes als ein Ehrenposten, das Weib des Verus zu sein, so fragte ich nicht nach der neuen Würde der Gattin des Cäsar."

„Ich gehe heut nicht in die Stadt und bleibe bei Dir. Bist Du zufrieden?"

„Ja, ja!" rief sie und erhob ihren Arm, um ihn um den Hals ihres schönen Gatten zu schlingen, — er aber wies sie zurück und raunte ihr zu:

„Lass' das; — Schäferspiel taugt nichts bei der Jagd nach dem Purpur!"

Achtes Kapitel.

Titianus befahl seinem Wagenlenker, sogleich nach der Lochias zu fahren. Der Weg führte an seiner auf dem Bruchium gelegenen Wohnung im Präfekturpalaste vorbei, und er ließ vor ihr halten, denn der Brief, den die Brustfalten seiner Toga verbargen, enthielt eine Nachricht, welche ihm leicht in wenigen Stunden die Nothwendigkeit auferlegen konnte, erst am folgenden Morgen nach Hause zu kommen.

Ohne sich von den Beamten, Offizieren und Lictoren aufhalten zu lassen, die auf seine Heimkehr warteten, um ihm Mittheilungen zu machen und seine Befehle einzuholen, durchschritt er die Vorräume und die weite Männerhalle, um seine Gattin in dem an den Garten der Präfektur grenzenden Frauensaale aufzusuchen.

Schon vor der Thür dieses Raumes konnte er seine Gemahlin begrüßen, denn sie hatte die Schritte des Nahenden erkannt und war ihm entgegengegangen.

„Ich habe mich nicht getäuscht," rief die Matrone mit aufrichtiger Freude. „Wie schön, daß Du Dich

dießmal ſo früh losmachen konnteſt! Ich hatte Dich nicht vor dem Ende der Abendmahlzeit erwartet."

„Ich komme auch nur, um zu gehen," entgegnete Titianus, indem er das Gemach ſeiner Gattin betrat. „Laß mir ein Stück Brod und einen Becher mit gemiſchtem Wein reichen. Aber nein, da ſteht ja ſchon, was ich brauche, als hätt' ich's beſtellt. Du haſt recht, ich war dießmal weniger lange als ſonſt bei Sabina; aber ſie iſt bemüht geweſen, in kurzer Zeit ſo viel ſaure Worte zuſammenzudrängen, als hätten wir einen halben Tag mit einander verhandelt. In fünf Minuten verlaſſ' ich Dich wieder, um wann? das wiſſen die Götter, zurückzukehren. Es wird mir ſchwer, es über die Lippen zu bringen, aber all unſere Mühe, unſere Sorge und Eile und die umſichtige Arbeit des armen Pontius iſt vergebens geweſen."

Bei dieſen Worten warf ſich der Präfekt in ein Polſter, ſeine Gattin aber reichte ihm die Erfriſchung, welche er begehrt hatte, und ſagte, indem ſie ihm mit der Hand über den ergrauten Scheitel ſtrich:

„Armer Mann! Hat ſich Hadrian dennoch entſchloſſen, im Cäſareum zu wohnen?"

„Nein! Geh' hinaus, Syra! Du wirſt gleich ſehen! Bitte, lies mir den Brief des Kaiſers noch einmal vor. Da iſt er."

Julia, die Gattin des Präfekten, faltete den feinen Papyrus auseinander und begann:

„Hadrian ſeinem Freunde Titianus, dem Statthalter von Aegypten. Tiefſtes Geheimniß! — Hadrian grüßt Titianus, wie er es ſeit Jahren ſo oft am Anfang

widerwärtiger Geschäftsbriefe und nur mit halbem Herzen gethan hat. Morgen hofft er indessen seinen lieben Jugendfreund und weisen Stellvertreter nicht nur mit ganzer Seele, sondern auch mit Hand und Mund begrüßen zu können. Und nun, um deutlicher zu sein, das Folgende: Ich komme schon morgen den fünfzehnten Dezember gegen Abend ganz allein mit Antinous, dem Sklaven Mastor und meinem Geheimschreiber Phlegon nach Alexandria. Wir landen im kleinen Hafen an der Lochias und mein Schiff wird an einem großen silbernen Stern am Schnabel kenntlich sein. Sollte es Nacht werden bis zu meiner Ankunft, so werden Dir drei rothe Laternen an der Spitze des Mastes mittheilen, welcher Freund sich Dir naht. Die gelehrten und witzigen Männer, welche Du mir entgegensandtest, um mich aufzuhalten und mehr Zeit für die Herstellung des alten Nestes zu gewinnen, in dem es mich bei den Vögeln Minerva's zu hausen gelüstet, die ihr hoffentlich noch nicht alle vertrieben, hab' ich heimgesandt, damit es Sabina und ihrem Troß nicht an Unterhaltung fehle und um die berühmten Herren nicht unnöthig in ihrer Arbeit zu stören. Ich brauche sie nicht. Wenn Du es vielleicht dennoch nicht warst, der sie sandte, so bitt' ich Dich um Vergebung. Freilich würde ein Irrthum in diesem Falle immerhin etwas Demüthigendes in sich schließen, denn es ist leichter Geschehenes zu erklären, als Kommendes vorauszusehen. Oder sollte es sich umgekehrt verhalten? Ich werde die klugen Männer für die unnütze Reise entschädigen, indem ich im Museum mit

ihnen und ihren Genoſſen über dieſe Frage disputire. Dem Grammatiker, dem die Gelehrſamkeit aus jeder Haarſpitze hervorſieht, und der mehr ſtill ſitzt, als ihm gut iſt, wird die ſchnelle Bewegung, zu der er ſich um meinetwillen entſchloß, das Leben verlängern. — Wir kommen in ſchlichter Kleidung und werden auf der Lochias ſchlafen. Du weißt, daß ich mehr als einmal auf der harten Erde geruht habe, und wenn es ſein muß, ebenſo gern auf einer Matte wie auf Polſtern ſchlummere. Mein Kopfkiſſen folgt mir. Es iſt mein großer Moloſſer, den Du ja kennſt. Ein Zimmerchen, in dem ich ungeſtört meine Aufzeichnungen für das folgende Jahr vornehmen kann, wird ſich ja finden. Ich erſuche Dich, mein Geheimniß ſorgſam zu hüten. Keiner und Keine, ich bitte Dich ſo dringend, wie ich als Freund und Kaiſer nur immer zu bitten vermag, darf von meiner Ankunft das Geringſte erfahren. Auch nicht die kleinſte Vorbereitung ſoll verrathen, wen Du empfängſt. Meinem lieben Titianus kann ich nichts befehlen, aber ich lege ihm noch einmal an's Herz, meinen Wunſch zu erfüllen. — Wie freue ich mich Dich wiederzuſehen, und welche Luſt wird mir der Wirrwarr bereiten, den ich auf der Lochias zu finden hoffe; Du führſt mich bei den Künſtlern, von denen es jetzt gewiß in dem alten Schloſſe wimmelt, als den Baumeiſter Claudius Venator aus Rom ein, der dem Pontius mit ſeinem Rathe zur Seite ſtehen ſoll. — Dieſer Pontius, der für Herodes Atticus ſo ſchöne Bauten ausführte, iſt mir bei dem reichen Sophiſten begegnet und er wird mich ſicher wiedererkennen. Theile

ihm alſo mit, was ich vorhabe. Er iſt ein ernſter, zuverläſſiger Mann, kein Schwätzer oder windiger Tropf, der ſich ſelbſt vergißt. Ziehe ihn alſo mit in's Geheimniß, aber erſt wenn mein Fahrzeug in Sicht iſt. Mag es Dir wohl ergehen."

„Nun, was ſagſt Du?" fragte Titianus, indem er ſeiner Gattin den Brief aus der Hand nahm. „Iſt das nicht mehr als verdrießlich? Unſer Werk war ſo köſtlich im Gange."

„Aber," entgegnete Julia bedächtig und mit einem klugen Lächeln, „vielleicht wäret ihr doch nicht fertig geworden. Wie die Dinge jetzt liegen, braucht ihr es gar nicht zu ſein und Hadrian ſieht dennoch den guten Willen. Ich freue mich über dieſen Brief, denn er nimmt Dir eine ſchwere Verantwortung von den ohnehin ſchon überlaſteten Schultern."

„Du ſiehſt immer das Rechte," rief der Präfekt. „Es iſt gut, daß ich herkam, denn ich erwarte jetzt den Kaiſer mit viel leichterem Herzen. Laß mich den Brief verſchließen und nun lebe wohl. Dieſer Abſchied gilt Dir auf viele Stunden und meiner Ruhe auf eine lange Reihe von Tagen."

Titianus reichte ſeiner Gattin die Hand.

Sie hielt ſie feſt und ſagte:

„Ehe Du gehſt, muß ich Dir geſtehen, daß ich ſehr ſtolz bin."

„Dieß iſt Dein Recht."

„Du haſt mich mit keinem Worte zu ſchweigen gebeten."

„Weil Du Deine Proben beſtanden. Aber frei-

lich, auch Du biſt ein Weib, und noch dazu ein ſehr ſchönes.“

„Eine alte Großmutter mit ergrauendem Haar!“

„Und doch noch immer ſtattlicher und reicher an Anmuth als tauſend viel bewunderte junge.“

„Du willſt mich zwingen, in meinen alten Tagen den Stolz mit der Eitelkeit zu vertauſchen.“

„Nein, nein! Ich ſah Dich nur, wie unſer Geſpräch das mit ſich brachte, mit prüfenden Augen an und dachte an Sabina's Seufzer, die ſchöne Julia ſähe nicht gut aus. Aber wo gibt es denn ein anderes Weib in Deinem Alter mit ſolcher Haltung, ſo faltenloſen Zügen, einer ſo reinen Stirn, ſo tiefen und guten Augen, ſo wundervoll gemeißelten Armen . . .“

„Schweig' doch,“ rief Julia, „Du machſt mich erröthen.“

„Soll mich's nicht freuen, daß dieß einer Großmutter aus Rom, die mein Weib iſt, ſo leicht wird? Du biſt ganz anders als die anderen Frauen.“

„Weil Du anders biſt als die anderen Männer.“

„Schmeichlerin; ſeitdem die Kinder alle fort ſind, iſt es als fingen wir unſere Ehe von vorn an.“

„Die Zankäpfel fehlen im Hauſe.“

„Für das Liebſte geräth man allerdings am leichteſten in Eifer. Aber nun noch einmal lebe wohl.“

Titianus küßte die Stirn ſeiner Gattin und eilte der Thür zu, Julia aber rief ihn zurück und ſagte:

„Etwas kann man doch für den Kaiſer thun. Ich ſende dem Baumeiſter täglich eine Mahlzeit auf

die Lochias. Heute ſoll ſie dreimal ſo reichlich ausfallen als ſonſt."

„Vortrefflich."

„So lebe denn wohl."

„Und wir ſehen uns wieder, wenn es die Götter und der Kaiſer uns gönnen."

Als der Präfekt an der bezeichneten Stelle anlangte, war kein Schiff mit einem ſilbernen Stern zu ſehen.

Die Sonne ging unter und kein Fahrzeug mit drei rothen Laternen wollte ſich zeigen.

Der Hafenvorſteher, in deſſen Haus Titianus getreten war, und dem er mittheilte, daß er einen großen Baumeiſter aus Rom, der Pontius mit ſeinem Rath bei den Arbeiten auf der Lochias beiſtehen ſollte, erwarte, fand die Ehre, welche der Statthalter dem fremden Künſtler erwies, begreiflich; die ganze Stadt wußte ja ſchon, mit welch unerhörter Eile und mit dem Aufgebot wie großer Mittel der alte Ptolemäerpalaſt als Wohnung für den Kaiſer hergeſtellt werde.

Während des Wartens dachte Titianus an den jungen Bildhauer Pollux, den er kennen gelernt hatte, und an ſeine Mutter in dem freundlichen Thorwärterhäuschen.

Wohlgeſinnt, wie er war, ſchickte er ſogleich zu der alten Doris und ließ ſie erſuchen, ſie möge ſich dieſen Abend nicht zur Ruhe begeben, denn er, der Präfekt, käme ſpät auf die Lochias.

„Sage der Frau von Deiner Seite, nicht von der

meinen," befahl Titianus dem Boten, „daß ich vielleicht bei ihr eintreten würde. Sie mag ihr Stübchen gut beleuchten und in Ordnung halten."

Auf der Lochias ahnte Niemand etwas von der Ehre, welche dem alten Palast bevorstand.

Nachdem Verus mit seiner Gattin und Balbilla ihn verlassen und der Bildhauer Pollux wieder eine Stunde lang thätig gewesen war, trat er aus seinem Gehege heraus, streckte die Arme und rief dem auf einem Gerüst stehenden Baumeister Pontius zu:

„Ich muß mich ausruhen oder etwas Neues vornehmen. Das Eine bewahrt mich so gut vor Müdigkeit wie das Andere. Geht es Dir auch so?"

„Genau so," entgegnete der Gefragte und leitete weiter die Arbeit der Bausklaven, welche ein neues korinthisches Säulenkapitäl an die Stelle eines alten, zerbrochenen zu setzen hatten.

„Laß Dich nicht stören," rief Pollux wieder hinauf. „Ich will Dich nur bitten, meinem Meister Papias, wenn er mit dem Antiquitätenhändler Gabinius herkommt, zu sagen, er fände mich auf dem Rondel, das Du gestern mit mir besichtigt. Ich setze der Berenice den neuen Kopf auf. Mein Lehrjunge müßte mit den Vorarbeiten längst fertig sein, aber der Schlingel ist mit zwei linken Händen auf die Welt gekommen, und weil er das eine Auge verwirft, so kommt ihm alles Gerade schief vor und nach den Gesetzen der Optik das Schiefe gerad. Er hat den Holzstift, der den neuen Kopf halten soll, jedenfalls schräg in den Hals hineingetrieben und da kein Historiker mit-

theilt, daß Berenice jemals den Kopf ſchief getragen, wie der alte Farbenreiber da hinten, ſo muß ich ſelbſt nach dem Rechten ſehen. In einer halben Stunde, denk' ich, wird die kluge Königin nicht mehr zu den kopfloſen Frauen gehören."

„Wo haſt Du das neue Haupt her?" fragte Pontius.

„Aus dem geheimen Archiv meiner Erinnerungsköpfe," gab Pollux zurück. „Haſt Du es geſehen?"

„Ja."

„Gefällt es Dir?"

„Sehr."

„Dann iſt es werth, daß es lebe," ſang der Bildhauer und verließ die Halle. Dabei winkte er dem Baumeiſter mit der Linken und ſteckte mit der Rechten eine Nelke, die er am Morgen von einem der Blumenſtöcke im Hauſe ſeiner Mutter gebrochen, hinter das Ohr.

Auf dem Rondel hatte der Lehrling ſeine Sache beſſer gemacht, als ſein Meiſter es erwarten konnte; Pollux war aber mit ſeinen eigenen Anordnungen keineswegs zufrieden. Sein Werk mußte nun wie viele andere auf der gleichen Seite der Plattform ſtehende Büſten dem Altan des Palaſtverwalters den Rücken zukehren, und doch hatte er ſich nur von dem ihm ſo lieben Porträtkopfe der Mutter Selenens getrennt, damit ſeine Spielgefährtin ihm zu jeder beliebigen Stunde in's Geſicht ſehen könne.

Zu ſeiner Beruhigung fand er, daß die Büſten nur durch ihre eigene Schwere auf ihren hohen Poſtamenten feſtgehalten würden, und ſo beſchloß er denn,

die geſchichtliche Ordnung der Frauenköpfe zu unterbrechen, eine Umſtellung vorzunehmen und die berühmte Kleopatra dem Hauſe den Rücken kehren zu laſſen, damit ſein Lieblingskopf es anſchauen könne.

Um dieß Vorhaben ſogleich zur Ausführung zu bringen, rief er einige Sklaven heran und ließ ſich von ihnen bei ſeinem Umtauſche helfen.

Dabei erſcholl mehr als ein mahnender Ruf, und das laute Reden und Befehlen an dieſer ſeit Jahren vereinſamten Stelle lockte eine Neugierige herbei, welche ſich, ſchon kurz nachdem der Lehrling ſeine Arbeit begonnen, auf dem Altan der Verwalterswohnung gezeigt hatte, aber raſch wieder zurückgetreten war, nachdem ſie den garſtigen, über und über mit Gyps befleckten Burſchen erblickt hatte.

Dießmal blieb ſie ſtehen und folgte jeder Bewegung des die Sklaven leitenden Pollux, der ihr indeſſen bei allem, was er vornahm, den Rücken zukehrte.

Jetzt hatte der gegen die Abdrücke der Arbeiterhände mit einem Tuche verwahrte Porträtkopf den rechten Platz gefunden.

Aufathmend drehte der Künſtler ſich um und wandte dem Verwalterhauſe ſein volles Antlitz zu, und ſogleich rief eine helle, heitere Frauenſtimme:

„Der lange Pollux! Wahrhaftig, es iſt der lange Pollux! Wie mich das freut!“

Bei dieſen Worten klatſchte das Mädchen auf dem Altane laut die Hände, und als der Bildhauer winkte und ihr zurief: „Die kleine Arſinoe biſt Du; ihr ewigen

Götter, was iſt aus dem kleinen Dinge geworden!“ ſtellte ſie ſich auf die Zehen, um recht groß zu erſcheinen, nickte ihm freundlich zu und lachte hinunter:

„Ich bin mit dem Wachſen noch gar nicht fertig, aber Du, Du ſiehſt ordentlich ehrwürdig aus mit dem Bart am Kinn und der Adlernaſe. Selene hat mir erſt heute geſagt, daß Du da drin mit den Andern wirthſchafteſt.“

Des Künſtlers Augen hingen wie gebannt an dem Mädchen.

Es gibt Dichternaturen, deren Einbildungskraft alles Ungewöhnliche, was ſie erblicken oder erleben, ſchnell in eine Geſchichte verwandeln, oder in eine raſch ſich bildende Reihe von Verſen verweben, und wie Viele ſeines Berufes, ſo konnte auch Pollux keinem ſchönen Menſchengebilde mit den Augen begegnen, ohne es ſogleich mit ſeiner Kunſt in Verbindung zu bringen.

„Eine Galatea, eine Galatea ſonder Gleichen,“ dachte er, während ſein Blick ſich an Arſinoe's Geſtalt und Antlitz heftete. „Als wäre ſie vor einer Sekunde dem Meere entſtiegen, ſo friſch, ſo froh, ſo geſund ſteht dieſe Geſtalt da. Und wie die kleinen Locken von der Stirn aufſtreben, als ſchwämmen ſie noch auf dem Waſſer. Nun biegt ſie ſich grüßend niederwärts. Wie rund iſt jede Bewegung! Es iſt, als ſchmiege ſich die Tochter des Nereus an die zum Wellenberg ſich erhebende und ſich zum Wellenthal niederwärts neigende Woge. Sie ſieht Selene und ihrer Mutter in der Form des Kopfes und dem griechiſchen Schnitt

des Geſichtes ähnlich, aber die ältere Schweſter gleicht einem Prometheusbilde, ehe es beſeelt ward, und Arſinoe demſelben Meiſterwerke, nachdem ſich das himmliſche Feuer in ſeine Adern ergoſſen."

In wenigen Sekunden hatte der Künſtler dieß alles gefühlt und gedacht, dem Mädchen aber dauerte das Schweigen ihres ſtummen Bewunderers zu lange, und ungeduldig rief es:

„Du haſt mich noch gar nicht recht begrüßt. Was machſt Du da unten?"

„Sieh her," gab er zurück und zog das Tuch von dem wohlgetroffenen Bildwerke.

Arſinoe beugte ſich weit über die Brüſtung des Altans, beſchattete ihre Augen mit der Hand und ſchwieg länger als eine Minute.

Dann ſchrie ſie plötzlich laut auf, und mit dem Rufe: „Die Mutter! die Mutter!" eilte ſie in das Zimmer zurück.

„Jetzt ruft ſie ihren Vater und wird der armen Selene die Freude verderben," dachte Pollux, während er den ſchweren Marmor, welchen ſein Gypskopf krönte, zurecht rückte. „Er mag nur kommen. Jetzt haben wir hier zu gebieten, und an des Kaiſers Eigenthum darf Keraunus nicht rühren."

Mit gekreuzten Armen ſtellte er ſich dann der Büſte gegenüber und murmelte vor ſich hin:

„Flickwerk, erbärmliches Flickwerk! Aus lauter Lappen ſtümpern wir ein Kleid für den Kaiſer zuſammen; Tapezierer ſind wir hier oben und keine Künſtler. Wär's nicht für Hadrian, für Diotima

und ihre Kinder, keinen Finger rührt' ich hier weiter!"

Der Weg von des Verwalters Wohnung leitete durch Gänge und über einige Treppen zu dem Rondel, auf dem der Bildhauer ſtand, und doch hatte Arſinoe in nicht viel länger als einer Minute, nachdem ſie von dem Altan verſchwunden war, daſſelbe erreicht.

Mit gerötheten Wangen drängte ſie den Bildhauer von ſeiner Arbeit zurück und ſtellte ſich auf den Platz, auf dem er geſtanden, um fort und fort in die geliebten Züge zu ſchauen. Dann rief ſie:

„Die Mutter, die Mutter!"

Dabei liefen ihr helle Thränen über die Wangen und ſie kümmerte ſich weder um den Künſtler, noch um die Arbeiter und Sklaven, an denen ſie vorbei geeilt war und die ſie ſo ängſtlich anſtarrten, als wäre ſie von Dämonen beſeſſen.

Pollux ſtörte ſie nicht.

Ihm wurde weich um's Herz, als er die Zähren ſah, die über die Wangen dieſes heiteren Kindes rannen, und er dachte dabei, es verlohne ſich doch gut zu ſein, wenn man dafür ſo lange dauernde und warme Liebe ernte, wie die arme, verſtorbene Frau dort auf dem Poſtamente.

Nachdem Arſinoe lange Zeit das Werk des Bildhauers betrachtet hatte, ward ſie ruhiger, wandte ſich an Pollux und fragte:

„Haſt Du das gemacht?"

„Ja," entgegnete er und ſchlug die Augen nieder.

„Und ganz aus dem Gedächtniß?"

„Ja doch!“

„Weißt Du was?“

„Nun?“

„Dann hatte die Seherin beim Adonisfeſte Recht, als ſie im Jalemus ſang, das halbe Werk eines Künſtlers machten die Götter.“

„Arſinoe!“ rief Pollux, dem es bei dieſen Worten zu Muth war, als ergieße ſich ein heißer Quell in ſein Herz, und erfaßte dankbar ihre Hand; ſie aber entzog ſie ihm, denn ihre Schweſter Selene war auf den Altan getreten und rief ſie.

Pollux hatte für ſeine ältere Jugendgeſpielin und nicht für Arſinoe ſein Werk an dieſem Platze aufgeſtellt, und nun wirkte ihr Anblick erkältend und ſtörend auf ſeine bewegte Seele.

„Da ſteht das Bild Deiner Mutter,“ rief er in erklärendem Ton, auf die Büſte weiſend, zu dem Altan hinauf.

„Ich ſeh' es,“ entgegnete ſie kühl. „Nachher will ich es näher betrachten. Komm herauf, Arſinoe, der Vater will mit Dir reden.“

Pollux ſtand wieder allein.

Als Selene in ihr Zimmer zurücktrat, ſchüttelte ſie leiſe das blaſſe Haupt und murmelte:

„Es ſollte für mich ſein, hatte Pollux geſagt; einmal etwas für mich, und auch dieſe Freude verdorben!“

Neuntes Kapitel.

Der Palaſtvorſteher, zu dem Selene ſeine jüngere Tochter Arſinoe berufen hatte, war ſoeben aus der Bürgerverſammlung heimgekehrt, und ſein alter ſchwarzer Sklave, welcher ihm ſtets, wenn er ausging, folgte, nahm ihm das krokusgelbe Pallium von den Schultern und den goldenen Reifen, mit dem er außerhalb des Hauſes ſeine gebrannten Locken zu umgeben liebte, vom Haupte.

Keraunus ſah noch erhitzter aus, ſeine Augen traten noch weiter vor als gewöhnlich, und heller Schweiß perlte auf ſeiner Stirn, als ſeine Töchter zu ihm in das Wohngemach traten.

Arſinoe's freundlichen Gruß beantwortete er gedankenlos mit zwei hingeworfenen Worten und ging, ehe er die wichtige Mittheilung, welche er zu machen hatte, ſeinen Töchtern eröffnete, eine Zeit lang vor ihnen auf und nieder. Dabei blies er die ſtarken Wangen voll auf und kreuzte die Arme.

Selene war ängſtlich, Arſinoe längſt ungeduldig geworden, als er endlich begann:

„Habt ihr von den Feſten gehört, die zu Ehren des Kaiſers gefeiert werden ſollen?“

Selene nickte bejahend mit dem Kopfe, und ihre Schweſter rief:

„Freilich! Haſt Du Plätze für uns auf den Bänken des Rathes bekommen?“

„Unterbrich mich nicht,“ herrſchte der Verwalter mürriſch ſeine Tochter an. „Von Zuſchauen iſt keine Rede. Man hat alle Bürger aufgefordert, ihre Töchter an den zu veranſtaltenden großen Dingen Theil nehmen zu laſſen, und gefragt, wie viele Mädchen ſie hätten.“

„Wir ſollen an den Spielen Theil nehmen?“ fragte Arſinoe und klatſchte froh in die Hände.

„Ich wollte mich, bevor der Aufruf erfolgte, zurückziehen, aber der Schiffsbaumeiſter Tryphon, der unten neben dem königlichen Hafen ſeine Werkſtätte hat, hielt mich zurück und rief in die Verſammlung, ſeine Söhne ſagten, daß ich zwei ſchöne junge Töchter beſäße. Woher wiſſen ſie das?“

Bei dieſen letzten Worten zog der Verwalter ſeine grauen Augenbrauen in die Höhe, und ſein Antlitz röthete ſich bis zur Stirn.

Selene zuckte die Achſeln, Arſinoe aber ſagte:

„Des Tryphon Werft liegt ja da unten und wir gehen oft an ihr vorüber, aber ihn ſelbſt oder ſeine Söhne kennen wir nicht. Haſt Du ſie geſehen, Selene? Es iſt jedenfalls artig von ihnen, daß ſie uns ſchön nennen.“

„Keiner darf ſich um euer Ausſehen kümmern,

der euch nicht von mir zum Weibe begehrt," entgegnete der Verwalter mürriſch.

„Was haſt Du Tryphon entgegnet?" fragte Selene.

„Ich habe gethan, was ich mußte. Euer Vater verwaltet einen Palaſt, der ja nun einmal Rom und ſeinem Imperator gehört; ſo werde ich Hadrian als Gaſt in dieſer Wohnung meiner Väter aufnehmen, und kann ihm darum weniger als andere Bürger meinen Theil an der Ehre vorenthalten, welche der Rath der Stadt ihm zu erweiſen beſchloſſen hat."

„Alſo wir dürfen?" fragte Arſinoe und näherte ſich ihrem Vater, um ihn mit ſchmeichelnder Hand zu ſtreicheln.

Keraunus war aber nicht geneigt, Liebkoſungen hinzunehmen, wies ſie mit einem verdroſſenen: „Laß mich!" zurück und fuhr dann fort:

„Wenn Hadrian fragen wird: ‚Wo waren Deine Töchter an meinem Ehrentage, Keraunus?' und ich müßte entgegnen: ‚Sie fehlten unter den Töchtern der edlen Bürger', ſo würde das eine Beleidigung für den Cäſar ſein, dem ich im Grunde wohlgeſinnt bin. Das alles bedachte ich und nannte darum eure Namen und verſprach, euch zu der Verſammlung der Jungfrauen im kleinen Theater zu ſenden. Ihr werdet dort den edelſten Matronen und Töchtern der Stadt begegnen, und die erſten Maler und Bildhauer ſollen beſtimmen, zu welchem Theile der Spiele euer Ausſehen am beſten paßt."

„Aber Vater," rief Selene, „wie können wir uns in unſeren einfachen Kleidern in dieſer Verſammlung

zeigen, und woher nehmen wir Geld, uns neue zu ſchaffen?"

„Wir können uns in ſauberer weißer Wolle und hübſch mit friſchen Bändern geputzt neben allen anderen Mädchen ſehen laſſen," verſicherte Arſinoe, indem ſie ſich zwiſchen ihre Schweſter und ihren Vater drängte.

„Das iſt es nicht, was mich beſorgt macht," entgegnete der Verwalter. „Die Koſtüme ſind's, die Koſtüme! Nur den Töchtern ärmerer Bürger werden ſie vom Rathe bezahlt, und zu den Armen gezählt zu werden, würde uns ſchänden. Ihr verſteht mich, Kinder."

„Ich nehme nicht Theil an dem Zuge," erklärte Selene entſchieden, Arſinoe aber fiel ihr in's Wort:

„Arm zu ſein iſt unbequem und widerwärtig, aber eine Schande iſt es gewiß nicht. Den mächtigſten Römern in alter Zeit hat es zur Ehre gereicht, als arme Leute zu ſterben. Unſere macedoniſche Herkunft bleibt uns, auch wenn uns die Stadt die Koſtüme bezahlt."

„Still!" rief der Verwalter. „Es iſt nicht das erſte Mal, daß ich ſolch niedrige Geſinnung an Dir bemerke. Die Nachtheile der Armuth kann auch der Edle ertragen, aber die Vortheile, die ſie bringt, vermag er nur zu genießen, wenn er ſich entſchließt, es nicht mehr — ſein zu wollen."

Dem Verwalter hatte es ſchwere Mühe gekoſtet, dieſen letzten Gedanken, den er ſich nicht erinnerte von einem Andern gehört zu haben, der ihm fremd

vorkam und der doch völlig wiedergab, was er empfand, in ſolcher Form zum Ausdruck zu bringen, und darum ließ er ſich mit allen Anzeichen der Erſchöpfung langſam auf das Polſter des Divans ſinken, welcher eine tiefe Seitenniſche ſeines geräumigen Wohngemaches umgab.

In dieſem letzteren ſollten Kleopatra mit Antonius jene Gaſtmähler genoſſen haben, deren erleſene und unübertroffene Feinheit durch alle Gaben der Kunſt und des Witzes gewürzt worden war.

Gerade an demſelben Platze, auf dem jetzt Keraunus ruhte, hatte wohl das Speiſelager des berühmten Liebespaares geſtanden, denn das ganze Zimmer war zwar mit einem ſorgfältig gearbeiteten Eſtrich verſehen, hier aber befand ſich ein aus Steinen von verſchiedenen Farben zuſammengeſetztes Gemälde von ſo großer Schönheit und Feinheit der Ausführung, daß Keraunus ſeinen Kindern ſtets verboten hatte, darauf zu treten. Dieß war freilich weit weniger aus Achtung vor dem herrlichen Kunſtwerke geſchehen, als weil ihm von ſeinem Vater, und dieſem von dem ſeinigen, das Gleiche unterſagt worden war. Das Gemälde brachte die Hochzeit der Thetis mit dem Peleus zur Darſtellung, und der Divan bedeckte nur den mit einer Reihe von lieblichen Eroten geſchmückten unteren Rand des herrlichen Bildes.

Keraunus befahl ſeiner Tochter, ihm einen Becher Wein zu reichen, ſie aber miſchte den Rebenſaft reichlich mit Waſſer.

Nachdem er mit vielen Zeichen des Abſcheus den

verdünnten Inhalt des Pokals zur Hälfte ausgetrunken hatte, ſagte er:

„Wollt ihr wiſſen, was ein einziger von euren Anzügen, wenn wir nicht gar zu weit hinter den Andern zurückſtehen wollen, koſten wird?“

„Nun?“ fragte Arſinoe ängſtlich.

„Unter ſiebenhundert Drachmen*), ſagt der Schneider Philinus, der für das Theater arbeitet, ſei etwas Rechtes herzuſtellen unmöglich.“

„Du denkſt doch nicht im Ernſt an ſolche wahnſinnige Ausgabe!“ rief Selene. „Wir haben nichts, und den möchte ich kennen, der uns noch borgte!“

Die jüngere Tochter des Verwalters ſchaute verlegen auf ihre Fingerſpitzen und ſchwieg; ihre in Thränen ſchwimmenden Augen verriethen aber, was ſie empfand.

Keraunus war erfreut über die ſtumme Zuſtimmung, welche Arſinoe ſeinem Wunſch zu ertheilen ſchien, ſie um jeden Preis bei den Schauſtellungen mitwirken zu laſſen. Er vergaß, daß er ihr ſoeben niedrige Geſinnung vorgeworfen hatte, und ſagte:

„Die Kleine fühlt immer, was recht iſt. Dir, Selene, geb' ich ernſtlich zu bedenken, daß ich Dein Vater bin und mir dieſen zurechtweiſenden Ton verbitte. Du haſt ihn Dir bei Deinem Verkehr mit den Kindern angewöhnt, und ihnen gegenüber magſt Du ihn weiter gebrauchen. Vierzehnhundert Drachmen ſcheinen auf den erſten Blick eine hohe Summe zu

*) Eine Drachme kommt etwa 75 Pfennigen gleich.

ſein, aber wenn man den Stoff und den Schmuck, welchen ihr gebraucht, mit Verſtändniß einkauft, ſo läßt er ſich vielleicht nach dem Feſt wieder mit Nutzen an den Mann bringen."

„Mit Nutzen!" rief Selene bitter. „Nicht die Hälfte wird für die alten Sachen bezahlt, nicht ein Viertel! Und wenn Du mich aus dem Hauſe jagſt — ich will nicht helfen, uns tiefer in's Elend zu ſtürzen; ich nehme nicht Theil an den Spielen."

Dem Verwalter ſtieg dießmal das Blut nicht in den Kopf, er wurde auch nicht heftig, vielmehr erhob er gelaſſen und nicht ohne einen Anflug von Zufriedenheit den Blick und verglich die eine ſeiner Töchter mit der andern.

Er war gewöhnt, Selene als ſein nützliches, Arſinoe als ſein ſchönes Kind in ſeiner Weiſe zu lieben, und weil es hier im Grunde doch nur galt, ſeiner Eitelkeit Genüge zu thun, und dieſer Zweck durch ſeine jüngere Tochter allein erreicht werden konnte, ſagte er:

„So bleibe Du meinetwegen bei den Kindern. Wir entſchuldigen Dich mit ſchwacher Geſundheit, und wirklich, Mädchen, Du ſiehſt wieder bleich aus zum Erſchrecken. Für die Kleine allein ſchaff' ich die Mittel ſchon eher."

Auf Arſinoe's Wangen zeigten ſich wieder zwei reizende Grübchen, Selenens Lippen aber waren ſo blaß wie ihre blutloſen Wangen, als ſie nun rief:

„Aber Vater, Vater! Weder der Bäcker, noch der Schlächter haben ſeit zwei Monaten eine Seſterzie

bekommen, und Du willſt ſiebenhundert Drachmen verſchwenden!“

„Verſchwenden?“ fragte Keraunus empört, aber doch eher kleinlaut als aufbrauſend. „Ich verbiete Dir nochmals, ſo mit mir zu reden. Die reichſten jungen Herren nehmen Theil an dem Spiele, Arſinoe iſt ſchön und vielleicht wählt ſie ſich einer von ihnen zur Gattin. Heißt es verſchwenden, wenn ein Vater beſtrebt iſt, für ſein Kind einen würdigen Gemahl zu ſuchen! Und was weißt Du eigentlich von dem, was ich beſitze!?“

„Wir haben nichts, darum kann ich nichts davon wiſſen!“ rief das Mädchen außer ſich.

„Sooo?“ fragte Keraunus gedehnt und mit einem überlegenen Lächeln. „Iſt das nichts, was in dem Schranke dort liegt und hier auf dem Sims ſteht? Euch zu Liebe werd' ich mich davon trennen. Die Onyxfibula, die Ringe, den goldenen Reifen und den Gürtel freilich . . .“

„Sie ſind nur von vergoldetem Silber,“ fiel Selene erbarmungslos ein. „Des Großvaters echte haſt Du nach dem Tode der Mutter verkauft.“

„Sie mußte unſerem Stande gemäß verbrannt und beſtattet werden,“ entgegnete Keraunus. „Jetzt will ich an dieſe traurigen Tage nicht denken.“

„Denke nur an ſie, Vater!“

„Schweig'! Was zu meinem Schmucke gehört, kann ich natürlich nicht miſſen, denn ich muß dem Kaiſer entgegentreten als Der, der ich bin; aber was wird der kleine Eros von Bronze dort werth ſein,

der elfenbeinerne, köſtlich geſchnitzte Becher Plutarch's, vor allem aber das Bild dort, von dem ſein früherer Beſitzer feſt überzeugt war, daß es von Apelles ſelbſt hier in Alexandria gemalt worden ſei. Gleich ſollt ihr erfahren, was die kleinen Dinge dort werth ſind, denn als hätten es die Götter alſo gefügt, bin ich hier im Palaſte, als ich nach Hauſe kam, dem Kunſthändler Gabinius von Nicäa begegnet. Er hat mir verſprochen, nachdem er ſeine Geſchäfte mit dem Baumeiſter abgeſchloſſen, zu mir zu kommen, meine Schätze zu beſichtigen und was ihm zuſagt, gegen baares Geld anzukaufen. Wenn mein ‚Apelles' ihm gefällt, ſo gibt er allein für ihn zehn Talente, und kauft er ihn auch nur für die Hälfte oder den zehnten Theil dieſer Summe, ſo zwing' ich Dich, Selene, Dir auch einmal eine Freude zu gönnen."

„Wir werden ja ſehen," ſagte das bleiche Mädchen, die Achſeln zuckend, und ihre Schweſter rief:

„Zeig' ihm auch das Schwert, von dem Du immer ſagteſt, es habe dem Antonius gehört, und gibt er viel dafür, ſo kaufſt Du mir ein goldenes Armband."

„Auch Selene wird eines erhalten. Aber auf das Schwert ſetz' ich die allergeringſte Hoffnung, — denn ein Kenner wird es ſchwerlich für echt erklären. Aber ich habe da andere, ganz andere Sachen! Horch! das wird Gabinius wohl ſein. Schnell, Selene, wirf mir wieder den Chiton um. Meinen Reifen her, Arſinoe! Dem Wohlhabenden bietet man höhere Preiſe als dem ärmlichen Manne. Ich habe dem Sklaven

befohlen, daß er den Händler im Vorſaale erwarte; ſo wird es in jedem guten Hauſe gehalten!“

Der Kunſthändler war ein kleiner, hagerer Mann, der ſich mit Klugheit und Glück zum Vornehmſten unter ſeinesgleichen und zum reichen Manne heraufgearbeitet hatte. Durch Fleiß und Erfahrung zum Kenner gereift, verſtand er wie kein Anderer Gutes vom Mittelmäßigen und Schlechten, Echtes vom Unechten zu unterſcheiden. Niemand hatte feinere Augen als er, aber er war roh im Verkehr mit Jedem, von dem er nichts zu erwarten hatte. Da freilich, wo Gewinn in Ausſicht ſtand, konnte er höflich bis zur Unterwürfigkeit ſein und unermüdliche Geduld bewähren.

Er gewann es auch über ſich, dem Verwalter mit dem Ausdruck der Ueberzeugung zuzuhören, als dieſer ihm von oben herab verſicherte, er ſei ſeiner kleinen Beſitzthümer überdrüſſig, er könne ſie eben ſo gut behalten, wie nicht behalten; aber er wolle ſie ihm, dem beſſeren Kenner, doch zeigen und ſich auch von ihnen trennen, wenn ihm für das brachliegende Kapital eine hübſche, flüſſige Summe geboten werde.

Ein Stück nach dem andern wanderte durch die feinen Finger des Kenners und wurde vor ihm hingeſtellt, damit er es betrachte.

Der Mann war ſehr ſchweigſam und ſchüttelte, ſobald er einen neuen Gegenſtand geprüft hatte, mit dem Kopfe.

Wenn Keraunus ihm erzählte, woher dieſes oder jenes Stück ſeines Schatzes ſtamme, murmelte er ein „So!“, „Du glaubſt!“ oder „Wirklich!“

Nachdem das letzte Stück durch seine Hände gegangen war, fragte der Verwalter:

„Nun? Was sagst Du?“

Der Anfang dieses Satzes klang zuversichtlich, das Ende fast ängstlich, denn der Kunsthändler lächelte nur und schüttelte abermals den Kopf, ehe er sagte:

„Recht artige Sächelchen sind darunter, aber nichts, was der Rede werth ist. Ich rathe Dir, sie zu behalten, denn sie sind Dir lieb, für mich aber gibt es wenig daran zu verdienen.“

Keraunus vermied es, Selene anzuschauen, deren große Augen voller Angst an den Lippen des Kaufmanns gehangen hatten; Arsinoe aber, die nicht minder aufmerksam seinen Bewegungen gefolgt war, ließ sich weniger schnell entmuthigen und fragte, mit dem Finger auf ihres Vaters Apelles zeigend:

„Und auch dieses Gemälde sollte nichts werth sein?“

„Es thut mir leid, daß ich einer so schönen Jungfrau nicht sagen kann, es sei unschätzbar,“ entgegnete der Kunsthändler, seinen grauen Zwickelbart streichend. „Aber wir haben es hier leider nur mit einer recht schwachen Nachahmung zu thun. Das Original befindet sich in der Villa des Plinius am Lariussee, die er den Kothurn nennt. Ich habe gar keine Verwendung für dieses Stück.“

„Und dieser geschnitzte Becher?“ fragte Keraunus. „Er stammt aus dem Nachlaß des Plutarch, ich kann es beweisen, und er soll ein Geschenk des Kaisers Trajan sein.“

„Das hübscheste Stück aus der Sammlung," entgegnete Gabinius, „aber mit vierhundert Drachmen mehr als reichlich bezahlt."

„Und dieser Cylinder aus Cypern mit der schönen Gravirung?"

Der Verwalter griff nach dem glatt geschliffenen Krystall, aber seine Hand zitterte vor Erregung und stieß ihn, statt ihn zu fassen, vom Tische.

Klirrend rollte er auf dem Estrich hin und über das glatte Mosaikgemälde fort bis zu den Polstern.

Keraunus wollte sich bücken, um ihn aufzuheben, seine beiden Töchter hielten ihn aber fest und Selene rief:

„Vater, Du sollst nicht; der Arzt hat es auf's strengste verboten!"

Während der Verwalter die Mädchen brummend von sich abwehrte, hatte sich der Kunsthändler schon auf ein Knie niedergelassen, um den Cylinder aufzuheben.

Es schien übrigens dem zierlich gebauten Manne weit weniger schwer zu fallen, sich zu bücken, als sich vom Boden zu erheben, denn es dauerte mehrere Minuten, bis er wieder auf seinen Füßen und vor Keraunus stand.

Seine Züge hatten einen gespannten Ausdruck angenommen und er ergriff noch einmal die dem Apelles zugeschriebene Tafel, setzte sich mit ihr auf das Polster und schien sich in das Gemälde, das sein Antlitz den drei Anwesenden verbarg, ganz zu vertiefen.

Aber sein Auge weilte keineswegs auf dem Bilde

vor ihm, ſondern auf der Hochzeit zu ſeinen Füßen, in der er jeden Augenblick neue, unſchätzbare Vorzüge entdeckte.

Als der Kunſthändler minutenlang regungslos mit dem kleinen Gemälde dageſeſſen hatte, erheiterten ſich des Verwalters Züge, Selene athmete auf und Arſinoe näherte ſich dem Verwalter, um ſich an ſeinen Arm zu klammern und ihm in's Ohr zu flüſtern:

„Gib ihm den Apelles nicht billig und denk' an mein Armband."

Jetzt erhob ſich Gabinius, überblickte die auf dem Tiſche vor ihm ſtehenden Sachen und ſagte weit kürzer und geſchäftsmäßiger als vorher:

„Für all dieſe Dinge zuſammen kann ich Dir, warte — zwanzig — ſiebzig — vierhundert — vierhundertfünfzig — kann ich ſechshundertfünfzig Drachmen bieten; keine Seſterzie mehr!"

„Du ſcherzeſt!" rief Keraunus.

„Keine Seſterzie mehr," entgegnete der Andere kühl; „ich will nichts verdienen, aber daß ich auch nicht mit ſicherer Ausſicht auf Verluſt zu kaufen wünſche, wirſt Du als billiger Mann begreifen. Was den Apelles angeht . . ."

„Nun?"

„So könnte er ſchon Werth für mich haben, aber nur unter gewiſſen Bedingungen. Es hat mit dem Bild ſeine eigene Bewandtniß. Ihr beiden Jungfrauen, ihr wißt, daß ſchon mein Geſchäft mich alles ſchätzen lehrt, was ſchön iſt, aber ich muß euch doch bitten, mich ein wenig mit eurem Vater allein

zu laſſen. Ich habe mit ihm über dieß ſeltſame Gemälde zu ſprechen."

Keraunus winkte ſeinen Töchtern, die ſich ſogleich entfernten.

Ehe die Thür ſich hinter ihnen geſchloſſen, rief der Kunſthändler ihnen nach:

„Es dämmert bereits; darf ich euch bitten, mir durch euren Sklaven eine möglichſt hell brennende Lampe zu ſenden?"

„Was iſt's mit dem Bilde?" fragte Keraunus.

„Reden wir, bis das Licht gebracht wird, von etwas Anderem," bat Gabinius.

„So nimm auf dem Polſter Platz," ſagte Keraunus. „Du thuſt mir und vielleicht auch Dir ſelbſt einen Gefallen damit."

Sobald das Polſter beide Männer aufgenommen hatte, begann Gabinius:

„Man gibt ſolche kleine Dinge, die man mit Liebe geſammelt, nicht gern aus den Händen; ich weiß es aus langer Erfahrung. Mancher Mann, der, nachdem er ſeine kleinen Alterthümer verkauft hatte, zu Beſitz kam, bot mir das Zehnfache des von mir gezahlten Preiſes, um ſie zurückzuerwerben; leider gewöhnlich vergebens. Was von Anderen gilt, das gilt auch von Dir. Würdeſt Du augenblicklich kein Geld bedürfen, ſo hätteſt Du mir ſchwerlich dieſe Dinge dort angeboten."

„Ich muß Dich erſuchen —" unterbrach ihn Keraunus; der Kunſthändler aber ſchnitt ihm das Wort ab und ſagte:

„Auch dem Reichſten fehlt es zu Zeiten an baarem Gelde, das weiß Keiner beſſer als ich, dem doch, — ich darf es bekennen, — große Summen zur Verfügung ſtehen. Jetzt gerade wär' es mir leicht, Dich aus jeder Verlegenheit zu befreien."

„Da ſteht mein Apelles," fiel der Verwalter dem Kaufmann in die Rede. „Er gehört Dir, wenn Dein Gebot mir anſteht."

„Das Licht, da wäre das Licht!" rief Gabinius und nahm dem alten Sklaven die dreiarmige, von Selene ſchnell mit neuem Docht verſehene Lampe aus der Hand und ſtellte ſie, indem er Keraunus ein „Du erlaubſt" zugemurmelt hatte, inmitten des muſiviſchen Gemäldes nieder.

Der Verwalter ſchaute den ſeltſamen Mann zu ſeiner Linken verdutzt und fragend an, Gabinius aber beachtete ihn nicht, ſondern ließ ſich wiederum auf die Kniee nieder, betaſtete die Moſaik mit den Händen und verſchlang das Bild der Hochzeit des Peleus mit beiden Augen.

„Haſt Du etwas verloren?" fragte Keraunus.

„Nein, gar nichts. Da, in der Ecke ... Nun weiß ich genug. Darf ich die Lampe dort auf den Tiſch ſtellen? So! Und nun zurück zu unſerem Geſchäft!"

„Ich bitte darum, aber es ſei Dir im Voraus geſagt, es handelt ſich bei mir nicht mehr um Drachmen, ſondern um ganze attiſche Talente."*)

---

*) Ein attiſches Talent ſind etwa 4500 Mark.

„Das verſteht ſich von ſelbſt, und ich biete Dir deren fünf, das heißt eine Summe, für die Du in manchem Viertel der Stadt ein ſchönes, geräumiges Haus kaufſt!“

Dießmal ſtieg dem Verwalter wiederum das Blut in den Kopf.

Einige Minuten lang vermochte er kein Wort zu reden, denn das Herz ſchlug ihm heftig; endlich aber ward er ſo weit Herr über ſich, daß er, feſt gewillt, wenigſtens dießmal das Glück beim Schopfe zu faſſen und ſich nicht übervortheilen zu laſſen, entgegnen konnte:

„Fünf Talente thun es nicht; biete mehr!“

„So ſagen wir ſechs.“

„Wenn Du das Doppelte zahlſt, ſo ſind wir einig!“

„Mehr als zehn Talente vermag ich nicht zu bewilligen. Man baut ſich für dieſe Summe einen kleinen Palaſt.“

„Ich bleibe bei zwölf.“

„So geſchehe Dein Wille, aber keine Seſterzie mehr.“

„Ich trenne mich ſchwer von dem edlen Kunſtwerk,“ ſeufzte Keraunus, „aber ich thu' Dir den Willen und laſſe Dir meinen Apelles.“

„Es handelt ſich nicht um dieſe Tafel, die wenig Werth hat und an der Du Dich weiter freuen magſt,“ entgegnete der Händler. „Ich wünſche ein anderes Kunſtwerk aus dieſem Zimmer, das Dir bisher kaum der Beachtung werth ſchien. Ich hab' es entdeckt und ein reicher Kunde von mir ſucht gerade dergleichen.“

„Ich weiß nicht.“

„Dir gehört doch alles Geräth in dieſem Zimmer?“

„Wem anders?“

„So darfſt Du auch darüber verfügen?“

„Gewiß.“

„Nun wohl; die zwölf attiſchen Talente, die ich Dir bot, beziehen ſich auf das Gemälde zu unſeren Füßen.“

„Die Moſaik? die? Die gehört zum Palaſte.“

„Zu Deiner Wohnung gehört ſie, und dieſe, das hörte ich aus Deinem eigenen Munde, haben Deine Vorfahren ſeit länger als hundert Jahren inne. Ich kenne das Geſetz. Es ſpricht aus, daß alles, was ſich ſeit hundert Jahren im unbeſtrittenen Beſitz einer Familie befindet, ihr als Eigenthum zufällt.“

„Dieſe Moſaik gehört dem Palaſte.“

„Ich behaupte das Gegentheil. Sie iſt ein Beſtandtheil Deiner Familienwohnung und Du darfſt frei über ſie verfügen.“

„Sie gehört dem Palaſte.“

„Nein, nochmals nein; Du biſt der Beſitzer! Morgen früh erhältſt Du zwölf attiſche Talente in Gold, und ich werde ſpäter mit Hülfe meines Sohnes das Gemälde loslöſen, verpacken und, wenn es dunkelt, fortſchaffen laſſen. Sorge für einen Teppich, mit dem wir einſtweilen die leere Stelle verdecken können. An der Geheimhaltung der Sache muß mir natürlich eben ſo viel und mehr noch gelegen ſein als Dir ſelbſt.“

„Die Moſaik gehört dem Palaſte!“ rief der Verwalter dießmal mit lauter Stimme. „Hörſt Du's,

ſie gehört dem Palaſte, und wer ſie anrührt, dem zerbrech' ich die Knochen."

Bei dieſen Worten erhob ſich Keraunus, ſein gewaltiger Körper keuchte, ſeine Wangen und Stirn waren kirſchroth gefärbt und ſeine gegen den Kunſthändler erhobenen Fäuſte bebten.

Gabinius trat erſchrocken zurück und fragte:

„Du willſt alſo nicht meine zwölf Talente?"

„Ich will, — ich will, —" röchelte Keraunus, „ich will Dir zeigen, wie ich Den behandle, der mich für einen Spitzbuben nimmt. Hinaus, Schurke, und kein Wort mehr von dem Gemälde und dem Diebſtahl im Dunklen, ſonſt ſchick' ich Dir des Präfekten Lictoren auf den Hals und laſſe Dich in Eiſen werfen, Du lumpiger Räuber."

Gabinius zog ſich eilends zur Thür zurück, dort aber wandte er ſich noch einmal nach dem ſtöhnenden und ſchnaubenden Koloſſe um und rief, während er die Schwelle betrat:

„Behalte Deinen Kram. Wir ſprechen uns wieder!" —

Als Selene und Arſinoe in das Wohngemach zurückkehrten, fanden ſie ihren Vater tief athmend mit weit vorgeneigtem Haupte auf dem Polſter ſitzen.

Erſchrocken näherten ſie ſich ihm, er aber rief ununterbrochen:

„Waſſer, einen Schluck Waſſer! der Dieb, der Halunke!"

Ohne jeden Seelenkampf hatte der bedrängte Mann das zurückgewieſen, was ihm und den Seinen ein

freundliches Loos bereiten konnte; aber er würde sich nicht gescheut haben, dieselbe, ja die doppelte Summe, gleichviel ob von einem Armen oder Reichen, zu leihen, obgleich er sicher wußte, daß er niemals im Stande sein würde, sie ihm zurückzuerstatten.

Er war gar nicht stolz auf seine That, er fand sie nur natürlich für einen macedonischen Edelmann.

Auf den Vorschlag des Händlers einzugehen, lag für ihn völlig außerhalb des Bereichs der möglichen Dinge.

Aber woher sollte er nun das Geld für Arsinoe's Anzug nehmen, wie seine in der Bürgerversammlung gegebene Zusage halten?

Eine Stunde lang blieb er sinnend auf dem Polster liegen. Dann nahm er eine Wachstafel aus der Truhe und begann einen Brief an den Präfekten in sie einzuritzen. Er wollte Titianus das kostbare Mosaikgemälde, welches sich in seiner Wohnung befand, für den Kaiser zur Verfügung stellen; aber er brachte sein Schreiben nicht zu Ende, denn er verwickelte sich bald in hochtönenden Sätzen. Endlich verzweifelte er an dem Gelingen seiner Arbeit, warf den unvollendeten Brief in die Kiste und legte sich schlafen.

Zehntes Kapitel.

Während in der Wohnung des Verwalters die Sorge sich breit machte und Kummer, Angst und Enttäuschung mit schweren Wolken die Seelen umdüsterten, wurde in der Musenhalle fröhlich geschmaust und gelacht.

Julia, des Präfekten Gattin, hatte dem Baumeister ein für sechs hungrige Magen genügendes, sorgsam bereitetes Mahl auf die Lochias geschickt, und des Baumeisters Pontius Sklave, der es in Empfang genommen und Schüssel für Schüssel ausgepackt und auf die schlichteste aller Tafeln aufgestellt hatte, war zu seinem Herrn geeilt, um ihm all diese Wunder der Kochkunst zu zeigen.

Der Baumeister hatte beim Anblick eines so überreichen Segens den Kopf geschüttelt und vor sich hin gemurmelt:

„Titianus hält mich für ein Krokodil oder besser für zwei Krokodile."

Dann war er zu dem Verschlag des Bildhauers gegangen, in dem er Papias, den Meister desselben,

fand, um beide Männer zu bitten, ſein Mahl mit ihm zu theilen.

Außerdem lud er zwei Maler und den vorzüglichſten unter allen Moſaiciſten der Stadt ein, die den ganzen Tag emſig an der Herſtellung der alten, verblichenen Deckenbilder und Fußböden gearbeitet hatten, und bald leerten ſich bei gutem Wein und heiterem Geſpräch die Schüſſeln und Vaſen und Doſen.

Wer lange Stunden den Geiſt oder die Hände oder gar beide auf einmal regt, der wird hungrig, und hier war ſeit einer Reihe von Tagen von allen Künſtlern, die Pontius auf die Lochias berufen hatte, bis zur Erſchöpfung gearbeitet worden.

Jeder that ſein Beſtes, zunächſt gewiß, um dem hochgeachteten Pontius und ſich ſelbſt zu genügen, dann aber auch, um dem Kaiſer eine Probe ſeines Könnens vorzuführen und ihm zu zeigen, was man in Alexandria vermöge.

Als die Schüſſeln abgetragen worden waren und die reichlich geſättigten Tiſchgenoſſen ihre Hände gereinigt und getrocknet hatten, wurden aus einem Miſchkruge, deſſen Größe dem genoſſenen Mahle entſprach, die Becher gefüllt.

Nun ſchlug einer der Maler vor, ein ordentliches Trinkgelage zu veranſtalten und den Bildhauer Papias, welcher als vortrefflicher Tiſchredner ebenſo bekannt war wie als Künſtler, zum Feſtleiter zu erwählen.

Aber der Meiſter des jungen Pollux verſicherte, dieſe Ehre nicht annehmen zu können, denn ſie gebühre

dem Würdigſten unter ihnen, dem Manne, der vor wenigen Tagen in dieſen leeren Palaſt getreten ſei und dort als ein zweiter Deukalion ſo edle Künſtler, wie die hier verſammelten, in großer Zahl und geſchickte Arbeiter zu Hunderten, ſtatt aus bildſamem Stein, aus dem Nichts erweckt habe.

Während er ſodann verſicherte, daß er Hammer und Meißel beſſer als die Zunge zu gebrauchen verſtehe und es nicht gelernt habe, eine Feſtrede zu halten, kleidete er ſeinen Wunſch, Pontius möge das Gelage leiten, in die Form einer ſolchen.

Aber es war ihm nicht vergönnt, dieſe Probe ſeiner Gewandtheit zu Ende zu führen, denn der Thorhüter des kaiſerlichen Palaſtes, Euphorion, der Vater des jungen Pollux, trat eilig mit einem Brief in der Hand in die Muſenhalle und reichte ihn dem Baumeiſter.

„In geflügelter Eile zu leſen," ſagte er dabei, indem er ſich mit theatraliſcher Würde vor den Künſtlern verneigte. „Ein Lictor des Präfekten überbrachte dieſe, wenn anders mein Wunſch ſich erfüllt, heilbringende Botſchaft. — Haltet die Schnauzen, Lumpenzeug, ſonſt ſchlag' ich euch nieder!"

Dieſe letzten Worte, die ſich, was ihren Ton betraf, ſehr wenig harmoniſch an die für die Ohren großer Künſtler berechnete Anrede ſchloſſen, galten den drei vierfüßigen Grazien ſeiner Frau, die ihm gegen ſeinen Willen gefolgt waren und bellend die Tafel umſprangen, auf der die ſpärlichen Reſte der aufgegeſſenen Mahlzeit ſtanden.

Pontius liebte die Thiere, hatte ſich mit den Hündchen der Thorwächtersfrau befreundet und ſagte, während er den Brief des Präfekten öffnete:

„Ich lade die drei Kleinen für die Reſte unſerer Mahlzeit zu Gaſte. Gib ihnen, was für ſie taugt, Euphorion, und was Dir beſſer für Deinen eigenen Magen zu paſſen ſcheint, das ſoll dem bekommen!“

Während der Baumeiſter das Schreiben zuerſt raſch durchflog, dann aber aufmerkſam durchlas, hatte der Sänger manchen guten Biſſen für die Lieblinge ſeiner Frau auf einen Teller zuſammengelegt und endlich die letzte übrig gebliebene Paſtete ſammt der Schüſſel, auf der ſie ſtand, ſeiner Adlernaſe genähert.

„Für Menſchen oder für Hunde?“ fragte er ſeinen Sohn, indem er mit dem ſtraff ausgeſtreckten Finger auf die Paſtete wies.

„Für Götter,“ antwortete Pollux. „Bring' ſie der Mutter. Sie wird gern einmal Ambroſia eſſen.“

„Fröhlichen Abend!“ rief der Sänger, verneigte ſich vor den die Becher leerenden Künſtlern und verließ mit der Paſtete und ſeinen drei Hündchen die Halle.

Während er den weiten Raum noch mit langen Schritten durchmaß, hob der in ſeiner Rede unterbrochene Papias den Becher von neuem und begann:

„Unſer Deukalion, unſer mehr als Deukalion alſo ...“

„Entſchuldige,“ unterbrach Pontius den Bildhauer, „wenn ich Deine Rede, die ſo vielverſprechend begann, unterbreche; dieſer Brief enthält wichtige Nachrichten

und mit dem Zechen iſt es für heute vorbei. Verſchieben wir unſer Sympoſion und Deinen Trinkſpruch.“

„Es war kein Trinkſpruch, denn wenn ein beſcheidener Mann . . .“ begann Papias.

Pontius fiel ihm wiederum in's Wort und ſagte: „Titianus ſchreibt mir, er gedenke heute Abend auf die Lochias zu kommen. Jeden Augenblick kann er hier erſcheinen, und zwar nicht allein, ſondern mit meinem Kunſtgenoſſen Claudius Venator aus Rom. Der Mann ſoll mir mit ſeinem Rathe zur Seite ſtehen.“

„Ich hörte ſeinen Namen noch niemals,“ ſagte Papias, der ſich ebenſoviel um die Perſonen wie um die Werke anderer Künſtler zu kümmern pflegte.

„Das wundert mich,“ entgegnete Pontius, indem er die doppelte Tafel, welche die Nachricht enthielt, daß der Kaiſer heute noch ankommen werde, zuſammenſchlug.

„Kann er etwas?“ fragte Pollux.

„Mehr als wir alle,“ gab Pontius zurück. „Er iſt ein gewaltiger Menſch.“

„Das iſt ſchön!“ rief Pollux. „Ich ſehe gern große Männer. Wenn ſie einem in's Auge ſchauen, ſo iſt es immer, als flöße etwas von ihrer Fülle in uns über, und unwillkürlich reckt man ſich und denkt: es wäre doch ſchön, wenn man Dem eines Tages bis an's Kinn reichen könnte.“

„Nur keinen krankhaften Ehrgeiz,“ unterbrach Papias ſeinen Schüler im Ton der Ermahnung. „Nicht wer ſich auf die Zehen ſtellt, ſondern wer fleißig ſeine Pflicht thut, kann etwas Großes erreichen.“

„Er thut redlich die seine," sagte der Baumeister, indem er sich erhob und Pollux die Hand auf die Schulter legte. „Wir thun sie alle. Morgen beim Aufgang der Sonne sei Jeder wieder auf seinem Posten. Um meines Kollegen-willen wird es gut sein, wenn ihr alle bei Zeiten da seid."

Die Künstler erhoben sich mit Dank und Bedauern.

„Die Fortsetzung dieses Abends bleibt Dir nicht geschenkt," rief einer der Maler, und Papias sagte, indem er sich von Pontius verabschiedete:

„Wenn wir wieder zusammenkommen, so werd' ich Dir zeigen, was ich unter einem Trinkspruch verstehe. Er wird vielleicht Deinem römischen Gastfreunde gelten. Ich bin neugierig, was er über unsere Urania sagt. Pollux hat sein Theil an der Arbeit gut ausgeführt, und ich hab' ihr vorhin noch ein Stündchen gewidmet, das ihr gut gethan haben wird. Je schlichter unser Material ist, desto mehr würde es mich freuen, wenn sie dem Kaiser gefiele; er ist ja selbst ein wenig Bildhauer."

„Wenn Hadrian das hörte!" fiel einer der Maler ein. „Er will für einen gewaltigen Künstler gelten, den ersten in unserer Zeit. Man sagt, er habe dem großen Baumeister Apollodor, der für Trajan so herrliche Werke ausführte, das Lebenslicht ausblasen lassen. Und warum? Weil der vorzügliche Mann den kaiserlichen Pfuscher früher einmal als Stümper behandelt hatte und seinen Plan für den Venustempel in Rom nicht billigen wollte."

„Gerede," gab Pontius auf diese Beschuldigung

zurück. „Apollodor ist im Gefängniß gestorben, aber seine Verhaftung hat mit seinem Urtheil über die Leistungen des Kaisers nur wenig zu thun. — Entschuldigt mich, ihr Herren, ich muß die Risse und Anschläge noch einmal durchsehen.“

Der Architekt entfernte sich, Pollux aber setzte das begonnene Gespräch fort, indem er sagte:

„Ich begreife nur nicht, wie einer, der so viele Künste zugleich treibt, wie Hadrian, und dabei doch für den Staat und seine Regierung sorgt, der ein leidenschaftlicher Jäger ist und sich mit allerlei gelehrtem Schnickschnack abgibt, seine fünf Sinne, die er hierhin und dahin und dorthin hat ausfliegen lassen, gleich wieder in's Nest zurückbekommt, wenn er sie für die Uebung einer besondern Kunst gebrauchen möchte. In seinem Kopfe muß es aussehen wie in der hübschen, von uns in's Nichts beförderten Salatschüssel, in der Papias dreierlei Fisch, schwarzes und weißes Fleisch, Austern und noch fünf andere Substanzen entdeckte.“

„Und wer,“ fiel ihm Papias in's Wort, „wird leugnen, daß, wenn das Talent die Mutter und der Fleiß der Vater jeder künstlerischen Thätigkeit ist, die Uebung der Erzieher des Künstlers sein muß? Seitdem Hadrian bildhauert und malt, ist es überall und auch hier Mode geworden, diese Künste zu betreiben, und unter den reichen jungen Leuten, die in meine Werkstätte kommen, sind manche sehr gut begabte; aber Keiner von ihnen bringt etwas Rechtes zu Stande, weil ihnen das Gymnasium, die Bäder, die Wachtelkämpfe,

die Gaſtmähler und was weiß ich, ſo viele Zeit nehmen, daß es mit der Uebung nichts wird."

„Ja," fügte einer der Maler hinzu, „ohne den Zwang und die Plage der Lehrjahre kann Keiner zu freiem und freudigem Schaffen gelangen. In der Rhetorenſchule, auf der Jagd und im Kriege macht man aber keine Zeichenſtudien. Erſt wenn ein Schüler feſt zu ſitzen und ſich ſechs Stunden hinter einander hat plagen lernen, fang' ich an zu glauben, es könne aus ihm etwas Rechtes werden. Hat einer von euch ein Werk des Kaiſers geſehen?"

„Ich," antwortete der Moſaiciſt. „Vor mehreren Jahren ließ mir Hadrian ein Bild, das er gemalt hatte, überſenden. Ich ſollte eine Moſaik danach machen. Es war ein Fruchtſtück: Melonen, Kürbiſſe, Aepfel und grüne Blätter. Die Zeichnung war ſo ſo, die Farbe über alles Erlaubte lebendig, aber die Kompoſition gefiel mir durch Rundheit und Fülle. Beſſer doch, denkt man, wenn man ſie anſieht, ſolcher Ueberreichthum, als magere Armuth. Die großen Früchte unter den ſaftſtrotzenden Blättern hatten wohl etwas ſo Ungeheuerliches, als wären ſie im Garten der Ueppigkeit ſelbſt erwachſen, aber das Ganze ſah doch nach etwas aus. Bei meiner Ausführung dämpfte ich die Farben ein wenig. Eine Kopie dieſes Bildes könnt ihr noch bei mir ſehen. Sie hängt im Saal meiner Zeichner. Der reiche Nealkes ließ in ſeiner Fabrik einen Teppich nach ihr weben, mit dem Pontius die eine Wand des Arbeitszimmers da hinten behängen will; ich aber hab' einen ſchönen Rahmen an ſie gewendet."

„Sag' lieber an ihren Erfinder!"

„Oder noch lieber an ſeinen möglichen Beſuch in Deiner Werkſtätte," lachte der geſprächigſte unter den Malern. „Ob der Kaiſer wohl auch zu uns kommt? Meine Begrüßung Alexander's im Tempel des Jupiter Ammon möcht ich gern an ihn verkaufen."

„Ich hoffe, daß Du ihn, wenn es den Preis feſtzuſtellen gilt, als Kollegen behandelſt," ſagte ſein Kunſtgenoſſe ſchmunzelnd.

„Ich werde mich nach Deinem Beiſpiel richten," entgegnete der Andere.

„Dabei wirſt Du kaum zu kurz kommen," rief Papias, „denn Euſtorgius weiß, was ſeine Arbeiten werth ſind. Wenn übrigens Hadrian bei allen Meiſtern, in deren Kunſt er hineinpfuſcht, Beſtellungen macht, ſo wird er eine beſondere Flotte brauchen, um ſeine Einkäufe nach Rom zu ſchaffen."

„Man ſagt," lachte der Maler Euſtorgius, „er ſei der Maler unter den Dichtern, der Bildhauer unter den Malern, der Aſtronom unter den Muſikern, der Sophiſt unter den Künſtlern, das heißt, daß er jede Kunſt und Wiſſenſchaft als ſeine Nebenbeſchäftigung mit einigem Glück betreibt."

Bei den letzten Worten war Pontius wieder zu den die Tafel mit dem Miſchkruge umſtehenden Künſtlern zurückgekehrt.

Er hatte die letzten Worte des Malers gehört und unterbrach ihn, indem er ſagte:

„Aber, Freund, Du vergißt, daß er unter den Regenten, und nicht nur unter denen von heute, in

des Wortes vollſter Bedeutung Regent iſt. Jeder von euch leiſtet in ſeiner Kunſt gewiß mehr und Vollendeteres, aber wie groß iſt der Mann, welcher nicht nur mit müßiger Neugier, ſondern mit Ernſt und Geſchick allem nahe tritt, was der Geiſt nur immer zu erfaſſen und der künſtleriſch bildende Sinn zu geſtalten vermag! Ich kenne ihn und weiß, daß er tüchtige Meiſter liebt und mit fürſtlicher Freigebigkeit aufzumuntern beſtrebt iſt. Aber er hat ſeine Ohren überall und wird ſchnell zum unerbittlichen Feind eines Jeden, der ſeine Empfindlichkeit reizt. Hütet darum jetzt eure loſen alexandriniſchen Zungen und laßt euch ſagen, daß mein Kollege, den ich aus Rom erwarte, Hadrian nahe ſteht. Er iſt ſein Altersgenoſſe, ſieht ihm auch ähnlich und verſchweigt ihm nichts, was er über ihn hört. Laßt alſo das Gerede über den Kaiſer und beurtheilt den Dilettanten im Purpur nicht ſtrenger, als eure reichen, aus Liebhaberei malenden und bildhauenden Schüler, für die euch ſo leicht ein ‚allerliebſt‘, ‚wunderhübſch‘ oder ‚außerordentlich nett‘ über die Lippen ſchlüpft. Nehmt mir den warnenden Ton nicht übel, ihr wißt, wie ich's meine.“

Die letzten Worte waren mit jener männlichen Innigkeit geſprochen, die der tiefen Stimme des Baumeiſters zu Gebote ſtand und ihm auch des Widerſtrebenden Vertrauen ſicher gewann.

Grüße und Händedrücke wurden getauſcht, die Künſtler verließen die Halle, ein Sklave trug den Miſchkrug fort und ſäuberte die Tafel, auf der

Pontius ſeine Riſſe und Anſchläge auszubreiten begann.

Aber er blieb nicht lange allein, denn bald ſtand Pollux neben ihm und ſagte mit komiſchem Pathos und ſeine Naſe mit dem Finger berührend:

„Ich bin aus meinem Käfig entſprungen, um Dir noch etwas zu ſagen.“

„Nun?“

„Die Stunde naht, in der ich Dir die Wohlthaten, die Du meinem Magen zu verſchiedenen Zeiten erwieſen, zu vergelten verſuchen werde. Meine Mutter kann Dir morgen ihr Kohlgericht vorſetzen. Eher ging's nicht, denn der in ſeiner Art einzige Wurſtmacher, der König ſeiner Zunft, bereitet nur in jeder Woche einmal ſeine ſaftigen kleinen Cylinder. Vor wenigen Stunden hat er ſeine Würſtlein vollendet, und morgen wärmt uns meine Mutter zum Frühſtück das edle Gericht auf, das heute Abend bereitet wurde — denn, ich ſagte Dir's ſchon, — im aufgewärmten Zuſtand iſt es erſt das Ideal ſeiner Gattung. Was ſpäter noch Süßes kommt, haben wir wieder der Kunſt meiner Mutter, das erheiternd Erquickende aber, ich meine den finſtere Sorgen brechenden Wein, meiner Schweſter zu danken.“

„Ich komme,“ entgegnete Pontius, „wenn mir unſer Gaſt eine freie Stunde übrig läßt, und freue mich auf das gute Gericht. Aber was weißt Du munterer Vogel von finſteren Sorgen?“

„Das Wort paßt in den Hexameter,“ entgegnete Pollux, „und ich habe von meinem Vater, der, wenn

er nicht das Thor hütet, auch ſingt und dichtet, die leidige Nothwendigkeit geerbt, ſobald mir etwas die Seele bewegt, rhythmiſch zu reden.“

„Du warſt heut ſchweigſamer als ſonſt, und doch kamſt Du mir unglaublich vergnügt vor. Nicht nur Dein Geſicht, ſondern Du ganzer langer Menſch vom Fuß bis zum Scheitel ſahſt aus wie ein Gefäß der Freude.“

„Es iſt auch ſchön auf der Welt!“ rief Pollux, dehnte ſich wohlig und ſtreckte ſeine Arme, mit gefalteten Händen, hoch über ſeinem Kopf gen Himmel.

„Hat ſich etwas beſonders Angenehmes für Dich ereignet?“

„Iſt gar nicht vonnöthen! Ich lebe hier in herrlicher Geſellſchaft, die Arbeit fleckt und — warum ſollt' ich's verhehlen? — es gab heute auch etwas Beſonderes zu verzeichnen. Ich bin einer alten Bekannten wieder begegnet!“

„Einer alten?“

„Seit ſechzehn Jahren kenn' ich ſie ſchon, aber als ich ſie zum erſten Mal ſah, da lag ſie noch in den Windeln.“

„Alſo mehr als ſechzehn, höchſtens ſiebenzehn Jahre zählt dieſe würdige Freundin? Iſt Eros der Glücklichen Freund oder kommt das Glück erſt in ſeinem Gefolge?“

Während der Baumeiſter dieſe Worte nachdenklich vor ſich hin ſprach, lauſchte Pollux aufmerkſam auf und ſagte dann:

„Was mag zu dieſer Stunde da draußen vor-

gehen? Hörſt Du nicht das tiefe Gebell eines großen Hundes zwiſchen dem hohen Gekläff der drei Grazien?“

„Titianus bringt den Baumeiſter aus Rom,“ ſagte Pontius erregt. „Ich gehe ihm entgegen. Und noch Eins, mein Freund! Auch Du haſt eine alexandriniſche Zunge. Hüte Dich, in Gegenwart des Römers über die künſtleriſchen Leiſtungen des Kaiſers zu ſpotten. Ich wiederhole es: der Mann, der da kommt, iſt uns allen überlegen, und nichts iſt mir tiefer zuwider, als wenn Kleine ſich in die Bruſt werfen, weil ſie an großen Männern ein wundes Stellchen gefunden zu haben meinen, das zufällig an ihrem winzigen Leibe geſund iſt. Der Künſtler, den ich erwarte, iſt groß, aber Kaiſer Hadrian iſt noch weit größer. Nun geh' hinter Deine Schranken und morgen will ich Dein Gaſt ſein.“

Elftes Kapitel.

Pontius warf ſein Pallium über den Chiton, welchen er bei der Arbeit zu tragen pflegte, und ging dem Beherrſcher der Welt, von deſſen Ankunft er durch den Brief des Präfekten unterrichtet worden war, entgegen. Er war dabei völlig ruhig, und wenn das Herz ihm ſchneller ſchlug als ſonſt, ſo geſchah es nur, weil er ſich freute, dem wunderbaren Manne, deſſen Perſönlichkeit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, wieder zu begegnen.

In dem Bewußtſein, was in ſeinen Kräften ſtand, gethan zu haben und keinen Tadel zu verdienen, ſchritt er durch die Vorräume und das Hauptthor des Palaſtes in den Hof hinaus, auf dem viele Sklaven bei Fackellicht mit dem Legen von neuen marmornen Flieſen beſchäftigt waren.

Weder dieſe Leute noch ihre Aufſeher hatten Acht auf das Hundegebell und das laute Reden, welches ſich ſeit kurzer Zeit neben dem Wächterhäuschen hören ließ; denn es war den Arbeitern und ihren Führern eine beſondere Belohnung in Ausſicht geſtellt worden,

wenn sie bis zu einer gewissen Zeit ein begrenztes Stück des neuen Pflasters zur Zufriedenheit des Baumeisters vollendet haben würden.

Niemand ahnte, wem die tiefe Männerstimme angehörte, die von dem Thore her über den Hof klang.

Der Kaiser war von widrigen Winden aufgehalten worden und erst kurz vor Mitternacht im Hafen eingelaufen.

Er begrüßte den auf ihn wartenden Titianus als lieben alten Freund mit von Herzen kommender Wärme und bestieg mit ihm und Antinous sogleich den Wagen des Präfekten, während der Geheimschreiber Phlegon, der Arzt Hermogenes und der Sklave Mastor mit dem Gepäck, zu dem auch Feldbetten gehörten, auf einem andern Fuhrwerke ihm folgen sollten.

Die Hafenwächter stellten sich dem in großer Eile in der dunklen Straße dahinbrausenden Wagen und der ungeheuren, die Ruhe der Nacht mit ihrem Gebell störenden Dogge unmuthig entgegen; sobald sie aber Titianus erkannten, traten sie ehrerbietig zur Seite.

Der Thorhüter und sein Weib waren, gehorsam der Mahnung des Präfekten, wach geblieben, und sobald der Sänger den Wagen, welcher den Kaiser trug, nahen hörte, eilte er an die Pforte des Palastes und öffnete sie.

Das aufgerissene Pflaster und die mit seiner Erneuerung beschäftigten Leute nöthigten Titianus und seinen Begleiter, hier von dem Fuhrwerke zu steigen und hart an dem Thorwächterhäuschen vorüber zu gehen.

Hadrian, von dem nichts unbemerkt blieb, was auf ſeinen Wegen der Beachtung werth zu ſein ſchien, blieb vor der weit geöffneten Thür der Wohnung Euphorion's ſtehen und blickte in den freundlichen, mit Blumen und Vögeln und der Apolloſtatue geſchmückten Raum, auf deſſen Schwelle Frau Doris in ihrem neueſten Gewande den Präfekten erwartete. Titianus begrüßte ſie herzlich, denn er war gewöhnt, ſo oft er auf die Lochias kam, manches heitere und kluge Wort mit ihr zu tauſchen.

Die kleinen Hunde waren ſchon in ihre Körbchen gekrochen; ſobald ſie aber die fremde Dogge witterten, ſtürzten ſie mit lautem Gekläffe an ihrer Herrin vorbei in's Freie, und ſo ſah ſich Frau Doris gezwungen, während ſie den Gruß ihres freundlichen Gönners erwiederte, Euphroſyne, Aglaja und Thalia mehr als einmal bei ihren ſchönen Namen zu rufen.

„Prächtig, prächtig!“ rief Hadrian, und wies in das Häuschen. „Ein Idyll, ein reines Idyll. Wer hätte ſolchen lachenden Friedenswinkel in der unruhigſten, geſchäftigſten Stadt des Reiches zu finden erwartet!“

„Ich und Pontius waren auch überraſcht über dieß Neſtchen und darum ließen wir es unangetaſtet,“ ſagte der Präfekt.

„Verſtändige Leute verſtehen einander, und ich weiß euch Dank für die Schonung dieſes Häuschens,“ entgegnete der Kaiſer. „Welches Omen, welche günſtige, überaus günſtige Vorbedeutung das iſt! Die Grazien empfangen mich hier in dem alten Gemäuer: Aglaja, Euphroſyne, Thalia!“

„Freue Dich, Herr," rief nun Doris dem Präfekten entgegen.

„Wir kommen ſpät," ſagte Hadrian.

„Das ſchadet nichts," lachte die Alte. „Hier auf der Lochias haben wir ſeit einer Woche ohnehin verlernt Tag und Nacht zu unterſcheiden, und das Gute kommt niemals zu ſpät."

„Ich bringe heute auch einen vortrefflichen Gaſt mit," ſagte Titianus, „den großen römiſchen Baumeiſter Claudius Venator. Er iſt erſt vor wenigen Minuten dem Schiff entſtiegen."

„So wird ein Schluck Wein ihm wohlthun. Wir haben guten mareotiſchen weißen, aus dem am See gelegenen Garten meiner Tochter, im Hauſe. Wenn Dein Freund beſcheidenen Leuten die Ehre erweiſen will, ſo bitte ich ihn bei uns einzutreten. Nicht wahr, Herr, ſauber iſt es bei uns, und des Bechers, den ich ihm reiche, braucht ſich der Kaiſer ſelbſt nicht zu ſchämen. Wer weiß, was ihr da oben in dem ſchrecklichen Wirrwarr findet."

„Ich folge Deiner Einladung gern, mein Mütterchen," gab Hadrian zurück. „Man ſieht es Dir an, daß Du uns gern bewirtheſt und man könnte Dich um Dein Häuschen beneiden."

„Wenn die Kletterroſen und das Gaisblatt erblühen, ſo wird es noch hübſcher," entgegnete Doris, den Becher füllend. „Hier iſt auch das Waſſer zur Miſchung."

Der Kaiſer ergriff den von Pollux geſchnitzten Pokal, ſah ihn voller Bewunderung an und ſagte, ehe er ihn an die Lippen führte:

„Ein Meiſterwerk, Mutter. Woraus ſoll hier der Kaiſer trinken, wenn die Thorhüter ſich ſolcher Gefäße bedienen? Wer verfertigte dieſe vortreffliche Arbeit?“

„Mein Sohn hat ihn in freien Stunden für mich geſchnitzt!“

„Er iſt ein tüchtiger Bildhauer,“ fügte Titianus ergänzend hinzu.

Nachdem der Kaiſer mit großem Behagen den Becher halb geleert hatte, ſtellte er ihn auf den Tiſch und ſagte:

„Ein ausgezeichneter Trank! Ich danke Dir, Mutter.“

„Und ich Dir, daß Du mich Mutter nennſt. Es gibt keinen ſchöneren Titel für eine Frau, die gute Kinder heranzog, und ich habe deren drei, die ſich ſehen laſſen können.“

„So wünſch' ich Dir Glück zu ihnen, mein Mütterchen,“ entgegnete der Kaiſer. „Wir ſehen uns wieder, denn ich bleibe einige Tage hier auf der Lochias.“

„Jetzt, in dieſem Getreibe?“ fragte Doris.

„Dieſer große Baumeiſter,“ ſagte Titianus erklärend, „ſoll den vortrefflichen Pontius unterſtützen.“

„Der braucht keine Hülfe!“ rief die Alte. „Der iſt ein Mann vom beſten Schlage. Seine Umſicht und Thatkraft, ſagt mein Sohn, wären ohnegleichen. Ich habe ihn auch ſelbſt befehlen ſehen und ich kenne meine Leute.“

„Und was hat Dir an ihm beſonders gefallen?“

fragte Hadrian, den die unbefangene Art der klugen Frau ergötzte.

„Er verliert keinen Augenblick die Ruhe in dieſer Haſt, ſpricht kein Wort zu viel oder zu wenig, kann ſtreng ſein, wo es noth thut, und iſt gegen Geringere freundlich. Was er als Künſtler vermag, das verſtehe ich nicht zu würdigen, aber ganz ſicher weiß ich, daß er ein rechter, tüchtiger Mann iſt."

„Ich kenne ihn ſelbſt," ſagte der Kaiſer, „und Du ſchilderſt ihn richtig; doch er iſt mir ſtrenger erſchienen als Dir."

„Weil er ein Mann iſt, muß er auch hart ſein können; aber er iſt es nur, wo es noth thut, und wie gütig er ſein kann, das zeigt er uns täglich. Man macht ſich ſeine eigenen Gedanken, wenn man häufig allein iſt, und das habe ich bemerkt: wer ſich abweiſend und herb gegen Geringere benimmt, der iſt ſelbſt nichts Hohes, denn der hält es für nöthig der Gefahr vorzubeugen, daß man ihn für eben ſo klein halte wie den Armen, mit dem er verkehrt. Wer was Rechtes iſt, der weiß, daß man's ihm anſieht, auch wenn er unſer einen wie ſeinesgleichen behandelt. Pontius thut es und der edle Statthalter Titianus und Du, der Du ſein Freund biſt, nicht minder. Es iſt ſchön, daß Du herkamſt, aber, wie geſagt, der Baumeiſter oben wird auch ohne Dich fertig."

„Du ſcheinſt meine Tüchtigkeit nicht eben hoch anzuſchlagen; das thut mir leid, denn Du haſt mit offenen Augen gelebt und die Menſchen gut beurtheilen lernen."

Doris ſchaute den Kaiſer mit ihren freundlichen Augen klug und prüfend an und entgegnete in zuverſichtlichem Ton:

„Du — Du biſt etwas Großes und es kann ſein, daß Dein Auge Manches ſieht, was Pontius entgeht. Es gibt einige Wenige, mit denen es die Muſen beſonders gut meinen, und zu dieſen wirſt Du gehören.“

„Was führt Dich auf dieſe Vermuthung?“

„Ich erkenne es an Deinem Blick, an Deiner Stirn.“

„Seherin!“

„Nein, ich bin nichts dergleichen, aber ich bin eine Mutter, die zwei Söhne hat, denen die Himmliſchen auch etwas Beſonderes verliehen, das ich nicht zu beſchreiben vermöchte. Bei ihnen ſah ich's zuerſt, und wo ich es dann bei anderen Künſtlern und Menſchen wiederfand, da waren's die größten in ihrem Kreiſe. Du aber, daß Du in dem Deinigen die Anderen hoch überragſt, darauf möchte ich ſchwören!“

„Nimm's nicht zu leicht mit dem Eide,“ lachte der Kaiſer. „Wir reden noch mehr mit einander, mein Mütterchen, und beim Abſchied will ich Dich fragen, ob Du Dich nicht dennoch in mir getäuſcht haſt. Komm nun, Telemachus, Dich ſcheinen die Vögel dieſer Frau beſonders zu freuen!“

Dieſe letzten Worte waren an Antinous gerichtet, der, von einem Käfig an den andern getreten war und die ſchlafenden gefiederten Lieblinge der Alten neugierig und mit Vergnügen betrachtet hatte.

„Iſt das Dein Sohn?“ fragte Doris, auf den Jüngling zeigend.

„Nein, Mutter. Er iſt nur mein Schüler, aber ich halte ihn ſo, als wär' er mein Kind.“

„Ein ſchöner Burſch!“

„Seh' einer, unſere Alte ſchaut noch den Jünglingen nach.“

„Das laſſen wir nicht bis zum hundertſten Jahr oder bis uns die Parze den Lebensfaden zerſchneidet.“

„Welches Bekenntniß!“

„Laß mich nur zu Ende reden. Wir verlernen es nie, uns an ſchönen jungen Geſellen zu freuen; aber nur ſo lange wir jung ſind, fragen wir, was ſie uns wohl gewähren könnten; im Alter genügt es uns völlig, ihnen Freundliches zu erweiſen. Hörſt Du, junger Herr, Du findeſt mich immer hier, wenn Du etwas brauchſt, womit ich Dir dienen kann. Ich bin wie eine Schnecke und verlaſſe nur ſelten mein Häuschen.“

„Auf Wiederſehen!“ rief Hadrian und betrat mit ſeinen Begleitern den Hof.

Hier galt es, auf dem gelockerten Pflaſter einen Halt für die Füße zu finden.

Titianus ſchritt dem Kaiſer und Antinous voran, und es konnten nur wenige Worte des Wohlgefallens über dieſe erſte freundliche Begegnung zwiſchen dem Herrſcher und ſeinem Statthalter gewechſelt werden.

Hadrian ſchritt behutſam vorwärts und lächelte dabei voller Befriedigung vor ſich hin.

Das Urtheil der ſchlichten, klugen Frau aus dem

Volke hatte ihm größeres Vergnügen bereitet, als die schwülstigen Lieder, in denen Mesomedes und seinesgleichen ihn besangen, und die Schmeichelworte, mit denen Sophisten und Rhetoren ihn zu überschütten pflegten.

Die Alte hielt ihn für einen einfachen Künstler, sie konnte nicht wissen, wer er sei, und erkannte dennoch — oder war Titianus unvorsichtig gewesen?

Wußte oder vermuthete das Weib, mit wem sie es zu thun hatte?

Hadrian's äußerst mißtrauischer Sinn wurde mehr und mehr lebendig. Er begann die Worte der Thorhütersfrau für eingelernt, ihre Bewillkommnung für eine Veranstaltung zu halten, und indem er plötzlich stehen blieb, ersuchte er den Präfekten ihn zu erwarten, Antinous aber mit dem Hunde zurückzubleiben.

Er selbst kehrte um, näherte sich von neuem der Thorwächterwohnung und schlich sich in sehr unfürstlicher Weise zu ihr heran.

Vor der immer noch weit geöffneten Thür des Häuschens blieb er stehen und horchte auf das Gespräch, welches Frau Doris mit ihrem Gatten führte.

„Ein stattlicher Mann," sagte Euphorion, „er gleicht dem Kaiser ein wenig."

„Doch nicht," entgegnete Doris. „Denke nur an das Standbild Hadrian's im Paneumsgarten; das sieht unzufrieden und spöttisch drein, und der Baumeister hat wohl eine ernste Stirn, aber aus seinen Zügen leuchtet lauter freundliche Güte. Nur wegen des Bartes denkt man, wenn man den Einen sieht,

an den Andern. Hadrian könnte ſich freuen, wenn er ausſähe wie der Gaſt des Präfekten.“

„Ja, der iſt auch ſchöner, — wie ſoll ich ſagen, iſt den Göttern ähnlicher als das kalte, marmorne Standbild,“ deklamirte Euphorion. „Ein großer Herr iſt er gewiß, aber doch auch ein Künſtler. Ob man ihn nicht durch Pontius, Papias, Ariſteas oder einen der großen Maler veranlaſſen könnte, in unſerer Gruppe beim Feſtſpiel den Seher Kalchas zu ſpielen? Er würde ihn anders zur Darſtellung bringen als der dürre Elfenbeinſchnitzer Philemon. Reiche mir meine Laute, ich habe den Anfang der letzten Verſe ſchon wieder vergeſſen. O, dieſes Gedächtniß! Ich danke!“

Euphorion griff kräftig in die Saiten und ſang mit ſeiner immer noch erträglich klingenden und gut geſchulten Stimme:

„‚Sabina, Heil Dir, Sabina! — Heil und ſiegreiches Heil der gewaltigen Göttin Sabina!‘ Wäre Pollux nur hier, der brächte mich wieder auf die richtigen Worte. ‚Heil und ſiegreiches Heil der hundertfachen Sabina.‘ — Unſinn: ‚Heil und göttliches Heil der ſiegesgewiſſen Sabina.‘ Auch ſo war es nicht! Wenn ein Krokodil dieſe Sabina verſchlingen wollte, ſo gäb' ich ihm gern den friſchen Kuchen dort auf der Schüſſel zum Nachtiſch! Aber halt, nun hab' ich's! ‚Heil und hundertfach Heil der gewaltigen Göttin Sabina.‘“

Hadrian hatte genug gehört.

Während Euphorion ſeinen Vers zwanzig- und

mehrmal seinem widerspenstigen Gedächtniß einzuprägen versuchte, wandte er dem Wächterhäuschen den Rücken, und indem er sich mit seinen Begleitern nicht ohne Mühe seinen Weg durch die hie und da am Boden kauernden Arbeiter suchte, klopfte er Titianus mehr als einmal auf die Schulter und rief, nachdem er die Begrüßung des Baumeisters Pontius entgegengenommen:

„Ich segne meinen Entschluß, schon jetzt hieher zu kommen! Ein guter Abend, ein ganz vortrefflicher Abend!“

Seit Jahren hatte der Kaiser sich nicht so sorglos und heiter gefühlt wie heute, und als er trotz der späten Stunde die Arbeiter noch überall thätig fand und sah, was in dem alten Palaste schon alles hergestellt war und seiner Erneuerung entgegenging, gab der rastlose Mann seiner Zufriedenheit Ausdruck, indem er Antinous zurief:

„Hier kann man sehen, daß auch in unserer nüchternen Zeit durch guten Willen, Fleiß und Geschick große Wunder geschehen können. Erkläre mir, wie Du dieß Ungeheuer von einem Gerüst konstruirt hast, mein Pontius!“

Zwölftes Kapitel.

Dem heiteren Einzuge des Kaisers in seine halbfertige Wohnung auf der Lochias sollten noch andere gute Nachtstunden folgen.

Pontius schlug ihm vor, mehrere wohl erhaltene Zimmer, welche ursprünglich für die Herren seines Gefolges bestimmt worden waren und von denen eins einen freien Ausblick auf den Hafen, die Stadt und die Insel Antirrhodus gewährte, vorläufig für seine Aufnahme einrichten zu lassen.

Dank der Umsicht des Baumeisters, den geübten Händen des Sklaven Mastor und den vielen auf der Lochias thätigen, zu jeder Dienstleistung geschickten Arbeitern, war schnell für die nächtliche Ruhe Hadrian's und seiner Begleiter gesorgt.

Das gute Lager, welches der Präfekt für Pontius auf die Lochias gesandt hatte, ward in das Schlafgemach des Kaisers gebracht, und in anderen Kammern standen bald die Feldbetten für Antinous und das Gefolge.

Tische, Polster und mancherlei Geräth, welches

alexandriniſche Fabriken bereits abgeliefert hatten und die noch unausgepackt in Ballen und Kiſten in dem großen Mittelhof des Palaſtes lagerten, wurden raſch geöffnet, und ſo weit ihr Inhalt verwendbar war, ward er in den ſchnell auszuſtattenden Zimmern aufgeſtellt.

Ehe noch Hadrian unter Führung des Präfekten das letzte Zimmer, in dem Herſtellungsarbeiten vorgenommen wurden, beſichtigt hatte, war Pontius mit ſeinen Anordnungen fertig und konnte Hadrian die Verſicherung ertheilen, daß er heute ſchon ein gutes Lager und ein erträgliches Unterkommen, morgen aber recht artig ausgeſtattete Zimmer finden werde.

„Schön, ſchön, ganz vortrefflich!“ rief der Herrſcher, als er ſein Gemach betrat. „Man ſollte glauben, daß euch fleißige Dämonen beiſtünden. Gieße mir Waſſer über die Hände, Maſtor, und dann zur Mahlzeit! Mich hungert wie den Hund eines Bettlers.“

„Ich denke, wir finden, was Du brauchſt,“ entgegnete Titianus, während Hadrian ſich die Hände und das bärtige Geſicht wuſch. „Haſt Du Alles verzehrt, was wir Dir heute auf die Lochias ſandten, mein Pontius?“

„Leider, ja,“ entgegnete dieſer ſeufzend.

„Aber ich hatte befohlen, Dir eine Mahlzeit für fünf Männer zu ſenden.“

„Sie hat ſechs hungrige Künſtler geſättigt,“ gab der Baumeiſter zurück. „Hätt' ich nur ahnen können, für wen das viele Eſſen beſtimmt war! Was iſt nun zu machen? Wein und Brod ſteht wohl noch in der Muſenhalle; indeſſen —“

„Das muß auch genug sein," erwiederte der Kaiser, sein Antlitz trocknend. „Im dacischen Kriege, in Numidien und auf mancher Jagd war ich froh, wenn es nur nicht an dem Einen oder dem Andern gebrach."

Antinous, der sehr müde und hungrig war, machte bei diesen Worten seines Gebieters ein betrübtes Gesicht.

Als Hadrian dieses wahrnahm, sagte er lächelnd:

„Die Jugend braucht mehr als Brod und Wein, um zu leben. Ihr zeigtet mir ja vorhin den Eingang zu der Wohnung des Palastverwalters. Sollte man bei ihm kein Stück Fleisch, keinen Käse oder dergleichen finden?"

„Schwerlich," entgegnete Pontius, „denn der Mann stopft seinen großen Magen und seine acht Kinder mit Brod und Mehlbrei. Aber ein Versuch würde sich immerhin lohnen."

„So sende zu ihm; uns aber führe sogleich in den Saal, woselbst die Musen Brod und Wein, die sie ihren Jüngern nicht immer gewähren, für mich und diesen da aufbewahren."

Pontius führte den Kaiser sogleich in die Halle.

Auf dem Wege dorthin fragte Hadrian:

„Ist der Verwalter so elend gestellt, daß er gezwungen ist, sich mit so magerer Kost zu begnügen?"

„Er hat freie Wohnung und monatlich zweihundert Drachmen."

„Das ist nicht so gar wenig. Wie heißt der Mann und weß Geistes Kind ist er?"

„Er heißt Keraunus und ist von alter, macedoni-

ſcher Herkunft. Seine Vorfahren bekleideten ſeit unvordenklicher Zeit das Amt, dem er vorſteht, und er bildet ſich ſogar ein, durch irgend eine Geliebte eines Lagiden mit dem ausgeſtorbenen Königsgeſchlechte verwandt zu ſein. Keraunus ſitzt im Rathe der Bürger und geht nie ohne ſeinen Sklaven, der zu denen gehört, welche die Händler auf dem Markte den Käufern zugeben, auf die Straße. Er iſt dick wie ein gemäſteter Hamſter, kleidet ſich wie ein Senator, iſt ein Freund von Alterthümern und Raritäten, die er ſich für ſeine letzten Groſchen aufhängen läßt, trägt ſeine Armuth mit mehr Hochmuth als Würde, iſt aber ein ehrlicher Mann, der ſich auch brauchen läßt, wenn man ihn richtig anfaßt."

„Alſo ein ſeltſamer Burſch. Du ſagſt, er ſei dick. Iſt er heiter?"

„Nichts weniger als das."

„Fette und mürriſche Leute ſind mir zuwider. Was iſt das für ein Verſchlag hier in der Halle?"

„Hinter dieſen Schranken arbeitet der beſte Schüler des Papias. Er heißt Pollux und iſt der Sohn des Thorhüterpaares. Er wird Dir gefallen."

„Rufe ihn an," bat der Kaiſer.

Bevor noch der Baumeiſter dieſem Geheiß willfahren konnte, tauchte über den Schranken des Bildhauers Kopf hervor.

Der junge Mann hatte die Stimmen und Schritte der Nahenden vernommen, grüßte den Präfekten von ſeiner hohen Stellung aus ehrerbietig und wollte, nachdem er ſeine Neugier befriedigt hatte, wieder von

dem Gestell, auf das er gestiegen war, herunterspringen, als Pontius ihm zurief, der Baumeister Claudius Venator aus Rom wünsche ihn kennen zu lernen.

„Das ist freundlich von ihm und mehr noch von Dir," rief Pollux hernieder, „denn nur durch Dich kann er wissen, daß ich unter dem Monde wandle und Hammer und Meißel zu brauchen lernte. Laß mich von meinem vierbeinigen Kothurn steigen, Herr; denn jetzt mußt Du zu mir hinaufsehen, und nach dem, was Pontius mir von Deinem Können erzählte, dürfte es nichts Verkehrteres geben."

„Bleibe nur, wo Du bist," entgegnete Hadrian. „Unter Kunstgenossen bedarf es keiner Förmlichkeiten. — Was machst Du da drin?"

„Ich schiebe gleich die eine Schranke zurück, um Dir unsere Urania zu zeigen. Es thut gut, von einem Manne, der das Ding ernstlich versteht, ein Urtheil zu hören."

„Nachher, Freund, nachher; erst laß mich einen Bissen Brod genießen, denn die Grausamkeit meines Hungers könnte sich leicht auf mein Urtheil übertragen."

Der Baumeister reichte dem Kaiser während dieser Worte eine Tafel mit Brod, Salz und einem Becher Wein, die ihm sein Sklave überbracht hatte.

Als Pollux diese spärliche Mahlzeit erblickte, rief er hinunter:

„Das ist ja Gefangenenkost, Pontius; haben wir denn gar nichts weiter im Hause?"

„Vermuthlich haſt Du mitgeholfen, die guten Schüſſeln, die ich dem Baumeiſter ſandte, zu vertilgen," entgegnete der Präfekt und drohte Pollux mit dem Finger.

„Du trübſt eine ſüße Erinnerung," ſeufzte der Bildhauer mit komiſcher Wehmuth. „Aber, beim Herkules, ich habe das Meine bei dem Vernichtungswerke gethan. Wenn man nur — Halt! Da kommt mir ein Gedanke, der des Ariſtoteles würdig wäre. Das Frühſtück, zu dem ich Dich auf morgen einlud, edelſter Pontius, ſteht fertig bei meiner Mutter und kann in wenigen Minuten aufgewärmt werden. Erſchrick nicht, Herr, es handelt ſich um Kohl mit Würſtchen, ein Gericht, das, wie die Seele eines Aegypters, im Zuſtand der Auferſtehung edlere Eigenſchaften beſitzt, als wenn es zum erſten Male das Licht ſieht."

„Vortrefflich," rief Hadrian, „Kohl mit Würſtchen."

Schmunzelnd wiſchte er mit der Hand die vollen Lippen und lachte laut auf, als er das aus dem Herzen kommende freudige „Ah!" des Antinous vernahm, der näher zu den Schranken herantrat.

„Auch ein Gaumen und Magen kann in beglückenden Zukunftsbildern ſchwelgen," rief der Kaiſer dem Präfekten zu, indem er auf ſeinen Liebling wies.

Aber er hatte den frohen Ruf dieſes Letzteren doch falſch gedeutet, denn der Name des einfachen Gerichts, welches des Günſtlings Mutter in Bithynien oft auf den Tiſch ihres ſchlichten Hauſes geſtellt hatte, erinnerte Antinous an ſeine Heimat und Kindheit und verſetzte ihn mitten unter die Seinen. Eine

ſchnelle Bewegung des Herzens, nicht nur ein lüſterner Reiz des Gaumens hatte das „Ah!“ auf ſeine Lippen gedrängt. Und doch freute er ſich auf die heimiſche Speiſe und er hätte ſie nicht für das köſtlichſte Gaſtmahl hergeben mögen.

Pollux war aus ſeiner Umhegung hervorgetreten und ſagte:

„In einer Viertelſtunde bin ich mit meinem in eine Abendmahlzeit verwandelten Frühſtück bei euch. Vertreibt nur den gröbſten Hunger mit dem Brod und dem Salz, denn das Kohlgericht meiner Mutter ſättigt nicht nur, es will auch mit ruhigem Verſtändniß genoſſen ſein.“

„Grüße Frau Doris,“ rief Hadrian dem Bildhauer nach, und als Pollux die Halle verlaſſen hatte, ſagte er, indem er ſich an Titianus und Pontius wandte:

„Ein prächtiger Junge. Ich bin neugierig zu ſehen, was er als Künſtler leiſtet.“

„So folge mir,“ entgegnete Pontius und führte Hadrian hinter die Schranken.

„Was ſagſt Du zu dieſer Urania? Das Haupt der Muſe hat Papias gemacht, den Körper und die Gewandung formte Pollux mit eigener Hand in wenigen Tagen.“

Der kaiſerliche Künſtler ſtellte ſich mit gekreuzten Armen der Statue gegenüber und blieb lange ſchweigend vor ihr ſtehen.

Dann nickte er beifällig mit dem bärtigen Haupte und ſagte ernſt:

„Ein tiefdurchdachtes und mit wunderbarer Freiheit hingeworfenes Werk. Dieſes über die Bruſt zuſammengezogenen Mantels brauchte ſich kein Phidias zu ſchämen. Alles groß, eigenthümlich und wahr! Hat der junge Meiſter ſeine Modelle hier auf der Lochias benützt?“

„Ich habe keins geſehen und glaube, daß er die Figur aus dem Kopfe modellirt hat,“ entgegnete Pontius.

„Unmöglich, völlig unmöglich,“ rief der Kaiſer im Tone des Kenners, der ſeiner Sache gewiß iſt. „Solche Linien, ſolche Flächen wäre kein Praxiteles zu erfinden fähig geweſen. Sie müſſen geſchaut, müſſen gegenüber dem friſchen Anblick des Lebens geformt ſein. Wir werden ihn fragen. Was ſoll aus dieſer neu aufgebauten Thonmaſſe werden?“

„Vielleicht die Büſte einer Fürſtin aus dem Hauſe der Lagiden. Du wirſt morgen einen Berenicekopf von unſerem jungen Freunde ſehen, der mir zu dem Beſten zu gehören ſcheint, was je in Alexandria gemacht worden iſt.“

„Verſteht ſich dieſer Burſch auf magiſche Künſte?“ fragte Hadrian. „Dieſe Urania und einen durchgeführten Frauenkopf in wenigen Tagen fertig zu ſtellen, iſt einfach unmöglich.“

Pontius theilte nun dem Kaiſer mit, daß Pollux den Gypskopf auf ein vorhandenes Bruſtſtück geſetzt habe und verrieth ihm, indem er ſeine Fragen ohne Rückhalt beantwortete, welche Kunſtgriffe angewandt worden wären, um dem vernachläſſigten Gebäude ein

schickliches und in seiner Weise glänzendes Aussehen zu geben.

Er bekannte frei, hier nur auf den Schein hin zu arbeiten, und sprach mit Hadrian durchaus ebenso, wie er mit jedem andern Kunstgenossen über den gleichen Gegenstand geredet haben würde.

Während der Kaiser und der Baumeister sich in dieser Weise eifrig unterhielten und der Präfekt sich von dem Geheimschreiber Phlegon erzählen ließ, was sie auf ihrer Reise erlebt hätten, erschien Pollux mit seinem Vater in der Musenhalle.

Der Sänger trug auf einer Schüssel ein dampfendes Gericht, frischen Kuchen und die Pastete, welche er vor wenigen Stunden seiner Frau von der Tafel des Baumeisters heimgebracht hatte.

Pollux drückte einen ziemlich großen, doppelt gehenkelten Krug mit mareotischem Wein an die Brust, um den er schnell grüne Epheuranken geschlungen hatte.

Wenige Minuten später lag der Kaiser auf einem für ihn aufgestellten Polster und griff tapfer in das schmackhafte Gericht.

Er war in der glücklichsten Stimmung, rief Antinous, den Arzt und den Geheimschreiber zu sich heran, legte mit eigener Hand tüchtige Portionen auf die Teller, die sie ihm hinreichen mußten, und versicherte dabei, er thue das, damit sie ihm nicht die leckersten Würstchen aus dem Kohl fischen möchten.

Auch dem mareotischen Wein sprach er wacker zu.

Als es dann an die Oeffnung der Pastete ging, änderte sich der Ausdruck seiner Züge.

Er runzelte die Stirn und fragte den Präfekten mißtrauiſch, ernſt und ſtreng:

„Wie kommen dieſe Leute zu ſolchem Gericht?“

„Woher haſt Du dieſe Paſtete?“ fragte der Präfekt den Sänger.

„Von dem Gaſtmahl, das der Baumeiſter heute den Künſtlern gab,“ antwortete Euphorion. „Die Knochen wurden den Grazien, dieſe unangerührte Schüſſel mir ſelbſt für meine Frau überlaſſen. Sie widmet ſie mit Vergnügen dem Gaſte des Pontius.“

Titianus lachte und rief:

„So alſo erklärt ſich das völlige Verſchwinden der reichlichen Mahlzeit, die wir dem Baumeiſter ſandten. Dieſe Paſtete — darf ich ſie anſehen? — dieſe Paſtete ward nach der Angabe des Verus bereitet. Er lud ſich geſtern zu uns zum Frühſtück und hat meinen Koch gelehrt ſie zu bereiten.“

„Kein Platoniker kann eifriger die Lehre ſeines Meiſters verbreiten, als Verus die Vorzüge dieſes Gerichtes,“ ſagte der Kaiſer, der ſeine Heiterkeit wiedergefunden hatte, ſobald er ſah, daß auch hier an keine künſtliche Veranſtaltung zu denken war. „Was dieſes verzogene Glückskind für Thorheiten treibt! Kocht er jetzt gar mit eigenen Händen?“

„Das nicht,“ entgegnete der Präfekt, „er ließ ſich ein Polſter in die Küche ſchaffen, ſtreckte ſich lang aus und gab nun meinem Koch an, wie er dieſe Paſtete bereiten müſſe, die ja auch Dir — ich wollte ſagen, welche der Kaiſer beſonders gern eſſen ſoll. Sie beſteht aus Faſan, Schinken, Euter und röſchem Teig.“

„Ich theile den Geſchmack Hadrian's," lachte der Kaiſer und that dem guten Gericht alle Ehre an. „Ihr bewirthet mich köſtlich, meine Freunde, und macht mich zu eurem Schuldner. — Wie heißeſt Du gleich, junger Mann?"

„Pollux."

„Deine Urania, Pollux, iſt eine gute Arbeit, und Pontius ſagt, Du habeſt den Mantel ohne Modell vollendet. Ich wiederhole es: das iſt einfach nicht möglich."

„Du haſt recht geſehen. Ein Mädchen hat mir geſtanden."

Der Kaiſer ſah den Baumeiſter an, als wollte er ſagen: ich wußte es. Pontius aber fragte erſtaunt:

„Wann denn? Ich ſah hier nie ein weibliches Weſen."

„Neulich."

„Aber ich habe die Lochias keine Minute verlaſſen, bin nie vor Mitternacht zur Ruhe gegangen und war längſt vor dem Aufgang der Sonne wieder auf den Beinen."

„Aber es lagen doch zwiſchen Deinem Einſchlafen und Erwachen immerhin einige Stunden," entgegnete Pollux.

„Die Jugend, die Jugend!" rief der Kaiſer und ein fauniſches Lächeln trat auf ſeine Lippen. „Trenne Damon und Phyllis durch eiſerne Thore, und durch die Schlüſſellöcher finden ſie den Weg zu einander!"

Euphorion ſah bedenklich auf ſeinen Sohn hin,

der Baumeiſter unterdrückte kopfſchüttelnd weitere Fragen, Hadrian aber erhob ſich von ſeinem Lager, geſtattete Antinous und dem Geheimſchreiber zur Ruhe zu gehen, bat Titianus mit freundlichen Worten heimzukehren und ſeine Gattin zu grüßen, und forderte Pollux auf, ihn hinter ſeine Schranken zu führen, denn er ſei nicht müde und gewohnt, ſich mit wenigen Stunden Schlaf zu begnügen.

Der Bildhauer fühlte ſich von dem gewaltigen Manne mächtig angezogen.

Es war ihm nicht entgangen, wie ſehr der graubärtige Fremde dem Kaiſer gleiche; aber Pontius hatte ihn auf dieſe Aehnlichkeit vorbereitet und es lag doch Manches in den Augen und um den Mund des römiſchen Architekten, das er auf keinem Bildniſſe des Imperators gefunden hatte.

Gegenüber ſeiner kaum vollendeten Bildſäule wuchs ſeine Achtung vor dem neuen Gaſte der Lochias, denn er wies ihn mit ernſter Freimüthigkeit auf einige Fehler hin, und indem er die Vorzüge der ſchnell entſtandenen Bildſäule lobte, legte er in kurzen, kernigen Sätzen dar, wie er ſelbſt das Weſen der Urania auffaſſe.

Dann entwickelte er knapp und klar, wie der plaſtiſche Künſtler nach ſeiner Anſicht ſich zu ſeinen Aufgaben zu verhalten habe.

Das Herz des jungen Mannes begann ſchneller zu ſchlagen und mehrmals überlief es ihn kalt und heiß, denn von den bärtigen Lippen dieſes gewaltigen Mannes hörte er in wohltönenden und verſtändlichen

Worten Dinge aussprechen, die er oftmals geahnt oder dunkel empfunden, für die er aber lernend, beobachtend und schaffend niemals nach einem Ausdruck gesucht hatte.

Und wie freundlich nahm der große Meister seine schüchternen Bemerkungen auf, wie schlagend wußte er ihnen zu entgegnen.

Solchem Manne war er noch nie begegnet, so willig hatte er sich noch nie vor der Ueberlegenheit und Uebermacht eines andern Geistes gebeugt.

Die zweite Stunde nach Mitternacht war angebrochen, als Hadrian vor der roh angelegten Thonbüste stehen blieb und Pollux fragte:

„Was wird das?"

„Ein Frauenbildniß," war die Antwort.

„Etwa das Deines muthigen Modells, das sich in der Nacht auf die Lochias wagt?"

„Nein, eine vornehme Dame will mir sitzen."

„Aus Alexandria?"

„O nein. Eine Schöne aus dem Gefolge der Kaiserin."

„Wie heißt sie? Ich kenne die Römerinnen alle."

„Balbilla."

„Balbilla? Es gibt mehrere dieses Namens. Wie sieht die aus, die Du meinst?" fragte Hadrian mit einem schelmisch lauernden Blick.

„Das ist leichter gefragt als gesagt," entgegnete der Künstler, der, als er den ernsten Graubart lächeln sah, seine heitere Lebendigkeit wiederfand. „Aber warte! Du hast doch Pfauen gesehen, die ein Rad

ſchlagen? Denke Dir nun jedes Auge im Schwanz des Vogels der Hera wäre ein rundes, zierliches Löckchen und ſetze unter das Rad ein reizendes, kluges Mädchengeſicht mit einer luſtigen kleinen Naſe und einer etwas zu hohen Stirn, dann haſt Du das Bild des vornehmen Frauenzimmers, das mir geſtatten will ſeine Büſte zu formen."

Hadrian lachte hell auf, warf ſein Pallium ab und rief:

„Tritt zurück, ich kenne das Mädchen, und wenn ich eine falſche meine, ſo ſollſt Du es ſagen."

Noch während er dieſe Worte ſprach, hatte er mit ſeinen nervigen Händen in den gefügigen Thon gegriffen und wie ein gut geſchulter Bildhauer knetend und formend, abreißend und zuſetzend, bildete er ein Frauengeſicht mit einem gewaltigen Lockengebäu, das Balbilla gleich ſah, aber jede ihrer beſonders in's Auge fallenden Eigenheiten ſo fratzenhaft übertrieben wiedergab, daß Pollux ſich vor Vergnügen nicht zu halten wußte.

Als Hadrian endlich von dem gelungenen Zerrbilde zurücktrat und ihn aufforderte, zu erklären, ob das die Römerin ſei, die er meine, rief Pollux:

„Sie iſt es ſo ſicher, wie Du nicht nur ein großer Baumeiſter, ſondern auch ein vortrefflicher Bildhauer biſt. Grob iſt das Ding da, aber unglaublich, charakteriſtiſch."

Dem Kaiſer ſchien ſein plaſtiſcher Scherz große Freude zu bereiten, denn er beſchaute ihn lachend wieder und wieder.

Ganz anderes ſchien der Baumeiſter Pontius zu empfinden.

Voller Theilnahme war er dem Geſpräche des Bildhauers mit Hadrian und dem Beginn der Arbeit des letztern gefolgt.

Später hatte er ſich von ihr abgewandt, denn er haßte jede Verzerrung ſchöner Formen, die er oft von den Aegyptern mit beſonderer Freude vornehmen ſah.

Es war ihm geradezu ſchmerzlich, ein anmuthiges, reich begabtes, wehrloſes Geſchöpf, mit dem er ſich durch Bande der Dankbarkeit verbunden fühlte, in ſolcher Weiſe von einem Manne wie der Kaiſer verunglimpft zu ſehen.

Er war Balbilla heute zum erſten Mal begegnet, aber er hatte durch Titianus gehört, daß ſie mit der Kaiſerin im Cäſareum weile, und durch den Präfekten erfahren, daß ſie die Enkelin deſſelben Statthalters Claudius Balbillus ſei, der ſeinem Großvater, einem gelehrten griechiſchen Sklaven, die Freiheit geſchenkt hatte.

Mit dankbarer Theilnahme und Ergebenheit war er ihr entgegengekommen, ihr heiteres, lebhaftes Weſen hatte ihn erfreut, und bei jedem unbeſonnenen Worte, das ſie geſprochen, hätte er ihr ſo gern einen warnenden Wink gegeben, als ſtünde ſie ihm ganz nahe durch Bande des Blutes oder eine alte, manches Recht gewährende Freundſchaft.

Die herausfordernd werbende Weiſe, in der Verus, der leichtfertige Herzensbrecher, mit ihr verkehrt hatte, war ihm empörend und Beſorgniß erregend erſchienen.

und nachdem der vornehme Beſuch die Lochias längſt verlaſſen, hatte er oft an ſie gedacht und ſich vorgenommen, wenn es anginge, ſeine Augen über der Enkelin des Wohlthäters ſeines Hauſes wach zu halten.

Er hielt es für ſeine heilige Pflicht, ſie, die ihm vorkam wie ein leichter, ſchöner, waffenloſer Singvogel, zu hüten und zu beſchützen.

Des Kaiſers Zerrbild wirkte auf ihn, als habe man vor ſeinen Augen etwas beſchimpft, das heilig gehalten zu werden verdiene.

Da ſtand nun der ergrauende Herrſcher vor ſeinem häßlichen Machwerk und wurde nicht müde, ſich an ihm zu ergötzen.

Das that Pontius weh, denn wie allen edlen Naturen war es ihm ſchmerzlich, etwas Kleines, Gemeines an einem Manne zu entdecken, zu dem er als zu einer gewaltigen Erſcheinung hinaufgeblickt hatte.

Als Künſtler durfte der Kaiſer die Schönheit, als Menſch die wehrloſe Unſchuld nicht in ſolcher Weiſe beleidigen.

In der Seele des Baumeiſters, der bisher zu den wärmſten Bewunderern des Imperators gehört hatte, machte ſich eine leiſe Abneigung gegen ihn geltend, und er war froh, als derſelbe ſich endlich zur Ruhe zu gehen entſchloß.

In ſeinem Schlafgemach fand Hadrian alles, was er zu gebrauchen gewohnt war, und während ſein Sklave Maſtor ihn entkleidete, ſeine Nachtlampe anzündete und ihm die Kiſſen zurechtſchob, ſagte er:

„Der beſte Abend, den ich ſeit Jahren erlebte. — Iſt Antinous gut gebettet?“

„Wie in Rom.“

„Und der Moloſſer?“

„Ich lege ſeine Decke auf den Gang vor Deine Schwelle.“

„Hat er Futter bekommen?“

„Knochen, Brod und Waſſer.“

„Hoffentlich haſt Du ſelbſt zu Abend gegeſſen?“

„Ich war nicht hungrig und es gab ja Brod und Wein zur Genüge.“

„Morgen werden wir beſſer verſorgt ſein. Nun gute Nacht. Wägt die Worte, damit ihr mich nicht verrathet. Einige Tage hier ohne Störung; es wäre köſtlich!“

Bei dieſen Worten wandte ſich der Kaiſer auf ſeinem Lager um und entſchlummerte bald.

Auch der Sklave Maſtor legte ſich zur Ruhe, nachdem er auf dem Gang vor dem Schlafzimmer des Kaiſers eine Decke für die Dogge ausgebreitet hatte.

Sein Kopf lehnte ſich an einen Schild von ſtarkem Rindsleder, das ſich über ein kurzes Schwert wölbte.

Dieß Lager war ſchlecht, aber Maſtor hatte ſeit Jahren auf keinem beſſeren geruht und ſich doch des traumloſen Schlummers der Kinder erfreut; heute aber floh ihn der Schlaf und von Zeit zu Zeit faßte er mit der Hand an die weit geöffneten Augen, um das ſalzige Naß zu trocknen, das ſich wieder und wieder in ſie ergoß.

Er hatte die Thränen lange Zeit tapfer genug zurückgehalten, denn der Kaiſer wünſchte bei ſeiner Bedienung nur heitere Geſichter zu ſehen; ja er hatte ihm einmal geſagt, daß er ihm wegen ſeiner fröhlichen Augen die Sorge für ſeine Perſon anvertraut habe.

Der arme, muntere Maſtor!

Er war nur ein Sklave, aber er hatte doch auch ein Herz, das dem Leid und der Freude, der Luſt und dem Kummer, dem Haß und der Liebe offen ſtand.

In ſeiner Kindheit war ſein Heimatsdorf den Feinden ſeines Stammes in die Hände gefallen.

Er und ſein Bruder waren als Sklaven erſt nach Kleinaſien, und dann, weil beide beſonders hübſche, blondhaarige Buben waren, nach Rom geführt worden.

Dort hatte man ſie für den Kaiſer gekauft.

Maſtor wurde dem perſönlichen Dienſte Hadrian's, ſein Bruder den Arbeiten in den Gärten zugewieſen.

Es gebrach beiden an nichts als an der Freiheit, und es quälte ſie nichts als die Sehnſucht nach ihrer Heimat.

Auch dieſe verſchwand völlig, nachdem er das hübſche Töchterchen eines unfreien Aufſehers der kaiſerlichen Gärten geheirathet hatte.

Sie war ein lebhaftes Weibchen mit feurigen Augen, an der Niemand vorüberging, ohne ſie zu bemerken.

Dem Sklaven ließ ſein Dienſt wenig Zeit, ſich an ſeiner hübſchen Gefährtin und den beiden Kindern zu freuen, die ſie ihm geboren; aber der Gedanke, ſie zu beſitzen, machte ihn glücklich, wenn er mit ſeinem

Gebieter auf die Jagd zog oder das Reich durchwanderte.

Seit sieben Monaten hatte er nichts von den Seinen gehört; zu Pelusium war ihm aber ein Brieflein zugekommen, das mit dem für den Kaiser bestimmten Schreiben von Ostia nach Aegypten geschickt worden war.

Er konnte nicht lesen, und in Folge der eiligen Reise des Kaisers kam er erst auf der Lochias dazu, sich über seinen Inhalt zu unterrichten.

Antinous hatte ihm, bevor er sich zur Ruhe legte, den Brief, welchen ein öffentlicher Schreiber für seinen Bruder verfaßt hatte, vorgelesen und sein Inhalt mußte wohl auch das Herz eines Sklaven erschüttern.

Seine hübsche, kleine Frau war aus seinem Hause und dem Dienste des Kaisers entflohen und strich mit einem griechischen Schiffsführer in der Welt herum, sein ältester Knabe, der Liebling seines Herzens, war gestorben, und seine blondlockige, zierliche, kleine Tullia mit den weißen Zähnchen, den runden Aermchen und den niedlichen Fingern, mit denen sie manches Mal sein geschorenes Haar zu zausen versucht oder freundlich gestreichelt hatte, war in dem elenden Hause untergebracht worden, unter dessen niedrigem Dache man die Waisen verstorbener Sklaven großzog.

Noch vor zwei Stunden hatte er in seiner Vorstellung ein eigenes Heim und einen Kreis von lieben Menschen besessen; jetzt aber war das alles dahin und mit wie harter Faust ihn auch der tiefste Jammer schüttelte, so durfte er doch nicht schluchzen oder laut

aufstöhnen oder nur sich von der rechten auf die linke Seite werfen, wozu es ihn doch wieder und wieder ungestüm antrieb, denn sein Herr hatte einen leisen Schlaf und jedes Geräusch konnte ihn stören.

Wie vorhin, so sollte er dem Kaiser auch beim Aufgang der Sonne heiter entgegentreten, und doch kam es ihm vor, als müßte er selbst wie sein Heim und sein Glück kläglich zu Grunde gehen.

Der Schmerz riß sein Herz in Stücke, aber er stöhnte und regte sich nicht.

Dreizehntes Kapitel.

Nicht weniger ſchlaflos als für den Sklaven war auch für des Palaſtverwalters Keraunus Tochter Selene dieſe Nacht vergangen.

Ihres Vaters eitler Wunſch, Arſinoe mit den reichen Bürgerstöchtern an den für den Kaiſer zu veranſtaltenden Schauſtellungen theilnehmen zu laſſen, erfüllte ihr Herz mit neuer Angſt.

Das war der entſcheidende Schlag, der das auf ſchwankendem Grunde ſtehende Gebäude ihres Scheinlebens einreißen und die Ihren und mit ihnen ſie ſelbſt in Schande und Noth ſtürzen mußte.

Wenn das letzte Stück von einigem Werthe verkauft war und die Gläubiger ſich gerade während der Anweſenheit des Kaiſers nicht länger zurückhalten ließen und ihren Vater auszupfänden oder in's Schuldgefängniß abzuführen verſuchten, war es dann nicht ſo gut wie gewiß, daß ein Anderer ſeine Stelle erhielt und ſie mit ihren Geſchwiſtern dem Elend anheimfiel?

Da lag Arſinoe neben ihr und ſchlief mit ſo

ruhigen, tiefen Athemzügen wie der blinde Helios und die anderen Kleinen.

Vor dem Zubettegehen hatte sie das unbesonnene Mädchen so innig und beredt, wie sie nur konnte, zu überreden versucht, gebeten und angefleht, ebenso wie sie es gethan, dem Vater bestimmt zu erklären, keinen Theil an den Aufzügen nehmen zu wollen; Arsinoe aber hatte sie zuerst unwillig zurückgewiesen, dann geweint und zuletzt trotzig erklärt, es würde sich doch vielleicht noch Rath finden, und was der Vater erlaube, das habe sie, Selene, kein Recht ihr zu verkümmern oder gar zu verbieten.

Als sie später Arsinoe so ruhig an ihrer Seite schlafen sah, hätte sie sie am liebsten aufgerüttelt, aber sie war so gewohnt, alle Sorgen des Hauses allein zu tragen und von ihrer Schwester unwillig abgewiesen zu werden, wenn sie es versuchte, sie zu ermahnen, daß sie es unterließ.

Arsinoe hatte ein gutes, weiches Herz, aber sie war jung und schön und eitel.

Mit zärtlichem Zureden wäre alles von ihr zu gewinnen gewesen, aber Selene ließ sie bei jeder Mahnung die Ueberlegenheit fühlen, die ihr ihre Sorge für die Familie und ihr gereifteres Wesen verliehen.

So verging denn kein Tag, an dem es unter diesen so verschiedenen und doch gut gesinnten Schwestern nicht zu Zank und Thränen gekommen wäre.

Arsinoe war immer die erste, die zur Versöhnung die Hand bot, aber Selene hatte für ihre freundlichsten

Worte ſelten ein liebevolleres Wort als ein „Laß nur“ oder „Ich weiß ſchon“.

Ihr äußerer Verkehr trug den Stempel einer Liebloſigkeit, die ſich bis zu feindſelig klingenden Worten zu ſteigern vermochte.

Hundertmal gingen ſie, ohne einander „Gute Nacht“ zu wünſchen, in's Bett und öfter noch ſparten ſie den Morgengruß, wenn ſie einander zum erſten Mal in der Frühe begegneten.

Arſinoe ſprach gern, aber in Selenens Gegenwart wurde ſie ſchweigſam; Selene fand an wenigen Dingen Freude, ihre Schweſter an allen, die die Jugend ergötzen.

Die älteſte Tochter des Verwalters ſorgte für den Bedarf des Lebens der Kinder, ihre Koſt und Kleider, die zweite für ihr Spiel und ihre Puppen. Die erſtere bewachte und unterwies ſie mit ängſtlicher Sorge, indem ſie in jeder kleinen Unart den Keim zu künftigen ſchlimmen Neigungen ſah, die andere verlockte ſie zu Thorheiten, aber öffnete ihr Gemüth dem Frohſinn und erreichte durch Küſſe und gute Worte weit mehr als Selene durch Tadel. Dieſe letztere mußte die Kleinen rufen, wenn ſie etwas von ihnen verlangte, auf Arſinoe liefen ſie zu, ſobald ſie dieſelbe erblickten. Ihr gehörten die Herzen der Kinder und das empfand Selene bitter und wollte ihr ungerecht erſcheinen, denn ſie ſah, daß ihre Schweſter mit Tändeleien in müßigen Stunden ſüßeren Lohn gewann, als ſie durch Sorge, Mühe und ſchwere Arbeit, mit der ſie oft ihre Nächte verdarb.

Aber Kinder ſind doch ſo ungerecht nicht.

Freilich zahlen ſie nur mit dem Herzen und nicht mit dem Kopfe. Wer ihnen die wärmere Liebe reicht, dem erſtatten ſie ſie redlich zurück.

In dieſer Nacht waren es ſicher wenig ſchweſterliche Gefühle, mit denen Selene auf die ſchlummernde Arſinoe blickte, und die Worte, mit denen dieſe entſchlummert war, hatten recht unfreundlich geklungen. Aber darum fühlten beide doch warm für einander, und wer es verſucht haben würde, die eine vor der andern auch nur mit einem Worte anzugreifen, der hätte bald erfahren können, ein wie inniges Band dieſe beiden ſo verſchieden gearteten Herzen verknüpfte.

Völlig ſchlaflos verbringt kein neunzehnjähriges Mädchen die Nacht, wie ſorgenvoll es ſich auch auf ſeinem Lager wendet und wieder wendet.

Auch Selenen übermannte auf Viertelſtunden der Schlummer, und jedesmal träumte ihr dann von ihrer Schweſter.

Einmal ſah ſie Arſinoe als Königin aufgeputzt und von Bettelkindern mit häßlichen Worten verfolgt, dann erblickte ſie ſie auf dem Rondel unter ihrem Altane, wie ſie in ausgelaſſenem Getändel mit Pollux die Büſte ihrer Mutter zerſchlug. Endlich träumte ihr, daß ſie ſelbſt, wie in ihrer Kinderzeit, im Garten des Thorhüters mit dem Bildhauer ſpiele. Sie formten zuſammen Kuchen aus Sand, und Arſinoe ſprang auf alle, ſobald ſie fertig waren, und trat ſie in Stücke.

Den erquickenden, traumloſen, feſten Schlaf der

Jugend kannte das ſchöne, bleiche Mädchen ſchon lange nicht mehr, denn der ſüßeſte Schlummer ſucht eher Diejenigen auf, welche bei Tage ruhen, als bis zum Uebermaß Müde, und zu dieſen pflegte Selene Abend für Abend zu gehören.

In jeder Nacht hatte ſie Träume, aber dieſe waren faſt immer von trauriger Art und ſo beängſtigend, daß ſie oft über ihr eigenes banges Stöhnen erwachte oder Arſinoe durch lautes Schreien den ruhigen Schlummer verdarb.

Ihren Vater ſtörten dieſe Angſtrufe niemals, denn er begann in jeder Nacht und ſo auch in dieſer, bald nachdem er zur Ruhe gegangen, zu ſchnarchen und hörte damit erſt auf, wenn er ſich von ſeinem Lager erhob.

Selene war ſtets vor allen Anderen, ſelbſt vor den Sklaven, im Hauſe thätig.

Heute erſchien der Schlafloſen das Nahen des Morgens wie eine Erlöſung.

Als ſie aufſtand, war es noch völlig dunkel, aber ſie wußte, daß der Aufgang der Dezemberſonne nur noch wenige Stunden auf ſich warten laſſen könne.

Ohne auf die anderen Schlafenden zu achten und ſich zu bemühen, geräuſchlos aufzutreten oder was es zu thun gab, ſo zu verrichten, zündete ſie ihr Lämpchen an dem Nachtlichte an, wuſch ſich, ordnete ihr Haar und ſchlug an die Thüren ihrer alten Sklaven.

Nachdem dieſe ihr ein verſchlafenes „Sogleich“ und „Ja doch“ zugegähnt hatten, ging ſie in das Zimmer ihres Vaters und nahm ſeinen Krug, um friſches Waſſer für ihn zu holen.

Der beſte Brunnen des Palaſtes ſtand auf einer kleinen Terraſſe auf der Weſtſeite deſſelben. Er wurde von der Waſſerleitung der Stadt verſorgt und beſtand aus fünf Miſchgeſtalten aus Marmor, welche auf ihren gewundenen Fiſchſchwänzen eine Muſchel trugen, in der ein bärtiger Flußgott ruhte. Ihre Roßköpfe ſpieen Waſſer in ein großes Becken, das ſich im Lauf der Jahrhunderte mit grünen Pflanzenfäden erfüllt hatte.

Um zu dieſem Brunnen zu gelangen, mußte Selene den Gang durchſchreiten, an dem die von dem Kaiſer und ſeinem Gefolge bewohnten Zimmer lagen.

Sie wußte nur, daß ein Baumeiſter aus Rom in der Lochias abgeſtiegen ſei, denn ſie war für ihn nach Mitternacht um Fleiſch und Salz angegangen worden; aber in welchen Räumen man den Fremden untergebracht habe, hatte ihr Niemand geſagt.

Als ſie heute denſelben Weg, den ſie Tag für Tag zur gleichen Stunde zurückzulegen pflegte, antrat, beſchlich ſie ein banges Gefühl.

Es war ihr, als wäre hier nicht alles wie ſonſt, und als ſie ihren Fuß auf die letzte zu dem Gang hinaufführende Stufe geſetzt hatte und ihr Lämpchen höher hob, um zu ſehen, woher das Geräuſch komme, welches ſie zu hören meinte, nahm ſie im Halbdunkel ein furchtbares Etwas wahr, das, als es ihr näher kam, einem Hunde glich und doch größer, viel größer war als ein ſolcher.

Ihr Blut erſtarrte vor Schreck.

Einige Augenblicke ſtand ſie wie gebannt und wußte nur, daß das Brummen und Knirſchen, das ſie vernahm, böſe ſei und ſie bedrohe.

Endlich fand ſie die Kraft ſich zur Flucht umzuwenden, aber in demſelben Augenblick ertönte hinter ihr ein lautes, wüthendes Gebell und ſie vernahm die ſchnellen Sätze des Ungethüms, welches über den ſteinernen Fußboden des Ganges auf ſie zujagte.

Jetzt wurde ſie heftig geſtoßen. Der Krug flog aus ihrer Hand und zerſprang in tauſend Scherben, und von einer warmen, rauhen, ſchrecklichen Laſt niedergeriſſen, ſank ſie zu Boden.

Ihr lautes Jammergeſchrei hallte von den harten, nackten Wänden des Ganges wieder und erweckte die Schläfer an ſeiner Seite.

„Sieh zu, was das iſt,“ rief Hadrian ſeinem Sklaven zu, welcher ſofort aufgeſprungen war und Schild und Schwert ergriffen hatte.

„Der Moloſſer wird ein Weib, das hier vorbei wollte, angefallen haben,“ entgegnete Maſtor.

„Halt' ihn zurück, aber ſchlage ihn nicht!“ rief der Kaiſer ihm nach; „Argus hat nur gethan, was ſeine Schuldigkeit iſt.“

Der Sklave eilte, ſo ſchnell er vermochte, den Gang hinunter und rief laut des Moloſſers Namen.

Aber ein Anderer hatte dieſen bereits von ſeinem Opfer zurückgeriſſen, und zwar Antinous, deſſen Gemach dicht bei der Stätte dieſes Ueberfalls gelegen war, und der, ſobald er des Argus Gebell und Selenens

Geſchrei vernommen, ſich beeilt hatte, die auf der Wacht und im Dunkeln furchtbar grimmige Dogge zurückzuhalten.

Als Maſtor erſchien, war es dem Jüngling eben gelungen, den Hund von Selene zurückzuziehen, die auf den zu dem Gange führenden Stufen lag. Ehe Antinous ſie erreichen konnte, hatte ſich Argus die Zähne fletſchend und knurrend über ſie hingeſtellt.

Der Hund, den die begütigenden und verweiſenden Worte ſeiner Freunde ſchnell zur Ruhe brachten, trat ſtill und mit geſenktem Kopfe zur Seite, als Antinous neben dem ohnmächtigen Mädchen niederkniete, auf das durch eine breite Fenſteröffnung das junge Licht des erwachenden Morgens fiel.

Aengſtlich ſchaute der Jüngling in das bleiche Antlitz der Ohnmächtigen, hob ihre regungsloſen Arme in die Höhe und ſuchte auf ihrem hellen Gewande nach dem Blut, das ſie vielleicht vergoſſen hatte; — aber vergebens.

Nachdem er auch wahrgenommen, daß ſie athme und ihre Lippen ſich regten, rief er Maſtor zu:

„Argus ſcheint ſie nur niedergeriſſen und nicht verwundet zu haben. Sie hat die Beſinnung verloren. Geh raſch in mein Zimmer und bringe mir das bläuliche Fläſchchen aus meinem Salbenkaſten und dazu einen Becher mit Waſſer.“

Der Sklave pfiff dem Hunde und folgte, ſo ſchnell wie er konnte, dieſem Befehl.

Indeſſen blieb Antinous neben der lebloſen Jungfrau auf den Knieen liegen und wagte es, ihr

Haupt mit dem weichen, vollen Haarſchmuck in die Höhe zu richten.

Wie wunderſchön waren dieſe marmorbleichen, edelgeſchnittenen Züge, wie rührend erſchien ihm das ſchmerzliche Zucken, welches ihren Mund umſpielte, und wie wohl that es dem verzogenen Günſtling des Kaiſers, dem ſich Liebe aufdrängte, wo er ſich zeigte, ſich ungerufen hülf- und liebreich erweiſen zu können.

„Wach' auf, wache doch auf!“ rief er Selenen zu, — und als ſie ſich dennoch nicht regte, rief er dringender und zärtlicher: „Wache doch auf!“

Sie hörte ihn nicht und blieb auch regungslos, als er das Peplum, welches die Dogge ihr abgeriſſen, leiſe erröthend über ihre entblößte Schulter breitete.

Jetzt erſchien Maſtor mit dem Waſſer und dem blauen Fläſchchen und gab dem Bithynier beide in die Hand. Während Antinous das Haupt des Mädchens in ſeinen Schooß ſinken ließ, entfernte der Sklave ſich ſchnell, indem er ſagte:

„Der Kaiſer hat mich gerufen.“

Der Jüngling benetzte die Stirn Selenens mit dem belebenden Naß, ließ ſie den kräftigen Duft der Eſſenz, welche die Phiole enthielt, einathmen und rief von neuem laut und innig ſein:

„Erwache, wache doch auf!“

Jetzt öffneten ſich ihre blutloſen Lippen und zeigten ihm ihre kleinen, ſchneeweißen Zähne, jetzt erhoben ſich langſam die Lider, welche ihre Augen bedeckt hatten.

Tief aufathmend ſtellte er den Pokal und die

Phiole auf den Boden, um ſie zu ſtützen, wenn ſie ſich langſam erheben würde; aber kaum hatte er wieder ſein Antlitz dem ihren zugewandt, als ſie ſchnell und heftig auffuhr und ihre beiden Hände in Todesangſt um ſeinen Hals ſchlingend aufſchrie:

„Rettung, Pollux, Rettung! Das Ungeheuer verſchlingt mich!“

Antinous faßte von Schreck ergriffen des Mädchens Arme, um ſie von ſeinem Halſe zu löſen, aber ſchon gaben ſie ihn frei und ſanken nieder.

Im nächſten Augenblicke ſchüttelte ſich Selene, als habe ein Fieberſchauer ſie überfallen.

Dann erhob ſie wiederum die Hände, drückte ſie an die Schläfen und ſchaute dem neben ihr knieenden Jüngling verwirrt und angſtvoll in's Antlitz.

„Was iſt das? Wer biſt Du?“ fragte ſie leiſe.

Er erhob ſich ſchnell von der Erde, und während er ſie bei ihrem Verſuch, ſich aufzurichten und auf die Füße zu ſtellen, unterſtützte, ſagte er:

„Den Göttern ſei Dank, daß Du lebſt. Unſer großer Moloſſer warf Dich zu Boden. Er hat ſo furchtbare Zähne.“

Selene ſtand jetzt aufrecht dem Jüngling gegenüber, bei deſſen letzten Worten ſie von neuem zuſammenſchauderte.

„Fühlſt Du Schmerzen?“ fragte Antinous ängſtlich.

„Ja,“ entgegnete ſie dumpf.

„Er hat Dich gebiſſen?“

„Ich glaube nicht. Hebe die Spange dort auf; ſie iſt von meinem Peplum gefallen.“

Der Bithynier folgte sogleich diesem Geheiß, und während das Mädchen ihr Gewand von neuem an der Schulter befestigte, fragte sie abermals:

„Wer bist Du? Wie kommt der Molosser in unsern Palast?“

„Er gehört — er gehört zu uns. Spät Abends sind wir hier angelangt, und Pontius hat uns —“

„So gehörst Du zu dem Baumeister aus Rom?“

„Ja; aber wer bist Du?“

„Des Palastvorstehers Keraunus Tochter Selene.“

„Und wer ist Pollux, den Du zu Hülfe riefst, als Du erwachtest?“

„Was geht das Dich an?“

Antinous erröthete und gab verlegen zurück:

„Ich erschrak, als Du mit seinem Namen auf den Lippen so heftig auffuhrst, nachdem ich Dich mit Wasser und dieser Essenz in's Leben gerufen.“

„Ich wäre auch so erwacht und kann wieder gehen. Wer wüthende Hunde in ein fremdes Haus führt, sollte sie besser behüten. Binde die Dogge fest, denn die Kinder, meine kleinen Geschwister, kommen hier vorbei, wenn sie in's Freie wollen. Ich danke Dir für Deine Hülfe. Und mein Krug?“

Sie sah sich bei diesen Worten nach dem hübschen Gefäße um, das ihre Mutter besonders gern gehabt hatte.

Als sie es in Scherben daliegen sah, schluchzte sie ohne zu weinen auf. Dann rief sie entrüstet:

„Es ist nichtswürdig!“

Mit diesen Worten wandte sie Antinous den Rücken und ging, indem sie den linken Fuß, der sie

ſchmerzte, vorſichtig gebrauchte, auf die Wohnung ihres Vaters zu.

Der Jüngling ſchaute der ſchlanken Geſtalt Selenens ſchweigend nach.

Es drängte ihn, ihr zu folgen und ihr zu ſagen, wie leid ihm der Unfall thäte, der ſie betroffen, und daß der Moloſſer nicht ihm, ſondern einem Andern gehöre; aber er wagte es nicht.

Nachdem ſie ſchon längſt ſeinen Blicken entſchwunden, ſtand er noch immer an derſelben Stelle.

Endlich raffte er ſich zuſammen, begab ſich langſam in ſein Zimmer zurück, ſetzte ſich dort auf ſein Lager und blickte träumend zu Boden, bis des Kaiſers Ruf ihn aufſchreckte.

Selene hatte Antinous kaum eines Blickes gewürdigt.

Sie litt Schmerzen nicht nur am linken Fuße, ſondern auch am Hinterhaupte, in dem ſich eine offene Wunde befand. Ihr ſtarkes Haar hatte das Blut, welches dieſer Verletzung entfloſſen war, zurückgehalten.

Sie fühlte ſich recht matt, und der Verluſt ihres hübſchen Kruges, der nun wieder durch einen andern erſetzt werden mußte, verdroß ſie mehr als ſie des Günſtlings Schönheit hätte erfreuen können.

Langſam und müde betrat ſie das Wohngemach, in dem ihr Vater bereits auf ſie und ſein Waſſer wartete.

Er war gewohnt, es ſtets zur gleichen Stunde zu erhalten, und weil Selene heute länger ausblieb als

ſonſt, ſo wußte er nichts Beſſeres zu thun, als ſich die Zeit mit Brummen und leiſem Schelten zu vertreiben.

Als ſeine Tochter endlich die Schwelle übertrat, bemerkte er ſogleich, daß ſie ohne Krug erſcheine, und fragte mürriſch:

„Soll ich heute gar kein Waſſer bekommen?“

Selene ſchüttelte das Haupt, ließ ſich auf einen Stuhl gleiten und begann leiſe zu weinen.

„Was haſt Du?“ fragte der Verwalter.

„Der Krug iſt zerbrochen,“ entgegnete ſie traurig.

„Gib doch beſſer Acht auf die theuren Sachen,“ ſchalt Keraunus; „Du jammerſt immer, wenn es an Geld fehlt, und dabei zerbrichſt Du die halbe Wirthſchaft.“

„Ich ward zu Boden geriſſen,“ gab Selene zurück und trocknete die Augen.

„Zu Boden geriſſen? Von wem?“ fragte der Verwalter und erhob ſich langſam.

„Von der böſen Dogge des Baumeiſters, der geſtern Abend aus Rom hier ankam, und dem wir in dieſer Nacht Salz und Brod gaben. Er hat auf der Lochias geſchlafen.“

„Und er hetzt ſeinen Hund auf mein Kind!“ rief Keraunus mit rollenden Augen.

„Der Moloſſer war allein in dem Gang, als ich hinausging.“

„Hat er Dich gebiſſen?“

„Nein, aber er riß mich nieder und ſtellte ſich über mich hin und fletſchte mich an; o es war ſo gräßlich!“

„Verfluchter, hergelaufener Lump!“ grollte der Verwalter. „Ich will ihn lehren, wie man ſich in einem fremden Hauſe beträgt.“

„Laß nur,“ bat Selene, als ſie ſah, daß ihr Vater nach ſeinem krokusgelben Pallium griff, „das Geſchehene iſt nicht zu ändern, und wenn es Aerger und Streit gibt, ſo wird es Dir ſchaden.“

„Geſindel, freches Volk, das ſich mit biſſigen Kötern in meinem Palaſt breit macht,“ murrte Keraunus vor ſich hin, ohne auf ſeine Tochter zu hören, und indem er die Falten ſeines Palliums zurechtzog, grollte er: „Arſinoe! Ob das Mädchen wohl jemals hört!“

Als die Gerufene erſchien, befahl er ihr, das Eiſen zu wärmen und ihm die Locken zu brennen.

„Es liegt ſchon bei dem Feuer,“ entgegnete Arſinoe; „komm mit in die Küche.“

Keraunus folgte ihr und ließ ſich ſeinen gefärbten Haarſchmuck ringeln und ſalben.

Dabei umſtanden ihn ſeine jüngeren Kinder, die in der Küche auf den Mehlbrei warteten, denn Selene pflegte ihnen denſelben zu dieſer Zeit zu reichen.

Keraunus hatte ihren Morgengruß mit ſo freundlichem Nicken beantwortet, als es Arſinoe's Zange, die ſeinen Kopf an den Haaren feſthielt, geſtatten wollte.

Nur den blinden Helios, einen hübſchen Knaben von ſechs Jahren, zog er an ſich und gab ihm einen Kuß auf die Wange.

Er liebte dieſes des edelſten Sinnes beraubte und doch immer heitere Kind mit beſonderer Zärtlichkeit. Einmal lachte er auch auf, als der Bube ſich an ſeine

das Eisen schwingende Schwester drängte und ihn fragte: „Weißt Du, Vater, warum ich mich ärgere, nicht sehen zu können?“ und dann auf des Verwalters neugierig klingendes: „Nun?“ die Antwort ertheilte: „Weil ich Dich so gern einmal mit den schönen Locken sehen möchte, die Arsinoe Dir brennt.“

Aber des Verwalters Heiterkeit schwand, als seine Tochter ihre Arbeit unterbrach und ihn halb ernst, halb scherzend fragte:

„Hast Du weiter über den Empfang des Kaisers nachgedacht, Vater? Ich putze Dich täglich so schön heraus, aber dießmal sollst Du mich putzen.“

„Wir werden sehen,“ entgegnete Keraunus ausweichend.

„Weißt Du,“ fuhr Arsinoe nach einer kleinen Pause fort und klemmte die letzte Locke in die erwärmte Zange, „heute Nacht hab' ich Alles noch einmal überlegt. Wenn es uns gar nicht glücken will, das Geld für meine Kleider zusammenzubringen, dann könnte man doch wohl —“

„Was?“

„Selene hätte auch nichts dagegen.“

„Wogegen?“

„Du wirst wieder böse.“

„Sprich nur.“

„Du bezahlst doch Steuern wie jeder andere Bürger.“

„Was soll das?“

„Daß wir also berechtigt wären, auch etwas von der Stadt zu verlangen.“

„Wozu?“

„Um meine Kleider für das Feſt zu bezahlen, das nicht ein Einzelner, ſondern die Bürgerſchaft für den Kaiſer veranſtaltet. Almoſen dürfen wir nicht annehmen, aber es wäre doch Thorheit, auszuſchlagen, was die reiche Stadt uns anbietet. Das hieße geradezu ſie beſchenken.“

„Du ſchweigſt,“ rief Keraunus aufrichtig empört und beſann ſich vergebens auf den Satz, mit dem er geſtern das gleiche Anſinnen zurückgewieſen. „Du ſchweigſt und warteſt ab, bis ich ſelbſt wieder von dieſen Dingen zu reden beginne.“

Arſinoe warf die Zange ſo unwillig auf den Herd, daß ſie laut klirrend auf den Stein ſchlug; ihr Vater aber verließ die Küche und ging in das Wohnzimmer zurück.

Dort fand er Selene auf ſeinem Polſter und die alte Sklavin, welche ein naſſes Tuch auf ihren Hinterkopf preßte und ein anderes auf ihren nackten linken Fuß gelegt hatte.

„Verwundet?“ rief Keraunus und ſeine Augen begannen langſam von rechts nach links und von links nach rechts zu rollen.

„Da ſieh die Geſchwulſt,“ kreiſchte die Alte in gebrochenem Griechiſch, indem ſie mit ihrer ſchwarzen Hand den ſchneeweißen Fuß Selenens den Augen ihres Vaters näherte. „Tauſend reiche Herrinnen haben keine Hand ſo klein wie das da. Armes, armes kleines Fuß.“

Bei dieſen Worten drückte die Alte ihre Lippen auf des Mädchens Zehen.

Selene drängte ſie zurück und ſagte, indem ſie ſich an ihren Vater wandte:

„Die Wunde da oben iſt klein und hat gar nichts zu ſagen, aber das Fleiſch und die Adern ſind hier am Knöchel geſchwollen. Das Bein thut etwas weh, wenn ich auftrete. Als der Hund mich umriß, hab' ich mich wohl an den ſteinernen Stufen geſchlagen."

„Es iſt unerhört!" rief Keraunus, dem das Blut von neuem zu Kopfe ſtieg. „Warte nur! Ich werde ihnen zeigen, was ich von ſolcher Aufführung halte."

„Nein, nein," bat Selene. „Erſuche ſie nur höflich, den Hund einzuſchließen oder an die Kette zu legen, damit er den Kindern nichts thut."

Ihre Stimme klang ſehr ängſtlich bei dieſen Worten, denn die Furcht, ihr Vater könne ſeine Stelle verlieren, die er ihr, ſie wußte ſelber nicht warum, längſt verwirkt zu haben ſchien, regte ſich in ihr heute noch lebendiger als ſonſt.

„Zu dem, was hier geſchehen iſt, auch noch gute Worte!" entgegnete Keraunus abweiſend und als würde ihm Unerhörtes zugemuthet.

„Nein, nein, ſag' ihm nur Deine Meinung," ſchrie die Alte. „Wenn das Deinem Vater geſchehen wäre, der würde dem fremden Steinhauer gut auf den Leib gerückt ſein!"

„Und ſein Sohn Keraunus wird ihm auch nichts ſchenken," verſicherte der Verwalter und verließ das Gemach, ohne auf Selenens Bitte, daß er ſich nicht ereifern möchte, zu achten.

Im Vorzimmer fand er ſeinen alten Sklaven und

befahl ihm, einen Stock zu ergreifen, ihm voranzugehen und ihn bei dem Gaſte des Baumeiſters Pontius zu melden, der in einem der Gemächer zur Seite des Brunnenganges wohne.

So war es vornehm, und ſo kam der Schwarze früher als er mit dem Moloſſer in Berührung, den er wie alle Hunde für ein verabſcheuungswürdiges Thier hielt.

Als er ſich ſeinem Ziele näherte, befand er ſich in der rechten Stimmung, dem Fremden, der hieher gekommen war, um Mitglieder ſeines Hauſes von biſſigen Hunden niederreißen zu laſſen, die Wahrheit zu ſagen.

Vierzehntes Kapitel.

Hadrian hatte vortrefflich geſchlafen; wenige Stunden nur, aber dieſe genügten völlig, ſeinen Geiſt zu erfriſchen.

Jetzt war er in ſein Wohngemach und an das Fenſter getreten, welches die lange weſtliche Wand deſſelben mehr als zur Hälfte einnahm und ſich nach dem Meere hin öffnete.

Zwei hohe Säulen mit Schäften von edlem braunrothem, weißgeſprenkeltem Porphyr und vergoldeten korinthiſchen Kapitälen begrenzten die ſehr breite und ſchon wenige Spannen über dem Fußboden beginnende Oeffnung zur Rechten und Linken.

Der Kaiſer lehnte ſich an einen der Porphyrſchäfte und ſtreichelte den Moloſſer, deſſen rüſtige Wachſamkeit ihn erfreut hatte. Was fragte er nach dem Schreck, den der Hund einem Mädchen verurſacht haben ſollte?

Bei der andern Säule ſtand Antinous.

Er hatte ſeinen rechten Fuß auf die niedrige Fenſterbrüſtung geſtellt und neigte ſeinen Oberkörper

weit in das Zimmer. Das Kinn ruhte dabei in ſeiner Hand, der Ellenbogen auf ſeinem Knie.

„Dieſer Pontius iſt wirklich ein ganzer Mann,“ ſagte Hadrian, indem er mit der Hand auf eine an der Schmalſeite des Gemaches aufgehängte Tapete zeigte. „Dieß Gewebe ward nach einem Fruchtſtück verfertigt, das ich einmal malte und hier in Moſaik ausführen ließ. Geſtern war dieſer Raum noch gar nicht für mich beſtimmt, alſo muß die Tapete da zwiſchen unſerer Ankunft und jetzt aufgehängt worden ſein. Und wie viel andere gute Dinge ſtehen hier herum! Es ſieht wohnlich bei mir aus, und das Auge findet ſchon Mancherlei, woran es ſich freuen kann.“

„Haſt Du die prächtigen Polſter da hinten verſucht?“ fragte Antinous. „Auch die Bronzefiguren dort in den Ecken wollen mir nicht übel vorkommen.“

„Vortreffliche Arbeiten ſind es,“ ſagte der Kaiſer, „aber ich möchte ſie um dieſes Fenſters willen mit Freuden miſſen. Was iſt hier blauer, der Himmel oder das Meer? Welche Frühlingsluft weht uns hier im Dezember entgegen! Woran ſoll man ſich mehr freuen, an den zahlloſen Schiffen im Hafen, die dieſen blühenden Ort mit entlegenen Ländern verbinden und mit Reichthum ſegnen, oder an den Bauten, die das Auge anziehen, wohin es ſich auch richte? Man weiß nicht, ſoll man zuerſt ihre ſtattliche Größe oder die harmoniſche Schönheit ihrer Form bewundern.“

„Was iſt das für ein langer mächtiger Damm, der die Inſel mit dem Feſtland verbindet? Sieh nur, da fährt ein großer Dreiruderer durch einen der

breitgespannten Bogen, auf denen er ruht. Und da kommt ein anderer!“

„Das ist der Brückenbau, den die Alexandriner mit Stolz ihr Heptastadion nennen, weil er sieben Stadien lang sein soll. In seinem oberen Theile birgt er, wie ein Hollunderast das Mark, eine steinerne Rinne, durch welche die Insel Pharus mit Wasser versorgt wird.“

„Schade,“ sagte Antinous, „daß man den Bau und die Menschen und Fuhrwerke, die auf seinem Rücken wie geschäftige Ameisen wimmeln, von hier aus nicht ganz übersehen kann. Die kleine Insel dort und die schmale, in den Hafen hineinragende Landzunge mit dem hohen schmalen Gebäude am Ende verdecken sie halb.“

„Aber sie dienen für sich zur Belebung des Bildes,“ entgegnete der Kaiser. „Das Schlößchen auf dem Eiland mit seinem Hafen hat Kleopatra oft bewohnt, und in dem hohen Thurm an der Nordspitze der Landzunge dort, den jetzt die blauen Wellen umspielen und die Möven und Tauben so lustig umkreisen, hielt sich Antonius nach der Schlacht bei Actium auf.“

„Um seine Schmach zu vergessen,“ rief Antinous.

„Er nannte ihn sein Timonium, weil er dort wie der weise Menschenhasser aus Athen von den andern Sterblichen unbehelligt zu bleiben wünschte. Wie wäre es, wenn ich die Lochias mein Timonium hieße?“

„Ruhm und Größe braucht man nicht zu verbergen.“

„Wer ſagt Dir," fragte der kaiſerliche Sophiſt, „daß Antonius ſich aus Scham in dem Ding da verſteckte? Er hatte oft genug an der Spitze ſeiner Reiter bewieſen, daß er ein braver Soldat ſei, und wenn er bei Actium, als alles noch gut ſtand, ſein Schiff wenden ließ, ſo geſchah es nicht aus Furcht vor Schwertern und Lanzen, ſondern weil das Verhängniß ihn zwang, ſeinen ſtarken Willen den Wünſchen des Weibes unterzuordnen, von deſſen Schickſal das ſeine abhängig war."

„So entſchuldigſt Du ſein Verhalten?"

„Ich ſuche es nur zu verſtehen und werde mich nie zu glauben bequemen, daß Scham den Antonius zu irgend etwas veranlaſſen konnte. Meinſt Du, ich könnte erröthen? Man ſchämt ſich nicht mehr, wenn man es ſo weit gebracht hat, die Welt zu verachten."

„Aber warum verſchloß ſich denn Marc Anton in dieſes vom Meere beſpülte Gefängniß?"

„Weil für jeden rechten Mann, der mit Weibern, Spaßmachern und Schmeichlern ganze Jahre verſchwärmte, einmal der Augenblick kommt, in dem er von Ekel überfallen wird. In ſolchen Stunden findet er, daß er unter all' dem Gelichter der einzige Menſch iſt, mit dem es ſich zu verkehren lohnt. Nach Actium ging dem Antonius das auf, und um einmal in guter Geſellſchaft zu ſein, verließ er die Menſchen."

„Das iſt es wohl auch, was Dich manchmal in die Einſamkeit treibt?"

„Vielleicht; aber Du, Du darfſt mich immer begleiten."

„So hältſt Du mich für beſſer als Andere," rief Antinous erfreut.

„In jedem Falle für ſchöner," entgegnete Hadrian freundlich. „Frage nur weiter."

Antinous bedurfte einiger Minuten, ehe er dieſer Aufforderung nachzukommen vermochte. Endlich nahm er ſich zuſammen und ließ ſich erklären, warum die meiſten Schiffe in den jenſeits des Heptaſtadions gelegenen Hafen des Eunoſtus einfuhren. Der Eingang in dieſen letzteren war weniger gefährlich als derjenige, welcher zwiſchen dem Pharus und der Spitze der Lochias zu den öſtlicheren Landungsſtellen führte. — Ueber jedes Bauwerk in der Stadt, nach dem der Günſtling ſich erkundigte, wußte Hadrian Auskunft zu ertheilen.

Nachdem der Kaiſer auf das Soma gewieſen hatte, in dem die Reſte Alexander's des Großen ruhten, wurde er nachdenklich und ſagte vor ſich hin:

„Der Große. — Man könnte den macedoniſchen Jüngling beneiden! Nicht um dieſen Ehrennamen, denn den haben Viele von geringem Werthe getragen; aber weil er ihn wirklich verdient hat."

Auf keine der ferneren Fragen des Bithyniers blieb Hadrian die Antwort ſchuldig.

Antinous folgte mit wachſendem Erſtaunen ſeinen Erklärungen und rief endlich aus:

„Wie Du in dieſer Stadt Beſcheid weißt, und doch haſt Du ſie noch niemals beſucht!"

„Das iſt eines der beſten Vergnügen, die das Reiſen gewährt," entgegnete Hadrian, „daß wir unter-

wegs viele Dinge in Wirklichkeit ſehen, von denen wir uns nach Büchern und Erzählungen eine Vorſtellung gebildet hatten. Nun fordern ſie uns auf, ſie mit dem Bilde von ihnen zu vergleichen, welches vor unſerem geiſtigen Auge ſtand, ehe wir ihnen ſelbſt begegnet waren. Von unerwartetem Neuem überraſcht zu werden, ſcheint mir einen weit geringeren Genuß zu gewähren, als Bekanntes, das wir für werth hielten, uns näher nach ihm zu erkundigen, zum erſten Mal zu erblicken. Weißt Du, was ich meine?"

„Ich glaube wohl. Man hört von etwas und wenn man's dann ſieht, ſo fragt man ſich, ob man ſich's richtig gedacht hat. Ich ſtelle mir Menſchen und Gegenden, die man mir lobte, immer ſchöner vor, als ich ſie dann finde."

„Der Reſt, der ſich daraus zum Nachtheil der wirklichen Dinge ergibt," entgegnete Hadrian, „gereicht ihnen zu geringerem Vorwurfe, als der emſigen und verſchönernden Einbildungskraft Deiner Jahre zur Ehre. Ich — ich —" und der Kaiſer ſchaute, ſeinen Bart ſtreichend, in's Weite, „ich erfahre, je älter ich werde, je öfter, daß es möglich iſt, ſich Menſchen, Gegenden und Dinge ſo vorzuſtellen, daß wir, wenn wir ihnen zum erſten Male begegnen, zu glauben berechtigt ſind, wir hätten ſie längſt gekannt, ſie beſucht und mit den Augen geſchaut. Auch hier will es mir ſcheinen, als erblickt' ich nichts Neues, ſondern ſähe nur längſt Gekanntes wieder. Aber das iſt kein Wunder, denn ich kenne meinen Strabo und habe hundert Berichte über dieſe Stadt gehört und geleſen.

Doch es gibt auch Vieles, das mir ganz fremd war, und doch, wenn es an mich herantritt, mich anmuthet, als hätte ich es früher ſchon geſehen oder erlebt.“

„Etwas Aehnliches hab' ich auch wohl erfahren,“ ſagte Antinous. „Sollte unſere Seele wirklich ſchon in anderen Körpern gelebt haben und ſich manchmal an Wahrnehmungen aus ihrem früheren Leben erinnern? Favorinus erzählte mir einmal, ein großer Philoſoph, ich glaube Plato, behaupte, daß die Seelen vor unſerer Geburt am Firmament auf und nieder geführt würden, damit ſie ſich die Erde betrachten könnten, auf der es ihnen doch ſpäter beſtimmt ſei zu leben. Außerdem ſagt Favorinus . . .“

„Favorinus!“ rief Hadrian abweiſend, „dieſer Schönredner beſitzt viel Geſchick, dem von Größeren Gedachten neue anſprechende Formen zu geben; aber die Geheimniſſe der eigenen Seele zu belauſchen verſteht er nicht, dazu redet er zu viel, dazu kann er den Lärm des Lebens zu wenig entbehren.“

„Die Erſcheinung haſt Du wahrgenommen, aber Du mißbilligſt des Favorinus Erklärung derſelben?“

„Ja, denn mir ſind Menſchen und Dinge als alte Bekannte begegnet, die erſt lange nach meiner Geburt die Welt erblickt haben oder entſtanden ſind. Vielleicht paßt meine eigene Deutung nicht auf alle Lebenden, in mir aber lebt, das weiß ich gewiß, ein geheimnißvolles Etwas, das unabhängig von mir ſelbſt in mir wirkt und ſchafft, in mich einkehrt oder mich verläßt nach ſeinem Belieben. Heißen wir es meinen Dämon oder auch meinen Genius, auf den Namen

kommt es nicht an. Nicht immer erſcheint dieſes Etwas, wenn ich es rufe, und oft wirkt es in mir, wenn ich's am letzten erwarte. Zu jeder Stunde, in der es mir innewohnt, gehört Vieles mir, was ihm ſelbſt an Erfahrung und Können zu eigen iſt. Was ihm bekannt war, das erſcheint mir ebenſo, wenn es mir begegnet. Alexandria iſt mir nicht fremd, weil es mein Genius auf ſeinem Fluge geſehen hat. Vieles hat er in mir und für mich erlernt und geſchaffen. Hundertmal frag' ich mich gegenüber meinen eigenen fertigen Werken: Iſt es möglich, daß du, Hadrian, der Sohn deiner Mutter, dieß vollbracht haben ſollteſt? Wie heißt nur die fremde Kraft, die dir bei ſeiner Vollendung geholfen? Jetzt kenn' ich ſie und ſehe ſie auch in Andern wirken. In wen ſie einkehrt, der überragt bald ſeinesgleichen, und am wirkſamſten zeigt ſie ſich in den Künſtlern. Oder werden aus gemeinen Menſchen große Künſtler, eben weil der Genius ſie zu ſeiner Wohnung erwählte? Haſt Du mich verſtanden?"

„Nicht ganz," entgegnete Antinous, deſſen großes Auge, ſo lange es mit dem Kaiſer die Stadt zu betrachten galt, lebhaft geglänzt hatte, jetzt aber umſchleiert und müde zu Boden ſchaute. „Zürne mir nicht, Herr. Dergleichen werde ich gewiß niemals verſtehen, denn es gibt keinen Menſchen, mit dem das, was Du Deinen Genius nennſt, weniger zu thun hat als mit mir. Eigenes Denken kenn' ich nicht, den Gedanken Anderer zu folgen wird mir ſchwer, und ich möchte wohl wiſſen, was ich jemals Rechtes

zu ſchaffen vermöchte! Wenn ich etwas leiſte, dann hilft meiner Seele kein Dämon, nein, ſie fühlt ſich ganz rathlos und verfällt in Träumereien. Bring' ich einmal etwas fertig, ſo muß ich mir ſagen, daß es mir gewiß möglich geweſen wäre, es beſſer zu machen."

„Selbſterkenntniß," lachte Hadrian, „iſt der Gipfel der Weisheit. Jeder hat das Seine gethan, wenn er die Vorſtellung eines Freundes mit etwas Schönem bereichert. Was Andere durch Werke, das mußt Du durch Dein bloßes Daſein bewirken. Ruhig, Argus!"

Der Moloſſer hatte ſich bei den letzten Worten erhoben und ſich knurrend der Thür genähert. Trotz des Rufes ſeines Herrn ſchlug er laut an, als ſich ein kräftiges Klopfen vernehmen ließ.

Hadrian ſah mit Befremdung nach der Pforte und fragte:

„Wo iſt Maſtor?"

Antinous rief den Namen des Sklaven in das neben dem Wohnzimmer gelegene Schlafgemach des Kaiſers, aber vergebens.

„Was hat nur der Burſch?" fragte Hadrian. „Er iſt ſonſt ſtets bei der Hand und friſch wie eine Lerche, heute aber ſah er aus wie ein Träumer und ließ beim Ankleiden erſt meine Schuhe und dann meine Schulterſpange aus den Händen fallen."

„Ich las ihm geſtern einen Brief aus Rom vor. Sein junges Weib iſt mit einem Schiffsführer in's Weite gegangen."

„Wünſchen wir ihm Glück, daß er wieder frei iſt."

„Er ſcheint ihr gut geweſen zu ſein.“

„Ein hübſcher Burſch, der mein Leibſklave iſt, findet Erſatz, ſoviel er begehrt.“

„Aber er hat ihn noch nicht. Für's Erſte ſchmerzt ihn noch das, was er verloren.“

„Wie weiſe! Da klopft es ſchon wieder. Sieh nach, wer ſich erlaubt ... Aber es hat ja ein Jeder das Recht hier zu klopfen; bin ich doch auf der Lochias nicht der Kaiſer, ſondern ein einfacher Privatmann. Leg' dich, Argus! Biſt du beſeſſen, Alter? Der Hund hält mehr als ich ſelbſt auf meine Würde und das Baumeiſterſpielen ſcheint ihm nicht zu gefallen.“

Antinous hatte ſchon die Hand erhoben, um den Klopfer anzufaſſen, als die Thür von außen her leiſe geöffnet wurde und der Sklave des Palaſtverwalters über die Schwelle trat.

Der alte Schwarze bot einen kläglichen Anblick.

Des Kaiſers ehrfurchtgebietende Geſtalt und die ſchönen Kleider ſeines Günſtlings ſetzten ihn in Verlegenheit, das drohende Geknurr des Moloſſers aber flößte ihm ſolche Angſt ein, daß er die hageren Negerbeine furchtſam zuſammenzog und ſo weit es gehen wollte mit ſeinem fadenſcheinigen Röckchen beſchützte.

Hadrian ſchaute dieß Bild des Jammers verwundert an und fragte dann:

„Was willſt Du, Burſch?“

Der Sklave verſuchte einen Schritt weiter vorzutreten; auf Hadrian's kräftiges Geheiß blieb er aber ſtehen und kratzte, indem er auf ſeine Plattfüße ſchaute,

das kurz geſchorene, an einzelnen runden Flecken ausgefallene graue Wollhaar.

„Nun?“ fragte Hadrian abermals in nichts weniger als ermuthigendem Ton und lockerte die Finger, welche des Molosſers Halsband hielten, in bedenklicher Weiſe.

Des Sklaven gebogene Kniee begannen zu zittern und indem er ſeine breite Handfläche dem graubärtigen Herrn, der ihm nicht weniger furchtbar erſchien als ſein Hund, entgegenſtreckte, begann er in grauſam verſtümmeltem Griechiſch die Anrede herzuſtammeln, welche ſein Gebieter ihm mehrmals vorgeſagt hatte und aus der hervorging, daß er vor dem Baumeiſter Claudius Venator aus Rom erſcheine, um ihm ſeinen Gebieter, „das Mitglied des Rathes der Stadt, den macedoniſchen und römiſchen Bürger Keraunus, Sohn des Ptolemäus, Vorſteher des früher königlichen, jetzt kaiſerlichen Palaſtes auf der Lochias“, zu melden.

Hadrian ließ den armen Burſchen, auf deſſen Stirn heller Angſtſchweiß perlte, mitleidslos und indem er ſich vor Vergnügen die Hände rieb, zu Ende reden.

Um den willkommenen Scherz zu verlängern, hütete er ſich wohl, dem beklagenswerthen Alten einzuhelfen, wenn ſeine ſtammelnde Zunge auf unüberſteigbare Hinderniſſe ſtieß.

Als der Neger endlich die ſchwülſtige Meldung zu Ende gebracht hatte, ſagte Hadrian freundlich:

„Sage Deinem Herrn, er dürfe eintreten.“

Kaum hatte der Sklave das Zimmer verlaſſen, als der Herrſcher ſeinem Günſtlinge zurief:

„Das gibt einen köstlichen Spaß! Wie wird der Jupiter aussehen, dem dieser Adler vorauf fliegt!“

Keraunus ließ nicht lange auf sich warten.

Während er in dem Gange, an dem die Gemächer des Kaisers lagen, auf und nieder gegangen war, hatte sich seine üble Stimmung gesteigert, denn er mußte es wie eine Nichtachtung von Seiten des Baumeisters empfinden, daß er ihn, von dessen Geburt und Würde ihn der Sklave gewiß unterrichtet hatte, mehrere Minuten, die ihm so lang wie Viertelstunden erschienen, allein ließ.

Auch seine Voraussetzung, daß ihn der Römer in eigener Person in sein Zimmer führen würde, sollte keineswegs in Erfüllung gehen, denn des Sklaven Botschaft lautete kurz: „er dürfe eintreten“.

„Sagte er: ‚ich dürfe‘, nicht ‚ich möge‘ oder ‚ich möchte die Güte haben?‘“ fragte der Verwalter.

„‚Er darf‘, hat er gesagt,“ entgegnete der Sklave.

Keraunus rief ein kurzes „So“, rückte den goldenen Reifen auf seinen Locken zurecht, warf den Kopf zurück, kreuzte tief athmend die Arme über der breiten Brust und befahl dem Schwarzen:

„Oeffne die Thür.“

Würdevoll überschritt der Verwalter die Schwelle. Dann verbeugte er sich, um nicht gegen die Höflichkeit zu verstoßen, in's Blaue hinein und wollte schon in scharfen Worten seinen Verweis auszusprechen beginnen, als ein Blick auf den Kaiser, die glänzende Ausschmückung, welche sein Gemach seit gestern erfahren, und wohl auch das recht unfreundlich klingende

Knurren des Molossers ihn veranlaßten, mildere Saiten aufzuziehen.

Sein Sklave war ihm gefolgt und hatte sich zwischen der Thürwand des Gemaches und den Polstern einen sichern Platz gesucht, er selbst aber trat, seine Furcht vor der Dogge besiegend, ein gutes Stück in das Zimmer vor.

Der Kaiser hatte sich auf die Fensterbrüstung gesetzt, drückte seinen Fuß leicht auf den Hals des Molossers und schaute Keraunus wie eine bemerkenswerthe Seltenheit an.

Dabei begegnete sein Blick dem des Verwalters und lehrte diesen, daß er es mit einem größeren Herrn zu thun habe, als er erwartet hatte.

Es lag etwas Ueberwältigendes in der Person des Mannes, der da vor ihm saß; aber gerade darum stellte sich sein Stolz auf die Zehen und wenn auch nicht scharf und ausfallend, wie das in seiner Absicht gelegen, aber doch mit gespreizter Würde fragte er:

„Stehe ich vor dem neuen Gaste der Lochias, dem Baumeister Claudius Venator aus Rom?“

„Du stehst —“ entgegnete der Kaiser und warf Antinous einen schelmischen Seitenblick zu.

„Du hast freundliche Aufnahme in diesem Palaste gefunden. Wie meine Väter, die ihn seit Jahrhunderten verwalten, so weiß auch ich das Gastrecht heilig zu halten.“

„Ich bin überrascht über das hohe Alter Deines Geschlechtes und beuge mich vor Eurer frommen Gesinnung,“ entgegnete Hadrian in ähnlichem Tone

wie der Verwalter. „Was werden wir ſonſt noch von Dir erfahren?“

„Ich kam nicht hieher, um Geſchichten zu erzählen,“ ſagte Keraunus, in dem die Galle ſich regte, weil er ein ſpöttiſches Lächeln am Munde des Fremden wahrzunehmen glaubte, „ich kam nicht hieher, um Geſchichten zu erzählen, ſondern um mich zu beklagen, daß Du als freundlich willkommen geheißener Gaſt Dich ſo wenig beſtrebt zeigſt, Deine Wirthe vor Schaden zu hüten.“

„Was ſoll das?“ fragte Hadrian, erhob ſich von ſeinem Sitze und winkte Antinous, die Dogge feſtzuhalten, denn Argus legte eine beſondere Abneigung gegen den Verwalter an den Tag. Er ſah ihm vermuthlich an, daß er nicht gekommen ſei, um ſeinem Herrn etwas Freundliches zu erweiſen.

„Iſt dieſer gefährliche, die Zähne fletſchende Hund Dein Eigenthum?“ fragte Keraunus.

„Ja.“

„Er hat heute Morgen meine Tochter zu Boden geriſſen und den koſtbaren Krug, mit dem ſie des Morgens gern in's Freie tritt, zertrümmert.“

„Ich hörte von dieſem Unfall,“ entgegnete Hadrian, „und gäbe viel darum, wenn ich ihn ungeſchehen machen könnte. Das Gefäß ſoll Dir reichlich erſetzt werden.“

„Ich bitte Dich, zu dem Uebel, das wir durch Deine Schuld erfahren haben, nicht noch Beleidigungen zu fügen. Ein Vater, deſſen Tochter überfallen und verwundet worden iſt . . .“

„So hat sie Argus dennoch gebissen?“ rief Antinous erschreckt.

„Nein,“ gab Keraunus zurück. „Aber ihr Kopf und ihr Fuß haben, als sie zu Boden gerissen wurde, Verletzungen erfahren und sie leidet Schmerzen.“

„Das ist traurig; und da ich selbst nicht unerfahren in der Heilkunde bin,“ sagte Hadrian, „so will ich dem armen Mädchen gern zu helfen versuchen.“

„Ich besolde einen Heilkünstler von Beruf, der mir und den Meinigen dient,“ erwiederte der Verwalter in abweisendem Ton, „und kam hieher, um zu bitten, oder wenn ich offen sein soll, um zu fordern . . .“

„Was?“

„Erstens, daß man mich um Entschuldigung bittet.“

„Dazu ist der Baumeister Claudius Venator immer bereit, wenn ein Anderer durch seine oder der Seinen Schuld Schaden erleiden mußte. Das Geschehene, ich wiederhole es, thut mir aufrichtig leid, und ich bitte Dich, der Jungfrau, die der Unfall betroffen, sagen zu wollen, ihr Schmerz sei der meine. Was wünschest Du weiter?“

Des Verwalters Züge glätteten sich bei den letzten Worten und er antwortete weniger erregt als vorher:

„Ich muß Dich ersuchen, Deinen Hund an die Kette zu legen, einzusperren oder in anderer Weise unschädlich zu machen.“

„Das ist stark,“ rief der Kaiser.

„Es ist nur eine billige Forderung, auf der ich bestehe,“ entgegnete Keraunus entschieden. „Weder

ich noch meine Kinder ſind ihres Lebens ſicher, ſo lange dieſe wilde Beſtie hier nach Gefallen wüthet.“

Hadrian hatte verſtorbenen Lieblingshunden und Roſſen Denkmäler geſetzt und ſein treuer Argus war ihm nicht weniger theuer, als anderen kinderloſen Männern ihr vierfüßiger Genoſſe; darum erſchien ihm das Verlangen des wunderlichen Dicken ſo frech und ungeheuerlich, daß er unwillig ausrief:

„Thorheit! Man wird den Hund bewachen, und nun nichts weiter.“

„Du legſt ihn an die Kette,“ gab Keraunus mit rollenden Augen zurück, „oder es wird ſich ein Anderer finden, der ihn auf immer unſchädlich macht.“

„Das würde dem feigen Mörder übel bekommen,“ rief Hadrian. „Was meinſt Du, Argus?“

Die Dogge richtete ſich bei dieſen Worten auf und würde dem Verwalter an die Kehle geſprungen ſein, wenn ſie ihr Herr und Antinous nicht zurückgehalten hätten.

Keraunus fühlte ſich von dem Moloſſer bedroht, aber er hätte ſich in dieſem Augenblicke von ihm zerreißen laſſen ohne zurückzuweichen, ſo ganz beherrſchte ihn der aus ſeinem verletzten Stolz entſprungene Ingrimm.

„Alſo auch auf mich ſoll in dieſem Hauſe der Hund gehetzt werden?“ fragte er herausfordernd und ſtemmte ſeine linke Fauſt in die Seite. „Jedes Ding hat ſeine Grenze, und ſo auch meine Geduld mit dem Gaſte, der trotz ſeiner reifen Jahre jede Rückſicht vergißt. Ich werde dem Präfekten Titianus melden,

wie Du Dich hier aufführſt, und der Kaiſer ſoll, wenn er hier iſt, erfahren . . ."

„Was?" lachte Hadrian.

„Was Du Dir gegen mich herausnimmſt."

„Bis dahin bleibt die Dogge wo ſie iſt, und zwar unter guter Aufſicht. Aber Mann, laß Dir im Voraus ſagen, Hadrian iſt den Hunden eben ſo freundlich geſinnt wie ich, und mir noch freundlicher als den Hunden."

„Wir werden ja ſehen," grollte Keraunus. „Ich oder die Dogge!"

„Ich fürchte, es wird heißen, die Dogge."

„Und damit beginge Rom einen neuen Gewaltſtreich," rief Keraunus und ſeine Augen rollten dabei von der linken zur rechten Seite und wieder zurück. „Ihr habt den Ptolemäern Aegypten genommen."

„Mit gutem Grunde, und außerdem ſind das verjährte Geſchichten."

„Das Recht verjährt nicht wie eine ſchlechte Schuld."

„Doch es wird hinfällig mit den Perſonen, auf die es Bezug hat. Wie lange gibt es keine Lagiden mehr!"

„Das glaubt ihr, weil es euch nützlich ſcheint, es zu glauben," entgegnete der Verwalter. „In dem Manne, der hier vor Dir ſteht, fließt das Blut der macedoniſchen Fürſten dieſes Landes. Mein älteſter Sohn trägt den Namen des Ptolemäus Helios, mit dem, wie ihr vorgebt, der letzte Lagide dahin ging."

„Der gute, kleine, blinde Helios," fiel der ſchwarze

Sklave ſeinem Herrn in die Rede, denn er war gewohnt, den Namen des unglücklichen Kleinen wie einen Schild zu benützen, wenn ſich Keraunus in bedenklicher Stimmung befand.

„Alſo blind iſt der letzte Nachkomme des Lagus,“ lachte der Kaiſer. „Rom kann ſeine Anſprüche abwarten. Aber ich werde dem Kaiſer mittheilen, einen wie gefährlichen Prätendenten dieß Haus beherbergt.“

„Gib mich an, verklage, verleumde mich,“ rief der Verwalter verachtungsvoll. „Aber ich laſſe mich nicht treten. Geduld! Geduld! Du wirſt mich kennen lernen!“

„Und Du den Moloſſer,“ entgegnete Hadrian, „wenn Du nicht augenblicklich mit Deiner mauſernden Krähe dort dieß Zimmer verläßt.“

Keraunus winkte ſeinem Sklaven und wandte ohne Gruß ſeinen Feinden den Rücken.

Auf der Schwelle des Gemaches blieb er noch einen Augenblick ſtehen und rief Hadrian zu:

„Verlaß Dich darauf; ich klage im Rath und ſchreibe dem Kaiſer, wie man ſich hier gegen einen macedoniſchen Bürger zu handeln erdreiſtet.“

Als der Verwalter das Gemach verlaſſen hatte, ließ Hadrian den Moloſſer frei, welcher wüthend auf die Thür losſtürzte, die ſich zwiſchen ihm und dem Gegenſtande ſeiner Abneigung geſchloſſen hatte.

Hadrian gebot ihm Ruhe und ſagte dann, indem er ſich an ſeinen Liebling wandte:

„Ein Ungethüm von einem Manne! Lächerlich und dabei widerwärtig im höchſten Grade! Wie die

Wuth in ihm tobte, und doch zu keinem rechten Ausbruch zu kommen vermochte! Vor ſolchen verſtockten Geſellen bin ich gern auf der Hut. Gebt Acht auf meinen Argus und bedenkt, daß wir in Aegypten ſind, dem Lande, das, wie ſchon Homer ſagt, voll iſt von Giften. Maſtor ſoll die Augen offen halten; da iſt er ja endlich.“

Fünfzehntes Kapitel.

Als der Leibſklave des Kaiſers ſich aufgemacht hatte, um der von dem Moloſſer ſeines Herrn bedrohten Selene Hülfe zu leiſten, war ihm ſchon etwas begegnet, das er nicht vergeſſen konnte, hatte er einen Eindruck empfangen, den er nicht zu verwiſchen vermochte, hatten Worte und Klänge ſeine Seele berührt, die unaufhörlich in ihr nachtönten und ihm Herz und Sinn ſo mächtig berückten, daß er befangen und halb im Traume ſeinem Herrn die Handreichungen leiſtete, welche er ſonſt Morgen für Morgen friſch und mit aller Aufmerkſamkeit zu verrichten gewohnt war.

Sommer und Winter pflegte Maſtor vor Sonnenaufgang das Schlafgemach ſeines Herrn zu verlaſſen, um alles vorzubereiten, was Hadrian bedurfte, wenn er ſich von ſeinem Lager erhob.

Da gab es die Goldbeſchläge an der ſchmalen Beinſchiene und den Lederriemen, die zu den Soldatenſtiefeln ſeines Herrn gehörten, zu putzen, ſeine Kleider zu lüften und neu mit dem kaum merklichen, zarten

Wohlgeruch, den er liebte, zu besprengen; die meiste Zeit aber nahmen die Vorbereitungen für das Bad Hadrian's in Anspruch.

Auf der Lochias gab es noch nicht, wie zu Rom in den Kaiserpalästen, wohleingerichtete Bäder, und doch wußte der Diener, daß sein Herr auch hier eine Fülle von Wasser brauchen würde.

Man hatte ihm gesagt, er möge sich, sobald er etwas für seinen Gebieter bedürfen sollte, an den Baumeister Pontius wenden. Er fand diesen Letztern, ohne ihn zu suchen, vor dem für Hadrian bestimmten Wohngemache, dem er, während der Kaiser schlief, mit seinen Gehülfen ein behagliches und dem Auge zusagendes Ansehen zu geben bestrebt war.

Der Architekt verwies den Sklaven auf die Arbeiter, welche im ersten Vorhof des Palastes mit der Legung des Pflasters beschäftigt waren. Diese Leute sollten ihm so viel Wasser, wie er nur immer brauchte, herzutragen.

Den Leibdiener des Kaisers enthob seine Stellung von dergleichen niedrigen Diensten, aber auf der Jagd, auf Reisen und wo es noththat, pflegte er sie ungefragt und gern zu verrichten.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als er in den Hof trat.

Viele Sklaven lagen dort noch auf ihren Matten und schliefen, andere hatten sich um ein Feuer gelagert und warteten auf ihre Suppe, welche ein Knabe und ein alter Mann mit hölzernen Stäben umrührten.

Weder die Einen noch die Anderen wollte Mastor

ſtören, er ging vielmehr auf eine Gruppe von Arbeitern zu, die ſich erſt nur mit einander zu unterhalten ſchienen, jetzt aber aufmerkſam auf die Rede eines alten Mannes hörten, der ihnen wohl eine Geſchichte erzählte.

Das Herz des armen Burſchen war ſehr ſchwer und ſein Sinn nicht auf Märchen und Kurzweil gerichtet.

Das Leben war ihm ganz vergällt.

Die Dienſtleiſtungen, welche von ihm verlangt wurden, ſchienen ihm ſonſt eine alles Andere überragende Wichtigkeit zu beſitzen, aber heute war es anders.

Er hatte die dunkle Empfindung, als habe ihn das Schickſal ſelbſt von all' ſeinen Pflichten entbunden, als habe das Unglück das Band zerſchnitten, welches ihn an ſeinen Dienſt und den Kaiſer feſſelte, und ihn zu einem einſamen und auf ſich ſelbſt geſtellten Manne gemacht.

Es kam ihm auch in den Sinn, ob er nicht die Goldſtücke, die ihm Hadrian und reiche Leute, welche früher als Andere aus dem Wartezimmer vor die Perſon des Kaiſers geführt zu werden wünſchten, zugeworfen oder in die Hand geſteckt hatten, zuſammennehmen, die Flucht ergreifen und, was er beſaß, in den Schenken der großen Stadt, beim Wein und mit luſtigen Dirnen verjubeln ſollte.

Was dann geſchah, konnte ihm gleich ſein.

Wenn man ihn wieder einfing, ſo wurde er vielleicht zu Tode gepeitſcht; aber er hatte Fußtritte

und Schläge genug bekommen, ehe er in den Dienst des Kaisers gelangte, ja als er nach Rom geschleppt wurde, war er sogar einmal mit Hunden gehetzt worden. Kam er um sein Leben, was that's? Einmal war ja doch alles vorbei, und die Zukunft schien ihm nichts zu bieten, als Uebermüdung im Dienst eines ruhelosen Herrn, Kummer und Hohn.

Er war ein grundguter Mensch, der Niemand ein Leid zufügen mochte und dem es sogar schwer fiel, Andere in ihrem Vergnügen oder ihrer Unterhaltung zu stören.

Heute war er am wenigsten dazu geneigt, denn wem das Herz weh thut, der empfindet fein, wie es seinesgleichen zu Muthe ist.

Als er sich der Arbeitergruppe, aus der er sich seine Wasserträger wählen wollte, genähert hatte, beschloß er, den Erzähler, an dessen Lippen die Blicke der ihn umgebenden Leute hingen, ausreden zu lassen.

Der Schein des Feuers unter dem Suppenkessel fiel auf das Antlitz des Redenden.

Er war ein alter Arbeiter, aber ein freier Mann, das verriethen seine langen Haare. Wegen seines vollen weißen Bartes fühlte sich Mastor geneigt, ihn für einen Juden oder Phönizier zu halten. Es war nichts Ungewöhnliches an dem mit einem ärmlichen Kittel bekleideten Greise, als seine eigenthümlich glänzenden, unbewegt gen Himmel gerichteten Augen und die schräge Richtung seines Hauptes, dessen linke Seite sich an die erhobenen Hände schmiegte.

„Und nun," sagte der Erzähler, indem er die

Arme ſinken ließ, „laßt uns wieder an die Arbeit gehen, Brüder! ‚Im Schweiße eures Angeſichtes ſollt ihr euer Brod eſſen‘, ſo ſteht es geſchrieben. Uns Alten fällt es manchmal ſchwer, die Steine zu heben und den ſteifen Rücken ſo lange zu krümmen, aber wir ſind ja einer ſchöneren Zeit näher, als ihr es ſeid. Das Leben wird uns allen nicht leicht, aber der Herr hat ja gerade uns, die wir ſchwere Mühe und Laſt tragen, vor allen Anderen zu Gaſte geladen, und die Sklaven unter uns gewiß nicht am letzten.“

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken,“ unterbrach ein jüngerer Mann den Alten, indem er die Worte Chriſti wiederholte.

„Ja, ſo ſpricht der Heiland,“ ſagte der Alte in zuſtimmendem Ton, „und dabei hat er gewiß an uns gedacht. Ich ſagte ſchon: wir haben's nicht leicht, aber um wie viel ſchwerer war doch die Laſt, die Er freiwillig auf ſich nahm, um uns vom Leid zu erlöſen. — Arbeiten muß Jeder, muß auch der Kaiſer, Er aber, der in ſeines Vaters Herrlichkeit leben konnte, ließ ſich verſpotten und verhöhnen und in's Antlitz ſpeien, ließ ſich Dornen in die arme Stirn drücken, trug ſein ſchweres Kreuz, deſſen Gewicht ihn erdrückte, und litt den qualvollſten Tod, und das alles um unſeretwillen, ohne zu murren. Aber er litt nicht vergebens, denn der Herr nahm das Opfer ſeines Sohnes an und that ihm den Willen und ſagte: ‚Alle, die an ihn glauben, ſollen nicht verloren ſein, ſondern das ewige Leben haben.‘ — So mag denn

ein neuer ſchwerer Tag beginnen, ſo mögen ihm denn tauſend ſchwerere folgen, ſo mag denn der Tod das Leben beſchließen: wir glauben an unſeren Erlöſer, wir haben Gottes Verſprechen, uns aus Leid und Jammer in ſeinen Himmel zu laden und uns für eine kurze Zeit des Elends in dieſer Welt nie endende Jahrtauſende der Freude zu ſchenken. — Geht nun an die Arbeit. Für Dich, mein Knakias, arbeitet wohl der rüſtige Krates, bis Deine Finger geheilt ſind. Wenn das Brod vertheilt wird, ſo denke doch Jeder an die Kinder des guten, ſeligen Philammon. Dir, mein armer Gibbus, wird das Schaffen heute ſauer werden. Der Herr dieſes Mannes, meine lieben Brüder, hat geſtern ſeine beiden Töchter an einen Händler aus Smyrna verkauft. Wenn nicht hier in Aegypten oder in einem andern Lande, mein Gibbus, ſo findet ihr euch doch bei unſerem himmliſchen Vater wieder, darauf vertraue. Das Erdenleben iſt unſer Weg, das Ziel iſt der Himmel, und der Führer, welcher uns lehrt es nie zu verfehlen, iſt unſer Erlöſer. Mühe und Arbeit, Kummer und Leid ſind leicht für Jeden zu tragen, der da weiß, daß wenn der Feierabend naht, ihm der König der Könige ſeine Wohnung öffnen wird, um ihn als lieben Gaſt in ſein Haus zu rufen, das alle, die uns theuer waren, beherbergt."

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken," ſprach wiederum mit lauter Stimme ein Mann aus dem rings um den Alten lagernden Kreiſe.

Der Greis ſtand auf, winkte einem Knaben, der Brod zu gleichen Theilen unter die Arbeiter vertheilte, und griff nach einem Henkelkruge, um einen größeren hölzernen Becher mit Wein zu füllen.

Maſtor war kein Wort von dieſer Rede entgangen, und das mehrmals wiederholte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken“, klang in ihm wieder wie das Gaſtgebot eines freundlichen, zu ſchönen Tagen der Freiheit und Freude ladenden Wirthes.

In der Nacht ſeines Kummers zeigte ſich ein ferner leuchtender Schimmer, der einen neuen Morgen zu verheißen ſchien, und ehrerbietig nahte er ſich dem Alten, um ihn zunächſt zu fragen, ob er der Aufſeher der um ihn verſammelten Arbeiter ſei.

„Der bin ich,“ entgegnete der Greis und wies ihm, ſobald er gehört hatte, was Maſtor im Auftrage des leitenden Baumeiſters begehre, einige jüngere Sklaven zu, die ſchnell das nöthige Waſſer herbeiſchafften.

Pontius begegnete dem Diener des Kaiſers und ſeinen Krugträgern und ſagte ſo laut, daß Maſtor ihn verſtand, zu dem ihn begleitenden Bildhauer Pollux:

„Des Baumeiſters Sklave läßt heute ſeinen Herrn von Chriſten bedienen. Das ſind ordentliche, nüchterne Arbeiter, die ſtill ihre Pflicht thun.“

Während Maſtor ſeinem Herrn Tücher reichte, ihn trocknete und ankleidete, war er weit weniger als ſonſt bei der Sache, denn die Worte, welche er aus dem

Munde des alten Aufſehers vernommen hatte, kamen ihm nicht aus dem Sinn.

Er hatte ſie nicht alle verſtanden, aber wohl begriffen, daß es einen freundlichen Gott gäbe, der in eigener Perſon die ſchwerſten Qualen erlitten, der den Armen, den Elenden und Sklaven beſonders hold ſei, und ſie zu erquicken, zu tröſten und mit allen, die ihnen einſt theuer geweſen, zuſammenzuführen verheiße.

Das „Kommet her zu mir“ klang ihm wieder und immer wieder ſo heimlich und warm an's Herz, daß er dabei erſt an ſeine Mutter denken mußte, die ihn manchmal, als er noch ein Kind war, gerufen hatte, um ihn, wenn er auf ſie zugeeilt war, in ihren weit geöffneten Armen aufzufangen und an's Herz zu ziehen. Ebenſo hatte er es mit ſeinem kleinen verſtorbenen Sohne mehr als einmal gemacht, und die Empfindung, daß es Jemanden geben könnte, der ihn, den verlaſſenen, einſamen Mann, liebreich zu ſich heranrufen könnte, um ihn von ſeinem Leid zu erlöſen, um ihn mit ſeiner Mutter, ſeinem Vater und ſeinen in der fernen verlorenen Heimat zurückgebliebenen Lieben wieder zu vereinigen, nahm ſeinem Kummer die Hälfte ſeiner Bitterkeit.

Er war gewohnt, auf alles zu hören, was in des Kaiſers Nähe geſprochen wurde, und hatte von Jahr zu Jahr mehr davon zu verſtehen gelernt.

Oft war über die Chriſten geredet worden, und zwar gewöhnlich als von irregeleiteten und gefährlichen Thoren.

Es hieß auch von mehreren ſeiner Mitſklaven, ſie wären chriſtliche Narren, manchmal aber hatten beſonnene Männer und zu Zeiten ſogar Hadrian ſelbſt für die Chriſtianer Partei genommen.

Jetzt hatte Maſtor zum erſten Male aus ihrem eigenen Munde gehört, was ſie glaubten und hofften, und während er ſeinen Dienſt verrichtete, konnte er es kaum erwarten, den alten Pflaſterleger wiederum aufzuſuchen, ihn zu befragen und die Hoffnungen, welche ſeine Worte in ihm erweckt hatten, von ihm beſtätigt zu hören.

Sobald Hadrian mit Antinous das Wohngemach betreten hatte, war Maſtor auf den Hof zu den Chriſten geeilt. Dort verſuchte er mit dem Aufſeher ein Geſpräch über ſeinen Glauben anzuknüpfen, aber der Alte erwiederte ihm, alles habe ſeine Zeit. Jetzt dürfe die Arbeit nicht unterbrochen werden, nach dem Untergange der Sonne möge er wiederkommen, dann würde er ihm von Demjenigen reden, welcher verheißen habe, die Leidtragenden zu erquicken.

Maſtor dachte nicht mehr an Flucht.

Als er wieder vor ſeinen Gebieter trat, lag ein ſo ſonniger Glanz in ſeinen blauen Augen, daß Hadrian die ſcheltenden Worte, welche er für ihn bereit hielt, unausgeſprochen ließ und, mit dem Finger auf ihn weiſend, Antinous lachend zurief:

„Ich glaube, der Schelm hat ſich ſchon getröſtet und ein neues Weibchen gefunden. Laß auch uns, ſo gut es gehen will, dem Horaz folgen und den heutigen Tag genießen. Die Zukunft gehen zu laſſen

wie ſie mag, kann ſich der Dichter erlauben, ich nicht, denn leider bin ich ja Kaiſer.“

„Rom weiß den Göttern Dank, daß Du es biſt,“ entgegnete Antinous.

„Was der Junge manchmal für gute Worte findet,“ lachte Hadrian und ſtrich ſeinem Liebling über die braunen Locken. „Jetzt arbeite ich bis Mittag mit Phlegon und Titianus, den ich erwarte, und dann wird es vielleicht etwas zu lachen geben. Frage den langen Bildhauer hinter den Schranken, zu welcher Stunde Balbilla ihm zu ſeiner Büſte zu ſitzen gedenkt. Man muß die Arbeiten des Baumeiſters und der alexandriniſchen Künſtler auch bei Tage betrachten; das haben ſie mit ihrem Eifer verdient.“

Hadrian begab ſich in das Gemach, woſelbſt ſein Geheimſchreiber die aus Rom und der Provinz eingelaufenen Briefe und Schriften, welche der Kaiſer zu leſen und zu unterſchreiben hatte, für ihn bereit hielt.

Antinous blieb allein in dem Wohngemach zurück und ſchaute eine Stunde lang den Schiffen zu, die in dem Hafen vor Anker gingen oder die Rhede verließen, und freute ſich an den ſchnellen Booten, die, wie Weſpen die reifen Früchte, die großen Fahrzeuge umſchwärmten. Dann hörte er auf den Geſang der Matroſen und das Spiel des Flötiſten, der den Takt des Ruderſchlages auf dem Dreiruderer leitete, welcher eben den kaiſerlichen Privathafen dicht unter ihm verließ. Auch die reine Bläue des Himmels und die Wärme des ſchönen Morgens erfreute ihn, und er

fragte ſich, ob der leichte, den Hafen umwehende Theergeruch angenehm ſei oder nicht.

Als die Sonne höher ſtieg, blendete ihn ihr grelles Licht.

Gähnend zog er ſich von dem Fenſter zurück, ſtreckte ſich auf einem Polſter aus und ſchaute gedankenlos und ohne ſich um die Gegenſtände zu kümmern, welche die verblichenen Gemälde an der Decke des Zimmers darſtellen ſollten, zu ihnen hinauf.

Der Müßiggang war längſt die Thätigkeit ſeines Lebens geworden, aber ſo ſehr er ſich auch an ihn gewöhnt hatte, ſo empfand er doch noch manchmal ſeinen grauen Schatten, die Langeweile, als eine widerwärtige, ſtörende Beeinträchtigung der Lebensluſt.

Gewöhnlich dachte er in ſolchen einſamen Stunden müßiger Träumerei an die Seinen in Bithynien, von denen er vor dem Kaiſer nicht reden durfte, oder auch an Jagdzüge, die er mit Hadrian unternommen hatte, an erlegtes Wildpret, an Fiſche, die er, ein guter Angler, erbeutet hatte, oder dergleichen.

Was die Zukunft bringen würde, kümmerte ihn nicht, denn Schaffensluſt, Ehrgeiz und alles, was einer leidenſchaftlichen Regung gleich ſah, war bis dahin ſeiner Seele fremd geblieben.

Die Bewunderung, welche ſeine Schönheit überall erregte, freute ihn nicht, und manchmal war es ihm zu Muth, als lohne es ſich nicht, ein Glied zu rühren oder Athem zu holen.

Faſt alles, was er ſah, war ihm völlig gleichgültig, nur nicht ein gutes Wort aus dem Munde

des Kaiſers, der ihm über alles Menſchenmaß groß zu ſein ſchien, den er fürchtete wie das Schickſal und mit dem er ſich doch verbunden fühlte wie die Blume mit dem Baum, die ſterben muß, wenn man den Stamm vernichtet, an dem ſie wie ein freundlicher Zierat flattert.

Als er ſich heute auf dem Divan ausſtreckte, nahmen ſeine Träumereien eine neue Richtung.

Er mußte des blaſſen Mädchens gedenken, das er vor den Zähnen des Moloſſers gerettet, der weißen, kalten Hand, die ſich einen Augenblick um ſeinen Hals geſchlungen, und der kühlen Worte, mit denen ſie ihn dann zurückgewieſen hatte.

Antinous begann ſich mächtig nach Selene zu ſehnen, derſelbe Antinous, dem in allen Städten, die er mit dem Kaiſer beſuchte, und beſonders zu Rom die gefeierten Schönen Blumenſträuße und zärtliche Briefe zutragen ließen, und der doch, ſeitdem er ſeine Heimat verlaſſen, noch nie für ein weibliches Weſen auch nur halb ſo große Theilnahme empfunden hatte, wie für das Jagdpferd, das ihm der Kaiſer geſchenkt, oder für den großen Moloſſer.

Wie athmender Marmor kam ihm dieſes Mädchen vor. Vielleicht mußte Derjenige ſterben, den ſie an ihre kühle Bruſt ſchloß; aber ſolcher Tod mußte wonnevoll ſein, und es ſchien ihm tauſendmal ſeliger, mit erſtarrtem Blut als durch überſchnelle Schläge des Herzens zu Grunde zu gehen.

„Selene,“ murmelten ſeine Lippen mehrmals mit leiſem Beben; eine ſeinem ſtillen Weſen fremde, ſich

durch alle seine Glieder fortpflanzende Unruhe bemächtigte sich seiner, und er, der sonst stundenlang ohne sich zu regen auf einem Polster ausgestreckt liegen und träumen konnte, sprang jetzt von seinem Lager auf und durchmaß tief athmend mit langen Schritten das Gemach.

Leidenschaftliche Sehnsucht nach Selene trieb ihn auf und nieder, und der Wunsch, sie wiederzusehen, härtete sich zum Vorsatz und trieb ihn an, emsig auf Mittel und Wege zu sinnen, sie vor der Rückkehr des Kaisers wieder zu sehen.

Ohne Weiteres in die Wohnung ihres empörten Vaters zu bringen, schien ihm unmöglich, und doch war er gewiß, sie dort zu finden, denn ihr verletzter Fuß hielt sie sicher im Hause zurück.

Sollte er den Verwalter wieder um Brod und Salz angehen?

Aber in Hadrian's Namen durfte er nach dem Auftritte, der vor Kurzem hier stattgefunden hatte, Keraunus um nichts ersuchen.

Sollte er hingehen und ihr einen neuen Krug an Stelle des zerbrochenen bringen? Das würde den hochmüthigen Mann von neuem empören.

Sollte — sollte — sollte er nicht. Nein, dieß alles war völlig unmöglich! Aber das, das, ja das war das Rechte!

In seinem Salbenkasten standen einige Essenzen, die ihm der Kaiser gegeben. Von diesen wollte er ihr eine anbieten, um sie, mit Wasser verdünnt, auf ihren kranken Fuß zu legen.

Dieſe That des Mitleids konnte auch ſein Gebieter, der ſelbſt ſeine Kenntniſſe in der Heilkunſt gern an Kranken erprobte, nicht mißbilligen.

Sogleich rief er Maſtor und befahl ihm, den Moloſſer, welcher ihm bei ſeinen Wanderungen durch das Zimmer gefolgt war, zu hüten; dann ging er in ſein Schlafgemach, nahm dort ein Fläſchchen von äußerſt koſtbarem Stoff, das ihm Hadrian an ſeinem letzten Geburtstage geſchenkt und welches früher Trajan's Gattin Plotina beſeſſen hatte, und begab ſich in die Wohnung des Verwalters. Bei den Stufen, auf denen er Selene gefunden hatte, begegnete er dem ſchwarzen Sklaven mit einigen Kindern.

Der Alte war aus Furcht vor der Dogge des Römers hier ſitzen geblieben.

Antinous trat zu dem Sklaven heran und bat denſelben, ihn zur Wohnung ſeines Herrn zu führen.

Der Neger ging ihm ſogleich voran, öffnete die Thür des Vorgemachs und ſagte, indem er mit dem Finger nach dem Wohnzimmer wies:

„Dort, aber Keraunus iſt ausgegangen.“

Ohne ſich weiter um Antinous zu kümmern, ging der Sklave zu den Kindern zurück, der Bithynier aber blieb unſchlüſſig mit ſeinem Fläſchchen ſtehen, denn außer Selenens Stimme hörte er auch die eines andern Mädchens und die tiefere eines Mannes.

Er zauderte noch, als ihn Arſinoe's laute Frage: „Wer kommt da?“ zu weiterem Vorſchreiten nöthigte.

In dem Wohngemache ſtand Selene in einem langen, hellen Gewande und mit dem Schleier über

dem Haupte, wie zum Ausgehen gerüſtet, ihre jüngere Schweſter aber ſchwebte ſo, daß ihre Fußſpitzen den Erdboden berührten, an dem Rand eines Tiſches, auf dem viele alterthümliche Dinge lagen.

Vor ihr ſtand ein phöniziſcher Herr in mittleren Jahren, der einen ſchön geſchnitzten Becher in der Hand hielt. Er ſchien mit der Jungfrau um ihn zu handeln.

Keraunus hatte ſich heute wiederum zu einem Kunſthändler begeben, ihn aber nicht zu Hauſe getroffen und in ſeinem Magazin die Aufforderung zurückgelaſſen, Hiram möge ihn in ſeiner Wohnung auf der Lochias beſuchen, denn er könne ihm dort werthvolle Seltenheiten zeigen.

Der Phönizier war vor der Heimkehr des Verwalters, der in einer Sitzung des Raths feſtgehalten wurde, bei Keraunus eingetreten und Arſinoe zeigte ihm nun ihres Vaters Schätze, deren Vorzüge ſie mit großer Beredtſamkeit hervorhob.

Leider that Hiram nicht viel höhere Gebote als der geſtern Abend von dem Verwalter ſo übel heimgeſandte Gabinius.

Selene war von vorn herein des Mißerfolges gewiß geweſen und wünſchte dem Handel bald ein Ende zu machen, denn die Stunde nahte, in der ſie ſich mit Arſinoe in die Papyrusfabrik begeben mußte. Der Weigerung ihrer Schweſter, ſie zu begleiten, und der Bitte der Sklavin, wenigſtens heute ihren Fuß zu ſchonen, hatte ſie ein feſtes: „Ich gehe!“ entgegengeſetzt.

Des Jünglings Erſcheinen verſetzte die Mädchen in einige Unruhe.

Selene erkannte ihn ſogleich, Arſinoe fand ihn ſchön, aber linkiſch; der Kunſthändler aber ſah ihn voller Bewunderung an und bot ihm zuerſt ſeinen Gruß.

Antinous erwiederte denſelben, verneigte ſich vor den Schweſtern und ſagte dann, indem er ſich an Selene wandte:

„Wir hörten, Du wäreſt am Kopfe verwundet und Dein Fuß ſei beſchädigt, und weil wir doch an Deinem Unfalle ſchuld ſind, ſo möchten wir Dir dieß Fläſchchen anbieten, das ein gutes Mittel gegen ſolche Schäden enthält.“

„Ich danke Dir,“ entgegnete die Jungfrau; „aber ich fühle mich wieder ſo gut, daß ich auszugehen verſuchen will.“

„Das ſollteſt Du nicht thun,“ bat Antinous dringend.

„Ich muß,“ gab Selene ernſt zurück.

„So behalte wenigſtens das Fläſchchen, um Umſchläge zu machen, wenn Du heimkehrſt. Zehn Tropfen in ein Gefäß wie dieß da, voll Waſſer.“

„Ich kann es verſuchen, wenn ich zurück bin.“

„Thu' es, und Du wirſt ſehen, wie heilſam es iſt. Du biſt uns doch nicht mehr böſe?“

„Nein.“

„Das freut mich!“ rief er und ſchaute Selene mit ſeinen großen Träumeraugen voll ſtiller Leidenſchaft an.

Ihr mißfiel dieſer Blick, und kühler als vorher fragte ſie den Bithynier:

„An wen geb' ich dieß Fläſchchen zurück, wenn ich ſeinen Inhalt benützt habe?“

„Behalte es, bitte,“ bat Antinous. „Es iſt ſchön und gewinnt doppelten Werth für mich, wenn Du es beſitzeſt.“

„Hübſch iſt es, aber ich mag keine Geſchenke.“

„So zerſchlag' es, wenn Du es gebraucht haſt. Du haſt uns den ſchlimmen Streich der Dogge doch nicht verziehen, und es thut uns ſo herzlich leid, daß unſer Hund . . .“

„Ich zürne Dir nicht. — Arſinoe, gieße doch die Arznei in ein Schälchen.“

Die jüngere Tochter des Verwalters that ſogleich wie ihr geheißen, und als ſie dabei bemerkte, wie hübſch das Fläſchchen war und in wie vielen Farben es glänzte, ſagte ſie unbefangen:

„Wenn meine Schweſter es nicht will, ſo ſchenke es mir. Wie kann man nur um ſo ein Nichts ſolch Aufhebens machen, Selene!“

„So nimm es,“ ſagte Antinous und ſchaute ängſtlich zu Boden, denn jetzt kam ihm auf einmal in den Sinn, wie hoch der Kaiſer dieß kleine Gefäß geſchätzt hatte, und daß er ihn vielleicht ſpäter einmal darnach fragen könnte.

Selene zuckte die Achſeln und rief, indem ſie den Schleier über die Stirn zog, ihrer Schweſter mit einem unzufriedenen Blicke zu:

„Es iſt hohe Zeit.“

„Ich mag heute nicht,“ entgegnete Arſinoe trotzig, „und es iſt Unſinn, daß Du mit Deinem geſchwollenen Fuß eine Viertelſtunde lang gehen willſt.“

„Es wäre beſſer, wenn Du Dich ſchonteſt,“ ſagte der Kunſthändler höflich, und Antinous fügte beſorgt hinzu:

„Wenn ſich Dein Leiden verſchlimmert, ſo verſchärfſt Du den Vorwurf, den wir uns machen.“

„Ich muß gehen,“ entgegnete Selene entſchieden, „und Du kommſt mit mir, Schweſter.“

Dieſe Worte ſprach ſie nicht aus Eigenſinn, nein, die herbe Nothwendigkeit drängte ſie auf ihre Lippen.

Sie durfte heute in der Papyrusfabrik nicht fehlen, denn der Wochenlohn für Arſinoe und ihre eigene Arbeit ſollte ausgezahlt werden. Außerdem blieben morgen und vier andere Tage die Werkſtätten und Kaſſen geſchloſſen, denn der Kaiſer hatte dem reichen Beſitzer der Fabrik zugeſagt ſie zu beſuchen, und zu Hadrian's Ehre ſollte viel Schadhaftes in den alten Räumen hergeſtellt und mancherlei Zierat an dem ſchmuckloſen Hauſe angebracht werden.

Heute von der Werkſtätte fern zu bleiben, hieß nicht nur den Lohn einer Woche, ſondern den von zwölf Tagen einbüßen, denn es war den Arbeitern eröffnet worden, daß ihnen als Zeichen der Freude über den kaiſerlichen Beſuch der volle Sold für die freie Zeit ausgezahlt werden ſolle. Selene aber brauchte Geld für die Erhaltung der Ihren und mußte darum auf ihrem Willen beſtehen.

Als sie sah, daß Arsinoe keine Miene machte ihr zu folgen, fragte sie sie mit strengem Ernst noch einmal:

„Wirst Du kommen? ja oder nein!“

„Nein,“ rief Arsinoe trotzig und setzte sich fester auf den Tischrand.

„So soll ich allein gehen?“

„Hier bleiben sollst Du!“

Selene trat noch einmal näher auf ihre Schwester zu und schaute sie fragend und vorwurfsvoll an.

Aber Arsinoe bestand auf ihrem Willen.

Wie ein schmollendes Kind verzog sie den Mund, schlug mit den Handflächen, auf die sie sich gestützt hatte, dreimal auf den Tisch und rief ihr ebenso oft „Nein“ zu. Da winkte Selene der alten Sklavin, befahl ihr, in dem Wohnzimmer zu bleiben, bis ihr Vater zurückkehren würde, grüßte den Kunsthändler freundlich, Antinous aber nur mit einer gleichgültigen Neigung des Kopfes, und verließ das Zimmer.

Der Jüngling folgte ihr und traf mit ihr bei den Kindern zusammen. Sie zog ihnen die Kleidchen zurecht und gebot ihnen wegen des bösen Hundes von dem Gange fern zu bleiben.

Antinous strich dem kleinen blinden Helios über den hübschen Lockenkopf und fragte sie, als sie sich anschickte, die Treppe hinan zu steigen:

„Darf ich Dir helfen?“

„Ja,“ sagte sie, denn schon auf der ersten Stufe empfand sie einen stechenden Schmerz im Beine und hielt dem jungen Mann ihren Ellenbogen hin, damit er ihn mit seiner Hand unterstütze.

Ihre Antwort würde ſicher „Nein“ gelautet haben, wenn ſie auch nur das Geringſte für den Liebling des Kaiſers empfunden hätte; aber ſie hatte das Bild eines andern Mannes im Herzen und ſah nicht einmal, daß Antinous ſchön war.

So ſchnell hatte das Herz des Bithyniers noch nie geſchlagen, wie während der kurzen Augenblicke, in denen es ihm jetzt geſtattet war, Selenens Arm zu berühren.

Er fühlte ſich wie berauſcht, aber er nahm dennoch wahr, daß ſie Schmerzen litt, während ſie die wenigen Stufen der kleinen Treppe hinanſtieg.

„Bleibe doch heute zu Hauſe und ſchone Dich,“ bat er noch einmal mit unſicherer Stimme.

„Ihr langweilt mich,“ antwortete ſie verdroſſen. „Ich muß gehen und hab' es nicht weit.“

„Darf ich Dich begleiten?“

Sie lachte auf und entgegnete mit leiſem Hohn in der Stimme:

„Gewiß nicht! Führe mich nur durch den Gang, damit der Hund mich nicht wieder anfällt; dann gehe wohin Du willſt, nur nicht mit mir.“

Er gehorchte ihr, und als er ihr da, wo der Gang an einen größeren Saal ſtieß, „Lebewohl“ ſagte, dankte ſie ihm mit einigen freundlichen Worten.

Es gab zwei Wege, um aus ihres Vaters Wohnung in's Freie zu gelangen. Der eine führte durch das Rondel mit den Köpfen der ptolemäiſchen Frauen über viele Terraſſen treppauf treppab in den erſten Hof, der andere in ebener Fläche durch die Zimmer und Säle des Palaſtes.

Sie mußte den letzteren wählen, weil es ihr unmöglich geweſen wäre, mit dem ſchmerzenden Fuße ohne Hülfe viele Stufen zu erklimmen und von ihnen herniederzuſteigen, aber ſie entſchied ſich ungern für dieſen Weg, denn ſie wußte, wie viele Männer gerade hier mit Erneuerungsarbeiten beſchäftigt waren.

Um ſicher zu gehen, nahm ſie ſich vor, ihren Geſpielen zu bitten, ſie durch die Schaaren der Werkleute und rohen Sklaven bis zum Hauſe ſeiner Eltern zu führen.

Auch dieſer Entſchluß ward ihr nicht leicht, denn ſeit dem Nachmittage, an dem Pollux die Büſte ihrer Mutter ihrer Schweſter Arſinoe eher als ihr gezeigt hatte, grollte ſie dem Bildhauer, dem ſich noch jüngſt ihre ermattete, liebesarme Seele weit, weit geöffnet hatte. Und ihr Groll gegen ihn verminderte ſich nicht, ſondern wuchs mit der Zeit.

Ja, zu jeder Stunde des Tages und bei allem, was ſie that, mußte ſie ſich wiederholen, daß ſie Grund habe ihm gram zu ſein.

Sie hatte ihm ein zweites Mal zum Modell gedient, mehrmals mit ihm geredet und bei ihrem letzten Abſchied verſprochen, ihm heute Abend noch einmal zu geſtatten, den Faltenwurf ihres Mantels zum Vorbild zu nehmen.

Wie ſehnlich hatte ſie das neue Beiſammenſein mit Pollux erwartet, wie beſonders liebenswerth war er ihr bei jeder neuen Begegnung erſchienen, wie lebhaft wußte auch er ſeiner Freude Ausdruck zu geben, ſo oft er ſie ſah.

Von Vielerlei, auch von Liebe hatten ſie miteinander geredet, und wie eifrig war er geworden, als er ihr die Verſicherung ertheilte, um glücklich zu ſein fehle ihr nichts als ein guter Mann, der ſie, wie ſie es verdiene, auf den Händen tragen würde. Dabei hatte er auf ſeine großen Finger geſchaut, ſie aber war roth geworden und hatte gedacht, daß ſie, wenn er nur wollte, gern den Verſuch wagen würde, das Leben an ſeiner Seite froh zu genießen.

Es wollte ihr ſcheinen, als gehörten ſie beide zuſammen, als wäre ſie für ihn und er für ſie geboren.

Warum hatte er nun geſtern das Bild ihrer Mutter Arſinoe eher als ihr gezeigt?

Jetzt wollte ſie ihn fragen, ob er es für ſie oder ihre Schweſter auf dem Rondel aufgeſtellt habe, und ihn ihre Unzufriedenheit fühlen laſſen.

Sie mußte ihm auch mittheilen, daß ſie heute Abend nicht wieder Modell ſtehen könne. Schon um ihres Fußes willen war dieß unmöglich.

Mit ſteigendem Schmerz überſchritt ſie die Schwelle der Muſenhalle und näherte ſich den Schranken, die ihren Geſpielen verbargen.

Er war nicht allein, denn es wurde in dem Verſchlage geſprochen, und kein Mann, ſondern eine Frau leiſtete ihm Geſellſchaft; ſie hörte ſchon von weitem ihr heiteres Lachen.

Als ſie dann neben den Schranken ſtand, um Pollux zu rufen, erhob das Weib, welches er jetzt gewiß als Modell benutzte, ſeine Stimme lauter noch als vorher und rief luſtig:

„Aber das iſt ſtark. Ich ſoll Dich an die Stelle meiner Zofe ſetzen! Was ſich ſolch ein Künſtler herausnimmt!“

„Sage Ja,“ bat er mit derſelben gemüthsvoll heiteren Stimme, die ihr mehr als einmal das Herz umſtrickt hatte. „Du biſt wunderſchön, Balbilla, aber wenn Du mich gewähren ließeſt, ſo könnteſt Du noch viel ſchöner ſein als Du biſt.“

Wieder erſcholl ein munteres Gelächter hinter den Schranken.

Sein heller Ton mußte der armen Selene wohl ſehr wehe gethan haben, denn ſie hob die Schultern hoch in die Höhe und verzog ihr ſchönes Geſicht nicht anders als ob ſie einen großen Schmerz erdulde. Sie preßte auch beide Hände auf ihre linke Seite, als ſie an den Schranken ihres mit ſeiner Schönen tändelnden Geſpielen vorbei und dann über den Hof auf die Straße hinkte.

Was marterte die Arme ſo ſehr? Die Noth ihres Hauſes, ihr körperliches Leid, welches ſich mit jedem neuen Schritte vermehrte, oder ihr erſtarrendes, wundes, um ſeine jung erblühte, ſchönſte und letzte Hoffnung betrogenes Herz?

Sechzehntes Kapitel.

Wenn Selene sonst auf die Straße trat, so schaute ihr mancher Mann mit Bewunderung nach, heute aber bildeten zwei Gassenbuben ihr Gefolge. Sie riefen fortwährend „Klipp, klapp!“ hinter ihr her. Dazu reizte die erbarmungslosen Gesellen die locker angeschnallte Sohle an des Mädchens krankem Fuße, welche bei jedem seiner Schritte auf das Pflaster schlug.

Während Selene so unter grausamen Schmerzen der Papyrusfabrik näher kam, kehrten Freude und Glück bei Arsinoe ein; denn kaum hatten ihre Schwester und Antinous die Wohnung ihres Vaters verlassen, als der Kunsthändler Hiram sie bat, ihr das Fläschchen zu zeigen, welches ihr der schöne junge Mann soeben geschenkt hatte.

Aufmerksam wandte es der Kaufmann im Lichte der Sonne nach allen Seiten, prüfte seinen Klang, fuhr mit dem Stein in seinem Ringe darüber hin und murmelte dann in leisem Selbstgespräch: „Vasa Murrhina.“

Arſinoe's ſcharfen Ohren entging dieſes Wort nicht, und ſie wußte durch ihren Vater, daß die koſtbarſten von allen Ziergefäßen, mit denen reiche Römer ihre Prunkgemächer ſchmückten, Vaſa Murrhina wären. Darum erklärte ſie ihm ſogleich, daß ſie wiſſe, wie hohe Summen man für ſolche Fläſchchen zahle und daß ſie ihm das ihre nicht billig verkaufen werde. Er begann zu bieten, ſie verlangte lachend den zehnfachen Preis und nach einem zwiſchen dem Kunſthändler und dem Mädchen bald heiter, bald mit großem Ernſte ausgefochtenen Streit ſagte der Phönizier:

„Zweitauſend Drachmen; keine Seſterzie mehr."

„Das iſt gewiß noch lange nicht genug, aber da haſt Du's."

„Einer weniger ſchönen Verkäuferin hätte ich kaum die Hälfte bewilligt."

„Und ich laß es Dir nur, weil Du ſolch ein artiger Mann biſt."

„Das Geld ſchicke ich vor dem Untergange der Sonne."

Dieſe Worte machten das Mädchen, welches vor Ueberraſchung und Freude ſtrahlte und gern dem kahlköpfigen Kaufmann oder ihrer noch weniger ſchönen Sklavin und am liebſten der ganzen Welt um den Hals gefallen wäre, bedenklich; denn ihr Vater kam gewiß bald nach Hauſe, und ſie verhehlte ſich nicht, daß er ihr Thun mißbilligen und wahrſcheinlich dem jungen Mann ſein Fläſchchen und dem Kunſthändler ſein Geld zurückſchicken würde. Sie ſelbſt würde den Fremden niemals um das Gefäß gebeten haben, wenn

ſie eine Ahnung von ſeinem Werthe gehabt hätte; aber nun gehörte es ihr einmal, und gab ſie es wieder fort, ſo geſchah damit Niemand ein Gefallen, vielmehr hätte ſie den Fremden beleidigt und ſich ſelbſt wahrſcheinlich um das größte Vergnügen gebracht, auf das ſie ſich jemals gefreut hatte.

Was war nun zu thun?

Sie ſaß immer noch auf dem Tiſch, hatte die Spitze ihres linken Fußes mit der rechten Hand gefangen und ſchaute in dieſer verwegenen Stellung ſo ernſt zu Boden, als ob ſie einen Gedanken oder ein Auskunftsmittel aus den Figuren auf dem Eſtrich herauszuleſen verſuche.

Der Kunſthändler ergötzte ſich einen Augenblick an ihrer Verlegenheit, die ihr reizend ſtand, und wünſchte ſeinen Sohn, einen jungen Maler, an ſeine Stelle; endlich aber brach er das Schweigen und ſagte:

„Dein Vater würde vielleicht mit unſerem Handel nicht einverſtanden ſein, und doch wünſchteſt Du für ihn das Geld zu haben?“

„Wer ſagt das?“

„Würde er mir wohl ſeine Schätze anbieten, wenn er keines bedürfte?“

„Es iſt nur — ich kann nur —“ ſtammelte Arſinoe, die wenig geübt im Lügen war, „ich möchte ihm nur nicht geſtehen —“

„Ich ſah ja, wie unſchuldig Du zu dem Fläſchchen kamſt,“ entgegnete der Kaufmann, „und Keraunus braucht von dem Dinge da gar nichts zu wiſſen.

Denke Dir, Du hätteſt es zerbrochen und ſeine Scherben lägen da draußen im Meer. Auf welche von dieſen Sachen legt Dein Vater den wenigſten Werth?"

„Auf dieß alte Schwert des Antonius," gab das Mädchen zurück, deſſen Züge ſich wieder erheiterten. „Er ſagt, es ſei doch wohl zu lang und zu ſchmal für das, was es vorſtellen ſolle. Ich für mein Theil glaube, es iſt gar kein Schwert, ſondern ein Bratſpieß."

„Zu dieſem Zwecke laſſ' ich es morgen in meiner Küche verwenden," entgegnete der Kaufmann, „aber ich biete zweitauſend Drachmen dafür, nehme es mit und ſende den Betrag in einigen Stunden. Iſt es ſo recht?"

Arſinoe ließ ihren Fuß fallen, glitt von dem Tiſch und klatſchte ſtatt aller Antwort erfreut in die Hände.

„Sag' ihm nur," fuhr der Kaufmann fort, „ich könnte jetzt viel für dergleichen zahlen, weil ſich der Kaiſer gewiß nach Dingen umſehen würde, die Julius Cäſar, Marcus Antonius, Octavianus Auguſtus und andere große Römer in Aegypten gebraucht hätten. Die Alte da mag mir den Bratſpieß nachtragen. Draußen wartet mein Sklave und ſoll ihn bis vor meine Küchenthür unter ſeinem Chiton verſtecken; denn trägt er ihn unverdeckt, ſo würden mich vorübergehende Kenner um den koſtbaren Schatz beneiden, und vor mißgünſtigen Blicken thut man wohl ſich zu hüten."

Der Kunſthändler lachte, ſteckte das Fläſchchen zu ſich, gab der Alten das Schwert und nahm dann von dem Mädchen freundlichen Abſchied.

Sobald Arſinoe allein war, lief ſie in ihr Schlaf-

gemach, um Schuhe anzuziehen, ſich den Schleier überzuwerfen und in die Papyrusfabrik zu eilen.

Selene ſollte wiſſen, welch unerwartetes Glück ihr und ihnen allen widerfahren ſei, und dann wollte ſie das arme Mädchen in einer Sänfte, die ſtets am Hafen zu finden war, nach Hauſe tragen laſſen.

Es ging ja nicht immer friedlich, ja es ging oft recht ſtürmiſch und unfriedlich her zwiſchen den Schweſtern, aber was Arſinoe Bedeutendes begegnete, mochte es Gutes, mochte es Schlimmes ſein, das mußte ſie doch mit Selenen theilen.

Ewige Götter, welche Luſt!

Sie durfte mitten unter den Töchtern der großen Bürger nicht weniger reich geſchmückt als eine von ihnen an dem Feſtzuge theilnehmen, es blieb noch ein hübſches Sümmchen für den Vater und die Geſchwiſter übrig, und mit der Arbeit in der Fabrik, die ſie anwiderte, die ihr verhaßt und gräßlich war, ſollt' es nun hoffentlich für immer vorbei ſein.

Der alte Sklave ſaß noch mit den Kindern neben der Treppe.

Arſinoe hob jedes einzelne zu ſich hinauf, gab ihm einen Kuß und flüſterte ihm in's Ohr:

„Heute Abend gibt's Kuchen!"

Dem blinden Helios preßte ſie die Lippen auf beide Augen und ſagte ihm:

„Du kannſt mit mir kommen, liebes Kerlchen. Ich nehme nachher für Selene eine Sänfte und da ſetz' ich Dich mit hinein und Du wirſt wie ein reiches Herrlein nach Hauſe getragen."

Der kleine Blinde ſtrebte jubelnd zu ihr empor und rief: „Durch die Luft, durch die Luft, und nicht fallen!“

Als ſie ihn noch auf den Armen hielt, kam ihr Vater mit triefender Stirn und in großer Aufregung die Treppe herauf, welche von dem Rondel zu dem Gange führt, und ſagte, nachdem er ſich das Antlitz getrocknet und ſchnaufend den nöthigen Athem gewonnen:

„Draußen iſt mir der Kunſthändler Hiram mit dem Schwert des Antonius begegnet. Du haſt es ihm für zweitauſend Drachmen verkauft; Du Närrin!“

„Aber Vater,“ lachte Arſinoe, „Du hätteſt den Bratſpieß für eine Paſtete und einen Schluck Wein hergegeben.“

„Ich?“ rief Keraunus, „den dreifachen Preis hätte ich für dieß ehrwürdige Andenken, das der Kaiſer mit Talenten aufwiegen wird, zu erzielen gewußt; aber verkauft iſt verkauft. Ich möchte Dich auch nicht vor dem Manne bloßſtellen und will Dich nicht ſchelten. Aber doch — doch — der Gedanke, das Schwert des Antonius nicht mehr zu beſitzen, wird mir ſchlafloſe Nächte bereiten.“

„Wenn wir Dir heute Abend ein gutes Stück Fleiſch vorgeſetzt haben, ſo kommt ſchon der Schlummer,“ entgegnete Arſinoe, nahm Keraunus ſein Tuch aus der Hand, trocknete ihm ſchmeichelnd damit die Schläfen und fuhr munter fort:

„Wir ſind jetzt reiche Leute, Vater, und werden den anderen Bürgermädchen zeigen, was wir vermögen.“

„Ihr nehmt nun beide an dem Feſte Theil,“ ſagte der Verwalter beſtimmt. „Der Kaiſer ſoll ſehen, daß ich zu ſeiner Ehre kein Opfer ſcheue, und wenn er euch bemerkt und ich meine Klage wegen des frechen Bildhauers bei ihm anbringe . . .“

„Das mußt Du jetzt laſſen,“ bat Arſinoe, „wenn nur der Fuß der armen Selene bis dahin geſund iſt.“

„Wo iſt ſie?“

„Ausgegangen.“

„Dann wird es ja mit dem Fuße ſo ſchlimm nicht ſein. Sie kommt hoffentlich bald nach Hauſe.“

„Vielleicht; ich wollte ſie eben mit einer Sänfte abholen.“

„Sänfte?“ fragte Keraunus erſtaunt. „Die zweitauſend Drachmen haben dem Mädchen den Kopf verdreht!“

„Wegen ihres Fußes. Er that ihr ſo weh, als ſie fortging.“

„Warum iſt ſie denn nicht zu Hauſe geblieben? Da wird gewiß wie gewöhnlich eine Stunde lang um eine halbe Seſterzie gehandelt, und ihr habt beide keine Zeit zu verlieren.“

„Ich ſuche ſie gleich.“

„Nein, nein, Du wenigſtens mußt hier bleiben, denn in zwei Stunden ſollen ſich die Frauen und Jungfrauen im Theater verſammeln.“

„In zwei Stunden? Aber großer Serapis, was ziehen wir an?“

„Dafür zu ſorgen iſt Deine Sache,“ entgegnete Keraunus. „Ich werde mich ſelbſt der Sänfte be-

dienen, von der Du ſprachſt, und mich zu dem Schiffs-baumeiſter Tryphon hinauf- und hinuntertragen laſſen. Iſt da noch Geld in Selenens Schachtel?“

Arſinoe ging ſogleich in ihr Schlafgemach und ſagte, als ſie zurückkam: „Das iſt alles; ſechs doppelte Drachmen.“

„Mit vieren hab' ich genug,“ entgegnete der Ver-walter, ſteckte aber nach kurzem Beſinnen das ganze halbe Dutzend zu ſich.

„Was willſt Du bei dem Schiffsbauer?“ fragte Arſinoe.

„Im Rath,“ gab Keraunus zurück, „wurde ich wieder um euretwillen geplagt. Ich ſagte, eine meiner Töchter wäre krank und die andere müſſe ſie pflegen; das ließ man nicht gelten und verlangte nach der Geſunden. Nun erklärte ich, ihr hättet keine Mutter mehr, wir lebten einſam für uns und es widerſtünde mir, mein Kind allein, ohne Hüterin in die Ver-ſammlung zu ſchicken. Da ſagte der Schiffsbauer Tryphon, es würde ſeiner Frau Vergnügen bereiten, Dich mit ihrer Tochter in's Theater zu führen. Das nahm ich auch halb und halb an, erklärte aber gleich, Du würdeſt nicht gehen wollen, wenn es Deiner älteren Schweſter nicht beſſer ginge. Beſtimmte Zuſagen konnte ich nicht ertheilen, Du weißt ſchon weßwegen.“

„O, der brave Antonius und ſein herrlicher Brat-ſpieß!“ rief Arſinoe. „Jetzt iſt alles in Ordnung und Du meldeſt uns bei dem Schiffsbauer an. Unſere weißen Gewänder ſind noch ganz gut, aber einige Ellen neues hellblaues Band für meine Haare und

rothes für die Selenens mußt Du unterwegs bei dem Phönizier Abibaal kaufen.“

„Gut.“

„Ich ſorge ſchon für beide Kleider, aber freilich: wann müſſen wir fertig ſein?“

„In zwei Stunden.“

„Weißt Du was, Väterchen?“

„Nun?“

„Unſere Alte iſt halb blind und macht alles verkehrt. Erlaube mir, daß ich Frau Doris aus dem Thorwärterhäuschen zu Hülfe nehme. Sie iſt ſo geſchickt und freundlich und Niemand bügelt ſo gut.“

„Schweig',“ unterbrach der Thorhüter ſeine Tochter voll Entrüſtung. „Dieß Volk wird nie wieder meine Schwelle betreten.“

„Aber mein Haar; ſieh nur, wie es ausſieht!“ rief Arſinoe erregt und wühlte mit den Fingern in ihrem vollen Hauptſchmuck, den ſie dabei gewaltſam auseinanderzog. „Das da neu aufzubauen, mit Band neu zu durchflechten, unſere beiden Kleider zu bügeln und die Spangen darauf zu nähen, das brächte die Zofe der Kaiſerin in zwei Stunden nicht fertig.“

„Doris wird dieſe Schwelle nie überſchreiten,“ wiederholte Keraunus ſtatt jeder andern Antwort.

„So laß mir von dem Schneider Hippias eine Gehülfin ſchicken; aber das wird wieder Geld koſten.“

„Wir haben's und können's,“ entgegnete Keraunus ſtolz, und murmelte um ſeine Aufträge nicht zu vergeſſen, während er die Sänfte aufſuchte, fortwährend

vor ſich hin: „Der Schneider Hippias, blaues Band, rothes Band, der Schiffsbaumeiſter Tryphon.“

Des Schneiders flinke Gehülfin half Arſinoe ihr und Selenens Gewand herzurichten, und wurde nicht müde, den ſchönen Glanz und die ſeidene Weichheit der Haare Arſinoe's zu preiſen, während ſie ſie hoch aufbaute, mit Bändern durchflocht und am Hinterkopfe unter dem Kamm ſo zierlich drehte, daß ſie ihr als ein Buſch von artig geringelten, langen Locken über den Nacken und Rücken fielen.

Als Keraunus zurückkehrte, ſah er mit wohlberechtigtem Stolz auf ſein ſchönes Kind.

Er war vergnügt und kicherte ſogar leiſe vor ſich hin, als er die Goldſtücke, die ihm der Diener des Kunſthändlers überbracht hatte, in Reihen legte und zählte.

Arſinoe trat ihm bei dieſer Beſchäftigung näher und fragte lachend: „Hiram hat mich doch nicht übervortheilt?“

Keraunus bat ſie, ihn nicht zu ſtören, und erwiederte: „Bedenke des großen Antonius Waffe, vielleicht dieſelbe, die er ſich in die Bruſt ſtieß. — Wo nur Selene bleibt?“

Zwei und drei halbe Stunden waren vergangen und als auch die vierte längſt begonnen hatte und ſeine älteſte Tochter noch immer nicht kam, erklärte der Verwalter, ſie müßten aufbrechen, denn es ginge nicht an, die Gattin des Schiffsbaumeiſters warten zu laſſen.

Es that Arſinoe aufrichtig leid, ohne ihre Schweſter gehen zu müſſen. Sie hatte Selenens Gewand ſo gut in Stand geſetzt wie ihr eigenes und es ſorg-

fältig auf das Polſter neben dem Moſaikgemälde gelegt. Sie hatte ſich viele Mühe gegeben. Noch niemals war ſie allein auf die Straße getreten und es ſchien ihr undenkbar, etwas allein ohne die Geſellſchaft und Aufſicht der Abweſenden unternehmen und genießen zu ſollen. Aber ihres Vaters Verſicherung, man würde auch noch ſpäter Selenen mit Freuden einen Platz unter den Jungfrauen anweiſen, beruhigte das von froher Erwartung erfüllte Mädchen.

Zuletzt beſprengte ſie ſich noch ein wenig mit der duftenden Eſſenz, deren ſich Keraunus zu bedienen pflegte, ehe er in den Rath ging, und veranlaßte ihren Vater, der Sklavin zu befehlen, während ihrer Abweſenheit für die Kinder den verſprochenen Kuchen zu kaufen.

Die Kleinen hatten ſich alle um ſie verſammelt und bewunderten ſie mit lautem „Ah“ und „Oh“ wie eine Ehrfurcht gebietende Erſcheinung, der man nicht nahe treten und die man nicht anfaſſen dürfe.

Um ihres Haarſchmucks wegen beugte ſie ſich auch nicht wie ſonſt zu ihnen hernieder.

Nur dem kleinen Helios ſtreichelte ſie die Locken und ſagte: „Morgen geht's durch die Luft; vielleicht erzählt Dir Selene nachher eine ſchöne Geſchichte.“

Das Herz ſchlug ihr viel ſchneller als ſonſt, als ſie in die Sänfte ſtieg, die vor der Thorhüterwohnung auf ſie wartete.

Frau Doris freute ſich von fern an ihrem Ausſehen, und als Keraunus in die Straße trat, um auch für ſich eine Sänfte zu rufen, ſchnitt die Alte ſchnell die beiden ſchönſten Roſen von ihren Stöcken, huſchte

aus ihrem Häuschen heraus und gab sie, indem sie den Zeigefinger auf den schelmisch lächelnden Mund drückte, dem Mädchen in die Hand.

Wie im Traume kam Arsinoe zum Hause des Schiffsbaumeisters und in's Theater, und zum ersten Male erfuhr sie auf diesem Wege, daß Angst und Freude in ein und demselben Mädchenherzen nebeneinander Platz finden, und daß die eine die andere nicht hindert sich wacker zu regen.

Furcht und Erwartung beherrschten sie so ganz, daß sie weder hörte noch sah, was um sie her vorging. Nur einmal vernahm sie, wie ein bekränzter junger Mann, der Arm in Arm mit einem andern an ihr vorbeiging, ihr munter nachrief: „Es lebe die Schönheit!"

Von da an schaute sie immerfort in ihren Schooß und auf die Rosen, die ihr Frau Doris geschenkt hatte.

Die Blumen erinnerten sie an den Sohn der freundlichen Alten und sie fragte sich, ob der lange Pollux sie nicht vielleicht in ihrem Putze gesehen habe.

Das hätte sie sehr gefreut und es wäre auch gar nicht unmöglich gewesen, denn Pollux ging gewiß, seit er auf der Lochias arbeitete, oft zu seinen Eltern hinein.

Vielleicht hatte er selbst die Rosen für sie gepflückt und sie ihr nur nicht zu überreichen gewagt, weil ihr Vater ja bei ihr gewesen war.

Siebenzehntes Kapitel.

Der junge Bildhauer war nicht in dem Thorhüterhäuschen gewesen, als Arsinoe vorbeikam. An sie gedacht hatte er oft genug, seitdem er sie vor der Büste ihrer Mutter wiedergesehen; aber gerade an jenem Nachmittag waren seine Zeit und sein Können von einem andern Mädchen in Anspruch genommen worden.

Balbilla hatte sich gegen Mittag auf die Lochias begeben und zwar in Begleitung der würdigen Claudia, einer armen Senatorenwittwe, die ihr, der reichen vater- und mutterlosen Waise, seit mehreren Jahren als Ehrendame und Gesellschafterin zur Seite stand.

Zu Rom leitete diese Matrone den Hausstand Balbilla's, und zwar mit ebenso großem Geschick wie Vergnügen. Aber sie war doch nicht völlig mit ihrem Loose zufrieden, denn die Reiselust ihrer Schutzbefohlenen zwang sie oft die Hauptstadt zu verlassen, und es gab für sie außer Rom keinen Ort, in dem es sich zu leben lohnte.

Nach Bajae in's Bad zu gehen, im Winter einmal, um der Kälte des Januar und Februar zu entfliehen, an der liguriſchen Küſte einige Wintermonate zuzubringen, das ließ ſie ſich gefallen, denn dort war ſie ſicher, wenn auch nicht Rom, ſo doch Römer wiederzufinden; aber dem Wunſche Balbilla's, in einem ſchwankenden Meerſchiff das heiße Afrika aufzuſuchen, das ſie ſich wie einen glühenden Ofen vorſtellte, hatte ſie entſchiedenen Widerſtand entgegengeſetzt. Zuletzt war ſie doch gezwungen worden, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, denn die Kaiſerin hatte dem Verlangen, Balbilla mit an den Nil zu nehmen, ſo entſchiedenen Ausdruck gegeben, daß Widerſpruch Ungehorſam geweſen ſein würde. Im Stillen mußte ſie ſich auch ſagen, daß ihr übermüthiges und eigenwilliges Pflegetöchterchen, — ſo nannte ſie Balbilla am liebſten, — auch ohne die Einmiſchung Sabina's ihren Willen durchgeſetzt haben würde.

Balbilla hatte ſich in den Palaſt begeben, um Pollux zu einer Büſte zu ſitzen.

Als Selene an den Schranken vorbeikam, welche ihren Jugendgeſpielen und ſeine Arbeit ihren Blicken entzogen, war die würdige Matrone auf ihrem Polſter entſchlummert und der Bildhauer mit allem Eifer beſtrebt geweſen, der vornehmen Jungfrau zu beweiſen, daß die Größe ihres Haarſchmucks übertrieben ſei und durch ſeine Maſſe die Wirkung der feinen Züge ihres Antlitzes beeinträchtigen müſſe.

Er bat ſie ſich zu erinnern, in welcher einfachen Weiſe die großen Meiſter von Athen in den Blüten-

tagen der plaſtiſchen Kunſt den Haarſchmuck anmuthiger Frauen zu behandeln gelehrt hätten, und bot ihr an, ihr ſelbſt die Haare ſo, wie es ſie kleiden würde, zu ordnen, wenn ſie morgen, bevor ihre Zofe das erſte Löckchen gebrannt, zu ihm zurückkehrte. Heute, ſagte er, würden die niedlichen Sächelchen doch wieder in ihre Rundung zurückſpringen, wie die Feder an einer Fibula, die man auseinander biegt.

Balbilla widerſprach ihm mit heiterer Lebendigkeit, verwahrte ſich gegen ſein Verlangen, ihr Zofendienſte zu leiſten, und vertheidigte ihre Haartracht mit der Mode.

„Aber dieſe Mode iſt unſchön, ungeheuerlich, in's Auge ſchlagend," rief Pollux. „Nicht um zu verſchönern, um aufzufallen haben ſie eitle Römerinnen in müßigen Stunden erdacht."

„Durch mein Aeußeres aufzufallen," entgegnete Balbilla, „iſt mir zuwider. Gerade wenn man der Mode folgt, und wäre ſie noch ſo auffällig, macht man ſich weniger bemerkbar, als wenn man ihr trotzt und ſich gefliſſentlich viel ſchlichter, beſcheidener, kurz anders trägt, als ſie es gebietet. Wen hältſt Du für eitler, die modiſch gekleideten jungen Herren auf der kanopiſchen Straße, oder die cyniſchen Philoſophen mit ihrem zerzausten Haar, dem künſtlich zerriſſenen Filz auf den Schultern und den groben Knütteln in den ſchmutzigen Händen?"

„Die Letzteren," gab Pollux zurück; „aber ſie ſündigen gegen die Geſetze der Schönheit, für die ich Dich gewinnen möchte und die jede Anforderung der

Mode ſo ſicher überleben werden, wie die homeriſche Ilias das Geleier eines Straßenſängers, der von der Mordthat erzählt, die geſtern unſere Stadt in Aufregung verſetzte. Bin ich der Erſte, der es verſucht ein Bildniß von Dir zu formen?"

„Nein," lachte Balbilla, „fünf römiſche Künſtler haben ſich ſchon an dieſem Kopfe verſucht."

„Und iſt eine ihrer Büſten ſo geworden, daß ſie Dir genügte?"

„Beſſer als herzlich ſchlecht hab' ich keine gefunden."

„So wird Dein hübſches Antlitz alſo in fünffältiger Verzerrung auf die Nachwelt kommen?"

„O nein, ich ließ ſie alle zerſchlagen."

„Das war ihnen geſund," rief Pollux eifrig. Dann wandte er ſich mit einer natürlichen Wendung an ſein entſtehendes Bildwerk und ſagte zu ihm: „Armer Thon, wenn die ſchöne Dame, der du ähnlich gemacht werden ſollſt, das Chaos ihrer Locken nicht preisgibt, ſo wird es dir ganz gewiß wie deinen fünf Vorgängern ergehen."

Bei dieſen Worten war die Matrone erwacht und fragte:

„Ihr ſprecht wohl von Balbilla's zerſchlagenen Büſten?"

„Ja," entgegnete die Dichterin.

„Vielleicht wird dieſe hier ihnen folgen," ſeufzte Claudia. „Weißt Du auch, was ihr in dieſem Falle bevorſteht?"

„Nun?"

„Dieſe Jungfrau verſteht ſich ein wenig auf Deine Kunſt.“

„Ich habe bei Ariſteas etwas ſtümpern gelernt,“ unterbrach ſie Balbilla.

„Aha, weil das durch den Kaiſer in Mode gekommen iſt und es in Rom auffallen würde, ſich nicht mit Bildhauerei zu beſchäftigen.“

„Vielleicht!“

„Und ſie hat bei jeder fertigen Büſte,“ fuhr die Matrone fort, „was ihr beſonders mißfiel, zu ändern verſucht.“

„Ich arbeitete nur den Sklaven vor,“ fiel Balbilla ihrer Begleiterin in's Wort. „Meine Leute haben übrigens nach und nach eine gewiſſe Uebung im Zerſchlagen erlangt.“

„So iſt meinem Werke wenigſtens ein ſchnelles Ende beſchieden,“ ſeufzte Pollux. „Freilich; alles Entſtehende kommt mit ſeinem Todesurtheil auf die Welt.“

„Würde Dich ein ſchneller Untergang Deiner Arbeit kränken?“ fragte Balbilla.

„Ja, wenn ich mein Werk für gelungen, nein, wenn ich es für verfehlt hielte.“

„Wer eine ſchlechte Büſte aufbewahrt,“ ſagte Balbilla, „trägt Sorge, daß eine unverdiente ſchlechte Nachrede über ihn auf ſpätere Geſchlechter kommt.“

„Gewiß! Aber woher nimmſt Du den Muth, Dich zum ſechsten Mal ſolcher ſchwer zu verwüſtenden Verleumdung auszuſetzen?“

„Weil ich zerſchlagen laſſen kann, was mir be-

liebt," lachte das verwöhnte Mädchen. „Das Stillsitzen iſt ſonſt nicht meine Sache."

„Wahrhaftig nicht," ſeufzte Claudia. „Aber von Dir erwartet ſie etwas Gutes."

„Ich danke," ſagte Pollux, „und will mir alle Mühe geben, etwas zu Stande zu bringen, das den Anforderungen entſpricht, die ich an ein Marmorbildniß ſtelle, welches erhalten zu werden verdient."

„Und dieſe Anforderungen heißen?"

Pollux dachte einige Augenblicke nach und entgegnete dann:

„Mir ſteht nicht immer das rechte Wort für das, was ich als Künſtler empfinde, zur Verfügung. Ein plaſtiſches Bildniß, das ſeinem Schöpfer genügen kann, muß zwei Bedingungen erfüllen: es ſoll in äußerlich ähnlichen Formen der Nachwelt zeigen, was in dem dargeſtellten Menſchen ſteckte, und ferner derſelben Nachwelt vor Augen führen, was die Kunſt zu derjenigen Zeit, in welcher es hergeſtellt ward, zu leiſten vermochte."

„Das läßt ſich hören; aber Du vergißt Dich ſelbſt."

„Du meinſt meinen Ruhm?"

„Freilich."

„Ich arbeite für Papias und diene der Kunſt, das iſt mir genug. Der Ruhm fragt einſtweilen nicht nach mir und ich nicht nach ihm."

„Du wirſt aber doch auch meine Büſte mit Deinem Namen verſehen?"

„Warum nicht!"

„Weiſer Cicero!“

„Cicero?“

„Du kennſt wohl kaum des alten Tullius kluge Bemerkung, daß die Philoſophen, die über die Eitelkeit des Ruhmes ſchrieben, dennoch ihre Namen auf ihre Bücher ſetzten.“

„Ich verachte den Lorbeer nicht, aber ich will nichts erjagen, was mir nur dann Werth zu haben ſcheint, wenn es mir ungeſucht zufällt, weil es mir zufallen muß.“

„Gut. Aber Deine erſte Bedingung würde doch nur dann erfüllbar für Dich ſein, wenn es Dir gelingen ſollte, mein Denken, mein Empfinden, alles in allem mein ganzes inneres Weſen kennen zu lernen.“

„Ich ſehe Dich an und rede mit Dir,“ entgegnete Pollux.

Claudia lachte laut auf und rief:

„Unterhalte Dich ſtatt zweimal zwei Stunden eben ſo viele Jahre mit ihr, und Du wirſt immer Neues an ihr entdecken. Keine Woche vergeht, in der ſie Rom nicht etwas zu rathen aufgibt. Dieſer raſtloſe Kopf kommt niemals zur Ruhe, aber dafür bleibt ſich freilich dieß goldene Herz immer und überall gleich.“

„Und Du glaubſt, daß mir das neu wäre?“ fragte Pollux. „Den raſtloſen Geiſt meines Modells ſeh' ich auf ſeiner Stirn und an ſeinem Munde, und wie ſein Gemüth beſchaffen iſt, das verrathen mir ſeine Augen.“

„Und meine Stumpfnaſe?“ fragte Balbilla.

„Sie legt Zeugniß ab für Deine wunderlichen luſtigen Einfälle, die Rom in Erſtaunen ſetzen.“

„Vielleicht arbeiteſt Du doch nicht für den Hammer der Sklaven,“ lachte Balbilla.

„Und thäte ich's,“ entgegnete Pollux, „ſo bliebe mir immerhin die Erinnerung an dieſe angenehme Stunde.“

Der Baumeiſter Pontius unterbrach den Bildhauer und erſuchte Balbilla ihn zu entſchuldigen, wenn er die Sitzung ſtöre. Pollux müſſe ſogleich etwas Wichtiges begutachten, werde aber in zehn Minuten wieder bei der Arbeit ſein können.

Sobald die beiden Frauen allein waren, ſtand Balbilla auf und ſah ſich in der von Schranken begrenzten Werkſtätte des Bildhauers neugierig um; ihre Begleiterin aber ſagte:

„Ein artiger junger Mann, dieſer Pollux; aber etwas ungezwungen und überlebendig.“

„Ein Künſtler,“ entgegnete Balbilla und kehrte jedes Bild und Täfelchen mit den Zeichenſtudien des Bildhauers um, hob das Tuch von dem Wachsmodell der Urania, prüfte den Klang der Laute, die an einer der Schranken hing, war bald hier, bald da und blieb zuletzt vor einem großen, mit Tüchern feſt umwickelten Thonſtück in einer Ecke der Werkſtätte ſtehen.

„Was mag das ſein?“ fragte ſie Claudia.

„Gewiß ein halb vollendetes neues Modell.“

Balbilla betaſtete den vor ihr ſtehenden Körper mit den Fingerſpitzen und ſagte:

„Es ſcheint mir ein Kopf zu ſein. Jedenfalls etwas Beſonderes! Auf ſo feſt verdeckten Schüſſeln

liegen oft die beſten Gerichte. Enthüllen wir denn dieß verſchleierte Bildniß."

„Wer weiß, was es iſt," ſagte Claudia, indem ſie eine Schnur von den Tüchern löſte, welche die Büſte verbargen. „Es gibt oft merkwürdige Sachen in ſolchen Werkſtätten."

„Ei was; es iſt nur ein menſchliches Haupt; ich fühl' es," rief Balbilla.

„Aber man kann doch nicht wiſſen," fügte die Matrone hinzu und löſte einen Knoten. „Dieſe Künſtler ſind ſo unbändige, unberechenbare Menſchen."

„Nimm Du dieſen Zipfel, ich hebe hier," bat Balbilla, und einen Augenblick ſpäter ſtand der jungen Römerin Zerrbild, welches Hadrian am letzten Abend geformt hatte, in ſeiner ganzen fratzenhaften Häßlichkeit vor der Dichterin da.

Sie erkannte ſich ſogleich wieder und lachte im erſten Augenblick laut auf; je länger ſie aber das Zerrbild anſchaute, deſto ärgerlicher, verdroſſener, empörter ſchaute ſie drein.

Sie kannte ihr eigenes Antlitz Zug für Zug und wußte, was ſchön, was weniger ſchön an ihm war; dieß Bildniß aber berückſichtigte nichts als das weniger Anſprechende in ihrem Geſichte, hob es ſchonungslos hervor und übertrieb es mit ausgeſuchter Bosheit. Dieſer Kopf war häßlich zum Erſchrecken, und dennoch der ihre. Während ſie ihn auch von der Seite betrachtete, gedachte ſie deſſen, was Pollux aus ihren Zügen herauszuleſen verſichert hatte, und eine tiefe Empörung bemächtigte ſich ihrer jungen Seele.

Ihr großer, unerschöpflicher Reichthum, der ihr jede ihrer Launen rücksichtslos zu befriedigen gestattete und ihr Bewunderung selbst für ihre Thorheiten sicherte, hatte sie doch nicht vor mancher Enttäuschung geschützt, welche anderen Mädchen in bescheidener Lebensstellung erspart bleiben.

Ihre Güte und ihre offene Hand waren oft mißbraucht worden, auch von Künstlern, und das war gewiß, daß der Mann, welcher dieses Zerrbild geformt und sich an allem, was unschön an ihr war, so boshaft ergötzt hatte, nicht um ihrer selbst willen seine Kunst an ihr zu bewähren begehrte, sondern nur um des hohen Lohnes willen, den sie für ein schmeichelndes Bildniß zu zahlen vermochte.

Sie hatte Wohlgefallen an des jungen Bildhauers frischer und freudiger Künstlernatur, seinem offenen Wesen und seiner ehrlichen Sprechweise gefunden. Sie war überzeugt gewesen, daß Pollux eher als ein Anderer das auffassen würde, was ihrem in strengem Sinne nicht schönen Gesichte jenen eigenthümlichen Zauber verlieh, den sie sich selbst durch das Zerrbild, welches da vor ihr stand, nicht abstreiten ließ.

Sie fühlte sich um eine trübe Erfahrung reicher, empört und beleidigt.

Gewohnt, auch ihrem Mißfallen Ausdruck zu geben, rief sie lebhaft und mit feuchten Augen:

„Das ist schändlich, das ist gemein. Meinen Umwurf, Claudia; ich will diesem Menschen keinen Augenblick länger zur Zielscheibe für seine plumpen, boshaften Späße dienen.“

„Es iſt nichtswürdig," rief die Matrone, „eine Jungfrau von Deinem Stande ſo zu verunglimpfen. Hoffentlich wartet die Sänfte draußen."

Der Baumeiſter Pontius hatte die letzten Worte Balbilla's gehört. Er war ohne Pollux, mit dem der Präfekt noch immer redete, in die Werkſtätte getreten und ſagte, indem er ſich Balbilla näherte, ernſt:

„Du haſt Recht empört zu ſein, edle Jungfrau. Dieß Ding iſt eine Beleidigung von Thon, boshaft und dabei roh in jedem Zuge; aber Pollux hat es nicht gemacht, und es iſt nicht gut, zu verdammen ohne zu prüfen."

„Du vertheidigſt den Freund," rief Balbilla.

„Ich würde auch für meinen Bruder nicht die Unwahrheit reden."

„Wie der Andere im Scherz, ſo weißt Du Dir im Ernſt das Anſehen ehrlicher Geſinnung zu geben."

„Du biſt gereizt und nicht gewohnt, Deine Zunge zu zügeln," entgegnete der Baumeiſter. „Pollux, ich wiederhole es, hat dieſe Fratze nicht gemacht, ſondern ein Bildhauer aus Rom."

„Welcher? Wir kennen ſie alle."

„Ich darf ſeinen Namen nicht nennen."

„Da haſt Du's. Gehen wir, Claudia."

„Bleibe," ſagte Pontius feſt. „Wäreſt Du nicht Die, die Du biſt, ich ließe Dich gehen, wohin Du begehrſt mit Deinem Zorn und der doppelten Schuld auf der Seele, zwei wohlgeſinnten Männern Unrecht gethan zu haben. Da Du aber des Claudius Balbillus Enkelin biſt, ſo halte ich es für meine Pflicht

Dir zu ſagen: hätte Pollux dieß Zerrbild gemacht, ſo wär' er nicht mehr in dieſem Palaſt, denn ich würde ihn hinausgewieſen und dieß Machwerk ihm nachgeworfen haben. Du ſiehſt mich verwundert an, denn Du weißt nicht, wer es iſt, der hier ſo mit Dir redet."

„Doch, doch," entgegnete Balbilla beruhigt, denn ſie war überzeugt, daß dieſer Mann, der wie aus Erz gegoſſen und mit zuſammengezogenen Augenbrauen vor ihr ſtand, die Wahrheit ſage und irgend ein Recht beſitze, ſo ungewöhnlich entſchieden mit ihr zu reden. „Doch! Du biſt der erſte Baumeiſter dieſer Stadt, von dem Titianus, nachdem wir Dich kennen gelernt hatten, uns Großes erzählte; aber wie ſoll ich mir Deine beſondere Theilnahme erklären?"

„Es iſt meine Pflicht, Dir zu dienen, wenn es ſein muß, auch mit meinem Leben."

„Du?" fragte Balbilla befangen. „Ich habe Dich geſtern zum erſten Male geſehen."

„Und dennoch darfſt Du frei über alles, was ich bin und habe, verfügen, denn mein Großvater iſt der Sklave des Deinen geweſen."

„Ich weiß nicht," entgegnete Balbilla mit wachſender Verlegenheit.

„Sollte in Deinem Hauſe der Lehrer Deines edlen Großvaters, der alte Sophinus, völlig vergeſſen worden ſein, den Claudius Balbillus freigab und der auch Deinem Vater Unterricht ertheilt hat?"

„Gewiß, ganz gewiß nicht," rief Balbilla. „Er ſoll ein herrlicher Mann und dazu ein großer Gelehrter geweſen ſein."

„Meines Vaters Vater," ſagte der Baumeiſter.

„Alſo gehörſt Du mit zu unſerer Familie," rief Balbilla und ſtreckte ihm freudig die Hand hin.

„Dank für dieß Wort," gab ihr Pontius zurück, „und nun noch einmal: Pollux hat nichts mit dieſem Machwerke zu thun."

„Nimm mir meinen Umwurf ab, Claudia," befahl das Mädchen; „ich fahre fort, dem jungen Künſtler zu ſitzen."

„Heute nicht; es würde der Arbeit nur ſchaden," entgegnete der Baumeiſter. „Ich bitte Dich, laß den Verdruß, dem Du einen ſo heftigen Ausdruck gegeben, in anderer Umgebung verklingen. Der Bildhauer darf nicht wiſſen, daß Du dieß Machwerk geſehen haſt; es würde ihm die Unbefangenheit nehmen. Wenn Du mit beruhigter Seele und heiterer, von Anmuth beſchränkter Lebendigkeit morgen wiederkommſt, dann kann Pollux ein Bildniß von Dir geſtalten, das der Großtochter des Claudius Balbillus genügen wird."

„Und hoffentlich auch dem Enkel des weiſen Lehrers des Alten," ſagte das Mädchen, grüßte den Baumeiſter freundlich und ſchritt mit ihrer Begleiterin dem Ausgange der Muſenhalle zu, bei dem ſie von einigen Sklaven erwartet wurde.

Pontius begleitete ſie ſchweigend bis zu ihren Dienern, dann kehrte er zu der Werkſtätte des Bildhauers zurück und band von neuem das Tuch feſt um das Zerrbild.

Als er aus den Schranken wieder hinaus in die Halle trat, eilte ihm Pollux entgegen und rief ihm zu:

„Der Baumeiſter aus Rom will Dich ſprechen, ein großartiger Menſch.“

„Balbilla iſt abgerufen worden und läßt Dich grüßen,“ entgegnete Pontius. „Schaffe das Ding da fort, damit ſie es nicht ſieht. Es iſt roh und abſcheulich.“

Wenige Augenblicke ſpäter ſtand er vor dem Kaiſer, der ihm ſeinen Wunſch zu erkennen gab, die Sitzung Balbilla's ein wenig zu belauſchen.

Als der Baumeiſter ihm mit der Bitte, Pollux den Vorfall zu verſchweigen, erzählte, was ſich hinter den Schranken zugetragen hatte und wie entrüſtet ſich die junge Römerin über ihr allerdings beleidigendes Zerrbild gezeigt habe, rieb ſich Hadrian die Hände und lachte laut vor Vergnügen.

Pontius biß die Zähne aufeinander und ſagte dann ernſt:

„Balbilla ſcheint mir eine heitere, aber edel geſinnte Jungfrau zu ſein. Ich ſehe keine Urſache ſie zu verlachen.“

Hadrian ſah dem kühnen Baumeiſter ſcharf in die ernſten Augen, ließ die Hand auf ſeine Schulter fallen und entgegnete mit einem Anflug von Drohung in der tiefen Stimme:

„Das in meiner Gegenwart zu thun, würde Dir und jedem Andern auch übel bekommen. Der Alte nimmt ſich heraus, mit Kunſtwerken zu ſpielen, welche die Kinder nicht anrühren dürfen!“

Achtzehntes Kapitel.

Helene trat durch das Eingangsthor der unabsehbar langen Mauer von ungebrannten Ziegeln, welche die weite Fläche umgab, auf der die Höfe, Wasserbehälter und Häuser standen, die zu der großen Papyrusfabrik des Plutarch gehörten, in welcher sie mit ihrer Schwester zu arbeiten pflegte.

Sonst konnte sie ihr Ziel leicht in einer guten Viertelstunde erreichen, heute hatte sie mehr als viermal so lange gebraucht, und sie wußte selbst nicht, wie es ihr möglich geworden, sich trotz der großen Schmerzen, die sie erleiden mußte, aufrecht zu erhalten und fortzuschreiten, zu hinken, zu taumeln.

An jeden Vorübergehenden hätte sie sich klammern, an jeden langsam dahinfahrenden Wagen, an jedes Lastthier, das an ihr vorbeizog, sich hängen mögen, — aber mitleidslos und ohne auf sie zu achten zogen Mensch und Thier ihre eigenen Wege.

Mancher Eilige stieß sie und schaute sich kaum um, wenn sie sich mit leisem Gestöhn hinter ihm zusammenzog und sich auf der nächsten Schwelle, einem

Prellſtein oder Waarenballen niederließ, um ihre Augen zu trocknen oder das hoch geſchwollene Fußgelenk leiſe mit der Handfläche zu drücken. Sie meinte, wenn ſie dieß that, mit Hülfe des neuen Schmerzes die alte, gleichmäßige, unerträgliche Pein wenigſtens auf Minuten vergeſſen zu können.

Die Gaſſenbuben, welche ſie mit ihrem höhnenden „Klipp, klapp!“ verfolgt hatten, verließen ſie, nachdem ſie ſtetig fortzuwandern aufgehört hatte.

Eine Frau mit einem Kind auf dem Arm fragte ſie, als ſie ſich wieder, um auszuruhen, auf einer Thürſchwelle niederließ, was ihr fehle, ſchritt aber weiter, als Selene nur den Kopf ſchüttelte und ihr die Antwort ſchuldig blieb.

Einmal glaubte ſie erliegen zu müſſen, denn der Fußweg füllte ſich plötzlich mit lachenden Buben, neugierigen Männern und Frauen — der übermüthige Verus kam auf ſeinem Wagen daher gefahren, und auf welchem Wagen!

Die Alexandriner waren gewohnt, viel Seltſames in den belebten Straßen ihrer volkreichen Stadt zu ſehen, dieſes Fuhrwerk zog aber doch alle Blicke auf ſich und erregte, wo es erſchien, Erſtaunen, Bewunderung, Heiterkeit und nicht am ſeltenſten bittern Spott.

Mitten auf ſeinem vergoldeten Wagen ſtand der ſchöne Römer und lenkte ſeine breitgeſpannten vier Schimmel mit eigener Hand. Auf dem Kopfe trug er einen Kranz, ſchräg über die Bruſt hin eine Guirlande von Roſen. Auf dem Trittbrete des

Wagens saßen zwei reizende, als Amoretten aufgeputzte Kinder. Ihre Beinchen schaukelten sich in der Luft und in den kleinen Händen hielten sie an langen goldenen Drähten weiße Tauben, welche Venus vorauf=flatterten.

Die einander drängende und treibende Menge stieß Selene schonungslos an eine Wand.

Statt dem seltsamen Aufzuge nachzuschauen, bedeckte sie, um ihre Züge ungesehen schmerzlich verziehen zu können, ihr Angesicht mit den Händen. Aber sie hatte doch den glänzenden Wagen, das goldene Geschirr der Schimmel und die Gestalt des übermüthigen Mannes wie ein Traumbild, das ihr Schmerz dunkel umschleierte, an sich vorübergleiten sehen, und dieser Anblick erweckte in ihrer von Pein und Jammer halb gelähmten Seele bittere Abneigung und den Gedanken, daß die Pferdezäume dieses Verschwenders genügen würden, sie und die Ihren ein ganzes Jahr lang vor Elend zu schützen.

Als das Fuhrwerk um die nächste Straßenecke bog und die Menge ihm nacheilte, wäre sie beinahe zu Boden gerissen worden. Sie konnte nicht mehr weiter und sah sich nach einer Sänfte um, aber während es sonst hier niemals an Tragsesseln fehlte, wollte heute keiner erscheinen.

Mit einigen hundert Schritten war die Fabrik zu erreichen, aber diese nahmen in ihrer Vorstellung die Länge von vielen Stadien an.

Da kamen einige Arbeiter und Arbeiterinnen aus der Fabrik an ihr vorüber.

Sie lachten und zeigten einander ihren Lohn.

Die Geldvertheilung war also schon in vollem Gange.

Ein Blick nach dem Stande der Sonne lehrte sie, wie lange sie schon unterwegs sei, und erinnerte sie wieder an den Zweck ihres Ausganges.

Mit einem gewaltsamen Aufgebot ihrer Widerstandskraft hinkte sie einige Schritte weiter. Als dann ihr Muth von neuem zu erlahmen begann, kam ihr ein kleines Mädchen entgegengelaufen, das für den Tisch, an dem sie und Arsinoe zu arbeiten pflegten, Handlangerdienste leistete und jetzt einen Henkelkrug trug. Sie rief die kleine braune Aegypterin zu sich heran und sagte:

„Bitte, Hathor, komm mit mir bis zur Fabrik zurück, ich kann nicht mehr weiter, so schrecklich weh thut mir der Fuß da. Wenn ich mich etwas auf Deine Schulter stütze, dann geht es schon besser."

„Ich mag nicht," rief das Kind. „Wenn ich bald zurück bin, so bekomme ich Datteln." Dabei lief es weiter.

Selene blickte ihm nach und eine Stimme in ihrem Innern, gegen die sie heute nicht zum ersten Male anzukämpfen hatte, fragte sie, warum denn gerade sie sich für Andere quälen müsse, da doch die übrigen Menschen nur immer an sich dächten.

Seufzend unternahm sie einen neuen Versuch vorwärts zu kommen.

Als sie wenige Schritte zurückgelegt hatte, ohne das, was an ihr vorbei kam, zu sehen oder zu hören,

rief ein Mädchen sie an und fragte sie schüchtern und freundlich, was ihr fehle.

Es war eine Blattkleberin, die ihr in der Fabrik gegenüber zu sitzen pflegte, ein armes, verwachsenes Geschöpf, das aber stets heiter und still die geschickten Finger regte und ihr und Arsinoe anfänglich manchen nützlichen Handgriff gezeigt hatte.

Jetzt bot die Arbeiterin ungebeten Selenen ihre schiefe Schulter als Stütze dar und richtete jeden ihrer Schritte mit so feinem Gefühl nach denen der Leidenden, als ob sie alles, was dieser weh that, mit ihr empfinde.

So gelangten beide, ohne mit einander zu reden, bis zum Thor der Fabrik.

In dem ersten Hofe nöthigte die Verwachsene Selenen, sich auf ein Bündel von Papyrusstengeln zu setzen, welche überall neben großen Wasserbehältern, in denen die Pflanzen aufgefrischt wurden, nach ihrer Heimat geordnet und zu hohen Haufen aufgethürmt, nebeneinander lagen.

Nach kurzer Rast durchschritten sie den Saal, in dem die dreikantigen grünen Stengel nach der Güte des weichen Markes, das sie enthielten, ausgesucht wurden.

Die folgenden Räume, in denen Männer die grüne Schale der Stengel von dem Mark lösten, und die langen Säle, in welchen besonders geschickte Arbeiter dieses letztere mit scharfen Messern in lange, fingerbreite feuchte Streifen von verschiedener Feinheit zerspalteten, schienen ihr, je weiter sie ging, desto endloser zu werden und gar nicht aufhören zu wollen.

Sonſt ſaßen hier zur Rechten und Linken eines breiten Ganges, den die Sklaven benützten, wenn ſie die fertigen Lamellen in's Trockenhaus trugen, die Markſpalter in langen Reihen, jeder für ſich an ſeinem Tiſchchen; heute aber hatten die meiſten ſchon ihre Plätze verlaſſen und ſtanden plaudernd bei einander oder packten ihre hölzernen Schraubſtöcke, Meſſer und Schleifſteine zuſammen.

In der Mitte dieſes Raumes ſank Selenens Hand von der Schulter ihrer Begleiterin, und von Schwindel erfaßt ſagte ſie leiſe:

„Ich kann nicht mehr.“

Die Verwachſene hielt ſie aufrecht ſo gut ſie konnte, und obgleich ſie ſelbſt nicht ſtark war, ſo gelang es ihr doch, Selenen bis zu einer leeren Bank mehr zu tragen als zu führen, und ſie auf ihr niederzulaſſen.

Einige Arbeiter ſammelten ſich um die zuſammengeſunkene Ohnmächtige und brachten Waſſer herbei; dann als die Leidende die Augen wieder aufſchlug und ſie erfuhren, daß ſie in diejenigen Räume gehöre, in denen man die fertigen Papyrusblätter aneinander klebe, erboten ſich einige von ihnen ſie dahin zu tragen.

Ehe Selenens Zuſtimmung erfolgt war, hatten ſie die Bank ergriffen und mit ihrer leichten Laſt hochgehoben. Das verletzte Glied hing nun in der Luft und verurſachte der Leidenden ſolchen Schmerz, daß ſie aufſchrie, das kranke Bein an ſich zu ziehen verſuchte und mit der Hand nach ihrem Knöchel griff. Ihre Begleiterin lieh ihr ſogleich Hülfe, denn ſie nahm

ungebeten Selenens Fuß in die Hände und ſtützte ihn mit zarter, vorſichtiger Sorgfalt.

Alle Augen richteten ſich auf das wie im Triumph von Männern getragene, hoch in der Luft ſchwebende Mädchen, und die Leidende fühlte dieß, aber es war ihr dabei zu Muthe, als wäre ſie eine Verbrecherin, die man durch die Straßen führe, um den Bürgern ihre Schande zu zeigen.

In den großen Räumen, woſelbſt hier Männer, dort gut geübte und beſonders geſchickte Mädchen und Frauen die getrockneten ſchmalen Papyrusſtreifen kreuzweiſe zu Bogen übereinander klebten, fühlte ſie ſich kräftig genug, um den Schleier feſt um ihr tief geneigtes Antlitz zu ziehen.

Arſinoe und ſie ſelbſt hatten ſtets, um unerkannt zu bleiben, dicht verſchleiert dieſe Räume durchſchritten, und nur in dem kleinen Zimmer, in dem ſie mit zwanzig anderen Frauen fertige Bogen zuſammenklebten, ihre Hüllen abgelegt.

Jetzt ſahen alle ſie prüfend und neugierig an.

Gewiß, ihr Fuß that ihr weh, gewiß brannte die Wunde an ihrem Haupte, gewiß fühlte ſie ſich elend; aber dennoch fand der Bettelſtolz, den ſie von ihrem Vater geerbt hatte, und das herabſetzende Bewußtſein, von dieſen geringen Leuten für eine der Ihren gehalten zu werden, Raum genug in ihrer Seele.

In ihrem Arbeitszimmer waren nur freie Frauen thätig, aber mehr als tauſend Sklaven rührten in der Fabrik die Hände, und ſie hätte eben ſo gern mit Thieren aus einer Schüſſel gegeſſen, als mit dieſen etwas getheilt.

Zu einer Zeit, in der es in ihrem Hause an allem gebrach, hatte ihr eigener Vater ihr Auge auf die Fabrik gerichtet, indem er entrüstet erzählte, daß eines verarmten Bürgers Töchter sich und ihren ganzen Stand erniedrigten, indem sie sich, um Geld zu verdienen, mit Papyrusmacherei abgäben. Sie würden freilich gut genug bezahlt, und auf Selenens Frage hatte er die Höhe des Lohnes angegeben, den sie erhielten, und den Namen des reichen Fabrikanten genannt, der ihnen mit seinem Golde die bürgerliche Ehre abgekauft habe.

Bald darauf war sie allein in die Fabrik gegangen, hatte mit dem Leiter derselben alles Nöthige besprochen und dann mit Arsinoe ihre Thätigkeit in der Werkstätte begonnen, in der beide nun schon seit zwei Jahren Tag für Tag mehrere Stunden fertige Papyrusblätter zusammenklebten.

Wie oft hatte Arsinoe beim Beginn einer neuen Woche oder wenn sich besonderer Widerwille gegen die Arbeit in ihr regte, sich geweigert, ihr von neuem in die Fabrik zu folgen, und wie viel Ueberredungskunst hatte sie aufbieten, wie viele neue Bänder kaufen, wie oft die Theilnahme an einer Schaustellung bewilligen müssen, welche die Hälfte eines ganzen Wochenlohnes in Anspruch nahm, um Arsinoe zu bewegen, bei der Arbeit auszuharren und die Drohung, dem Vater zu verrathen, wohin sie ihre sogenannten Spaziergänge richteten, unausgeführt zu lassen.

Als Selene, welche bis an die Thür ihrer Werkstätte getragen worden war, wieder auf ihrem ge-

wöhnlichen Arbeitsſchemel und vor dem langen Klebebrett ſaß, auf dem hundert fertige Papyrusblätter zuſammengefügt werden ſollten, fühlte ſie ſich kaum fähig, die Hülle von dem Geſicht zu entfernen.

Sie zog den oberſten Bogen vor ſich hin, tauchte den Pinſel in das Gummigefäß und begann den Rand des Blattes mit dem Klebeſtoff zu beſtreichen; — aber mitten bei dieſer Arbeit verſagte ihr die Kraft und das leichte Werkzeug entfiel ihren Fingern, ſie legte die Hände auf den Tiſch, das Geſicht in die Hände und begann leiſe zu weinen.

Während ihre Thränen langſam floſſen, ihre Schultern zuckten und Schauer auf Schauer ihren jungen Leib ſchüttelte, hatte eine Frau, welche Selenen gegenüberſaß, die Verwachſene zu ſich herangerufen und leiſe mit ihr geflüſtert, ihr dann die Hand feſt und innig gedrückt und ihr mit ihren großen, völlig glutloſen, aber rein und hell glänzenden Augen in die ihren geſchaut.

Darauf ſetzte ſich die Verwachſene ſchweigend auf Arſinoe's leeren Platz neben Selene und ſchob der Frau die kleinere Hälfte der vor ihr liegenden Blätter zu; dann begannen beide emſig zu kleben.

Sie hatten ſich ſchon lange dieſer Arbeit hingegeben, als Selene endlich ihr Haupt erhob und von neuem den Pinſel zu ergreifen verſuchte. Sie ſchaute ſich um und bemerkte ihre Begleiterin, der ſie nicht einmal Dank für ihre Hülfe geſagt hatte, auf Arſinoe's Platz eifrig die Hände regen.

Fragend ſchaute ſie mit den immer noch feuchten

Augen ihre Nachbarin an, und als dieſe, ganz von ihrer Arbeit in Anſpruch genommen, den Blick der Leidenden nicht bemerkte, ſagte Selene mehr verwundert als freundlich:

„Das iſt meiner Schweſter Platz; heute magſt Du ihn benützen, aber wenn die Fabrik wieder auf iſt, ſo muß ſie wieder neben mir ſitzen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ entgegnete die Arbeiterin ſchüchtern. „Ich mache da nur eure Bogen fertig, denn ich habe nichts mehr zu thun, und man ſieht Dir ja an, wie weh Dir Dein Fuß thut.“

Was hier geſchah, war für Selene etwas ſo Fremdes und Neues, daß ſie ihre Nachbarin nicht verſtand und die Achſel zuckend entgegnete:

„Meinethalben verdiene Dir ſo viel Du kannſt; ich bringe heut doch nichts zu Stande.“

Die Verwachſene erröthete und blickte die ihr gegenüberſitzende Frau unſchlüſſig an. Dieſe legte ſogleich ihren Pinſel aus der Hand und ſagte, indem ſie ſich an Selene wandte:

„So meint es Maria nicht, liebes Kind. Sie hat die eine Hälfte Deiner Tagesarbeit und ich habe die andere fertig zu machen übernommen, damit Dein Leiden Dich nicht um Deinen Tagelohn bringt.“

„Seh' ich ſo arm aus?“ fragte des Keraunus Tochter, und leichtes Roth färbte ihre blaſſen Züge.

„Gewiß nicht, Kind,“ entgegnete die Frau. „Du und Deine Schweſter, ihr ſeid beſtimmt aus einem guten Hauſe, aber gönn' uns doch die Freude, Dir behülflich zu ſein.“

„Ich weiß nicht . . .“ ſtammelte Selene.

„Wenn Du ſäheſt, daß es mir ſchwer fiele mich zu bücken, und der Wind wehte die Blätter hier auf den Boden, würdeſt Du ſie nicht gern für mich aufheben?“ fragte die Frau. „Was wir hier für Dich thun, iſt nicht weniger und auch nicht viel mehr. In einigen Minuten ſind wir fertig, und dann können wir den Anderen folgen, die ja alle ſchon fort ſind. Ich bin eure Aufſeherin, wie Du weißt, und muß ohnehin hier bleiben, bis die Letzte von euch die Werkſtätte verläßt.“

Selene fühlte wohl, daß ſie für die Freundlichkeit, welche dieſe beiden Frauen ihr erwieſen, dankbar zu ſein habe, und doch wollte ſie ihr vorkommen wie ein Almoſen, das man ihr aufdrang. Darum gab ſie, immer noch mit zartem Roth auf den Wangen, raſch zurück:

„Ich bin ſehr erkenntlich für euren guten Willen, gewiß ſehr erkenntlich; aber hier arbeitet doch Jeder für ſich, und es würde ſich nicht für mich ſchicken, mir von euch ſchenken zu laſſen, was ihr euch verdient habt.“

Dieſe letzten Worte hatte das Mädchen mit einer von Hochmuth keineswegs freien Entſchiedenheit geſprochen, aber ſie trübte nicht die gütige Ruhe der Frau, welche die Arbeiterinnen „Wittwe Hanna“ zu nennen pflegten, und die nun, den ruhigen Blick ihrer großen Augen auf Selene richtend, freundlich erwiederte:

„Wir haben gern für Dich gearbeitet, liebe Tochter, und ein göttlicher Weiſer hat geſagt, geben ſei ſeliger

denn nehmen. Verſtehſt Du, was das bedeutet? In unſerem Falle will es ſagen, daß es gute Menſchen weit glücklicher macht, ſich gefällig zu erweiſen, als von Anderen gute Gaben zu empfangen. Du ſagſt ja, Du wäreſt uns erkenntlich. Willſt Du uns nun unſere Freude verderben?"

„Ich begreife nicht recht . . ." erwiederte Selene.

„Nicht?" unterbrach ſie die Wittwe Hanna. „So verſuche es nur einmal, Dich ſelbſt gegen Andere mit recht herzlicher Liebe gefällig zu erweiſen, und Du wirſt ſehen, wie gut das thut, wie das die Bruſt erweitert und jede Mühe in Luſt verwandelt. Nicht wahr, Maria, wir wollen Selene recht innig danken, wenn ſie uns die Freude nicht trübt, für ſie die Hände zu regen?"

„Ich hab' es ſo gern gethan," erwiederte die Verwachſene, „und da bin ich fertig."

„Und ich auch," ſagte die Wittwe, indem ſie mit einem Tuch das letzte Blatt auf ſeinen Nachbar drückte und dann die von ihr vollendeten Streifen mit denen Maria's vereinte.

„Ich danke euch ſehr," murmelte Selene mit niedergeſchlagenen Augen und erhob ſich von ihrem Seſſel. Sie verſuchte dabei, ſich auch ihres kranken Fußes als Stütze zu bedienen und dieß verurſachte ihr ſolchen Schmerz, daß ſie mit einem leiſen Aufſchrei wieder auf ihren Stuhl zurückſank.

Die Wittwe eilte ſogleich an ihre Seite, kniete neben ihr nieder, nahm den verletzten Fuß mit zarter Behutſamkeit in ihre ſchön gebildeten, ſchmalen Hände,

betrachtete ihn aufmerksam, befühlte ihn leise und rief dann entsetzt vor sich hin:

„Mein Heiland! Mit diesem Fuß ist sie über die Straße gegangen?“ Dann erhob sie ihr Antlitz zu Selene und sagte liebreich:

„Armes, armes Kind! Was mußt Du leiden! Wie das geschwollene Fleisch die Sandalenriemen umgibt. Es ist schrecklich! Und doch! Wohnst Du weit von hier?“

„Ich komme in einer halben Stunde nach Hause.“

„Unmöglich! Laß mich erst auf meiner Tafel nachsehen, was Du von dem Zahlmeister zu fordern hast, damit ich es hole, und dann wird sich schon finden, was sich für Dich thun läßt. Du bleibst indessen still sitzen, liebe Tochter, und Du, Maria, stellst ihr einen Schemel unter die Füße und lösest ihr vorsichtig die Riemen vom Knöchel. Fürchte Dich nicht, Kind, sie hat weiche, pflegsame Hände.“

Bei diesen Worten erhob sie sich und küßte die Stirn und beide Augen Selenens; diese aber hielt sie fest und sagte mit feuchtem Blick und vor Rührung bebender Stimme nichts als:

„Frau Hanna, liebe Frau Hanna.“

Wie an einem Oktobertage warmer Sonnenschein den Wanderer an den vergangenen Sommer zu denken veranlaßt, so erinnerte der Wittwe Sein und Thun Selenen an die lang entbehrte Liebe und Sorgfalt ihrer guten Mutter. In die Bitterkeit ihres Schmerzes mischte sich etwas wohlthuend Süßes. Sie nickte der Wittwe dankbar zu und blieb folgsam auf ihrem Sessel

ſitzen. Es that ihr ſo gut, wieder einmal gehorchen, gern gehorchen, ſich Kind fühlen und für liebreiche Sorgfalt Dank empfinden zu dürfen.

Die Wittwe entfernte ſich, und Maria ließ ſich vor Selenen auf ein Knie nieder, um die Riemen, welche von den angeſchwollenen Muskeln halb verdeckt wurden, zu lockern und zu beſeitigen. Sie that es mit großer Behutſamkeit, aber ſobald ihre Finger ſie nur berührten, zuckte die Leidende ächzend zuſammen und ſank in Ohnmacht, ehe die Verwachſene die Riemen gelöst hatte.

Maria brachte Waſſer und kühlte ihr die Stirn und die heiße Kopfwunde. Nachdem Selene wieder die Augen aufgeſchlagen hatte, kehrte Frau Hanna zurück. Als die Wittwe ihr über das volle, weiche Haar ſtrich, lächelte die Kranke und fragte leiſe:

„Hab' ich geſchlafen?“

„Du hatteſt die Augen geſchloſſen, liebes Kind,“ entgegnete die Aufſeherin. „Hier hab' ich Deinen und Deiner Schweſter Lohn für zwölf Tage. Rühre Dich nicht; ich ſtecke ihn in Dein Täſchchen. Maria iſt mit der Löſung des Schuhes nicht zu Stande gekommen, aber gleich wird der Arzt, den die Fabrik für ihre Leute hält, hier ſein und für den armen Fuß da gute Dinge verordnen. Der Obervorſteher läßt auch eine Sänfte für Dich herrichten. Wo wohnt ihr?“

„Wir?“ fragte Selene erſchreckt. „Nein, nein, ich gehe nach Hauſe.“

„Aber liebes Kind, Du kämeſt nicht bis in die Höfe, auch wenn wir beide Dich führten.“

„So laß mir eine Sänfte von der Straße holen. Mein Vater — es braucht Niemand zu wiſſen! — Ich kann nicht.“

Frau Hanna winkte Maria ſich zu entfernen, und als ſich die Thür hinter der Verwachſenen geſchloſſen hatte, nahm ſie einen Seſſel, ſetzte ſich Selenen gegenüber, legte ihre Hand auf das geſunde Knie der Leidenden und ſagte:

„Nun ſind wir allein, liebes Mädchen. Ich bin nicht ſchwatzhaft und werde Dein Vertrauen gewiß nicht mißbrauchen. Sage mir ruhig, wohin Du gehörſt. Nicht wahr? Du glaubſt mir's, daß ich es gut mit Dir meine!“

„Ja,“ entgegnete Selene innig und ſchaute der Wittwe in das von völlig ſchlichtem braunem Haar umrahmte, ſehr ebenmäßig geſchnittene Antlitz, das auf jedem ſeiner Züge den Stempel freundlicher Herzensgüte trug. „Ja, Du erinnerſt mich ſogar an meine Mutter.“

„Die könnt' ich auch ſein,“ entgegnete Hanna.

„Ich bin ſchon neunzehn Jahre alt.“

„Schon?“ gab Hanna lächelnd zurück. „Mein Leben währt doppelt ſo lang als das Deine. Ich beſaß auch ein Kind, einen Sohn, und der ward mir genommen, als er noch klein war. Jetzt wär' er um ein Jahr älter als Du, mein Mädchen; haſt Du noch Deine Mutter?“

„Nein,“ entgegnete Selene mit der alten, ihr zur Gewohnheit gewordenen Herbheit. „Die Götter haben ſie uns entriſſen. Sie wäre jetzt, wie Du, noch nicht

vierzig Jahr alt, und ſie war ſo ſchön und freundlich wie Du. Als ſie ſtarb, hinterließ ſie außer mir noch ſieben andere Kinder, alle klein, und darunter eines, das blind iſt. Ich bin die Aelteſte und thue für ſie, was ich kann, damit ſie nicht verkommen."

„Gott wird Dir bei dieſer ſchönen Aufgabe helfen."

„Die Götter?" rief Selene bitter. „Sie laſſen ſie wachſen; das Andere hab' ich allein zu beſorgen. O, mein Fuß, mein Fuß!"

„Wir wollen auch jetzt vor allen Dingen an ihn denken. Dein Vater iſt noch am Leben?"

„Ja."

„Und er darf nicht wiſſen, daß Du hier arbeiteſt?"

Selene ſchüttelte verneinend das Haupt.

„Er iſt unvermögend, aber von vornehmer Herkunft?"

„Ja."

„Ich glaube, da kommt der Arzt. Nun? Soll ich Deines Vaters Namen nicht wiſſen? Es wird doch nöthig ſein, Dich nach Hauſe zu ſchaffen."

„Ich bin die Tochter des Palaſtverwalters Kerauнus und unſer Quartier befindet ſich im Schloß auf der Lochias," entgegnete Selene mit einem raſchen Entſchluß, aber leiſe flüſternd, damit der Arzt, welcher die Thür des Gemachs öffnete, ſie nicht verſtehe. „Niemand, und mein Vater am letzten, darf wiſſen, was wir hier thun."

Die Wittwe winkte ihr beruhigend zu, begrüßte

den ergrauten Heilkünſtler, welcher mit ſeinem Gehülfen die Werkſtätte betreten hatte, führte ihn zu der Kranken, kühlte mit einem naſſen Tuch des Mädchens Stirn und Wunde, ſtützte es mit ihren Armen und küßte, wenn der Schmerz es zu übermannen drohte, ſeine Wangen, während der Alte das kranke Glied unterſuchte und mit einer ſcharfen Scheere die Riemen von dem verletzten Knöchel ſchnitt.

Manches aus tiefſter Bruſt kommende Stöhnen, mancher jähe Aufſchrei verrieth, wie überwältigend groß der Schmerz ſei, den Selene ausſtand.

Als endlich ihr zarter, ſchön gebauter, nun aber in Folge der hohen Geſchwulſt entſtellter Fuß von ſeinen Banden befreit war und ihr Knöchel den Druck der prüfenden Finger des Arztes überſtanden hatte, rief dieſer, indem er ſich an ſeinen ihm Beiſtand leiſtenden Gehülfen wandte:

„Sieh her, Hippolyt! Mit dieſem Ding da iſt das Mädchen über die Straße gegangen. Wenn ein Anderer mir von dieſem Falle erzählte, ſo würde ich ihm ſagen, er möge ſeine Lügen für ſich behalten. Die Fibula am Gelenk iſt entzwei und mit dem gebrochenen Gliede iſt das Kind weiter gelaufen, als ich mir außerhalb meiner Sänfte zu kommen getraue. Beim Hunde, Mädchen, wenn Du nicht zeitlebens lahm bleibſt, ſo iſt es ein Wunder.“

Selene hörte mit geſchloſſenen Augen und zum Verlöſchen matt dem Arzte zu. Bei ſeinen letzten Worten zuckte ſie leiſe und mit einem verächtlichen Zug auf den Lippen die Achſel.

„Du machſt Dir nichts aus dem Hinken?“ fragte der Alte, deſſen ſcharfen Augen nichts an ſeiner Patientin entging. „Das iſt Deine Sache, meine aber iſt es, zu verhüten, daß Du unter meinen Händen zum Krüppel wirſt. Die Gelegenheit, ein Wunder zu verrichten, wird unſer einem nicht alle Tage geboten, und zum Glück ſtellſt Du mir ſelbſt einen tüchtigen Helfer zur Seite: keinen Liebſten oder dergleichen, mein' ich, obgleich Du nichtswürdig hübſch biſt, ſondern Deine ſchöne, ſchöne, heilkräftige Jugend. Das Loch im Kopfe iſt auch heißer als nöthig. Kühlt es gehörig mit friſchem Waſſer. Wo wohnſt Du, Mädchen?“

„Faſt eine halbe Stunde von hier,“ nahm Frau Hanna für Selene das Wort.

„So weit kann man ſie jetzt ſelbſt auf einer Sänfte nicht tragen,“ entgegnete der Alte.

„Ich muß nach Hauſe!“ rief Selene entſchieden, indem ſie ſich hoch aufzurichten verſuchte.

„Unſinn!“ rief der Arzt. „Ich muß mir auch ſolche Bewegungen verbitten. Still liegen, aushalten, gehorſam ſein, ſonſt nimmt der ſchlechte Spaß noch ein nichtswürdiges Ende. Das Fieber hat ſchon begonnen und heut' Abend kommt es noch beſſer. Es hat mit dem Bein nichts zu ſchaffen, aber deſto mehr mit der entzündeten Wunde am Kopfe.

„Ging' es vielleicht,“ fuhr er, indem er ſich an Frau Hanna wandte, fort, „hier ein Lager zurecht zu machen, auf dem ſie liegen bleiben könnte, bis man die Fabrik wieder öffnet?“

„Lieber geh' ich zu Grunde!“ ſchrie Selene auf und verſuchte dem Arzte ihren Fuß zu entziehen.

„Still, ſtille nur, liebes Kind,“ bat die Wittwe beruhigend. „Ich weiß ſchon, wohin wir Dich bringen. Mein Haus liegt im Garten der Frau Paulina, der Wittwe des Pudens, hier neben, hart am Meere, kaum tauſend Schritte von hier, und an einem weichen Lager und ſorgſamer Pflege wird es Dir da nicht fehlen. Eine gute Sänfte ſteht bereit, und ich ſollte doch meinen . . .“

„Iſt immer noch ein Stück Weges,“ entgegnete der Alte; „aber freilich, beſſer als bei Dir kann ſie nirgends bewahrt ſein, Frau Hanna. Verſuchen wir's denn, und ich begleite ſie, um den vermaledeiten Trägern die Schienbeine zu zerſchlagen, wenn ſie nicht gleichmäßig ſchreiten.“

Selene widerſprach dieſer Anordnung nicht und nahm den Trank willig ein, den der Alte ihr reichte; aber ſie weinte leiſe, als man ſie in die Sänfte ſetzte und ihren Fuß ſorgfältig mit Kiſſen unterſtützte.

Auf der Straße, wohin ſie bald durch eine Nebenpforte gelangte, umſchleierte ſich ihr Bewußtſein von neuem und halb wachend halb wie im Traum hörte ſie die Stimme des Arztes, der ihre Träger zur Vorſicht mahnte, ſah ſie auf der Straße die an ihr vorüberziehenden Leute, Reiter und Wagen. Dann bemerkte ſie, daß man ſie durch einen großen Garten trug, und endlich ahnte ſie dunkel, daß man ſie auf ein Bett legte.

Von nun an beherrſchten Träume ihre Seele, aber

daß die Wirklichkeit ihr Anrecht an sie nicht völlig verloren, bewies manches schmerzliche Zucken im Gesicht und dann und wann eine schnelle Bewegung ihrer Hand, welche nach dem verwundeten Haupte griff.

An ihrem Lager saß Frau Hanna und handelte genau nach der Verordnung des Arztes, der die Kranke erst verließ, nachdem er sich mit ihrem Bett und ihrer Lage auf ihm völlig einverstanden erklären konnte.

Maria saß neben der Wittwe und half ihr Umschläge anfeuchten und aus altem Leinenzeug Binden schneiden.

Als Selene ruhiger zu athmen begann, winkte Frau Hanna ihre Helferin ganz nahe zu sich heran und fragte leise:

„Kannst Du bis morgen früh hier bleiben? Wir müssen einander in der Pflege ablösen, denn es gibt vielleicht viele Nächte zu wachen. Wie heiß sich die Kopfwunde anfühlt!“

„Ja; nur muß ich es der Mutter sagen, damit sie sich nicht ängstigt.“

„Gut; und dann magst Du noch einen zweiten Gang übernehmen, denn ich kann jetzt das arme Kind nicht verlassen.“

„Ihre Angehörigen werden besorgt sein.“

„Zu ihnen sollst Du eben gehen; aber Niemand außer uns beiden darf erfahren, wer sie ist. Frage nach Selenens Schwester und erzähle ihr, was geschehen ist; findest Du ihren Vater, so sage ihm, ich pflege seine Tochter und der Arzt verbiete ihr streng, zu gehen oder sich tragen zu lassen. Er darf nicht

wiſſen, daß Selene zu unſeren Arbeiterinnen gehört, erwähne alſo vor ihm die Fabrik mit keinem Wort. Findeſt Du weder Arſinoe noch den Vater zu Hauſe, ſo ſage nur Dem, der Dir öffnet, ich hätte die Kranke bei mir aufgenommen und thäte es gern. Von unſerer Werkſtätte, hörſt Du, wird nicht geredet. Und noch Eins: das arme Mädchen wäre gewiß nicht trotz ſeiner Schmerzen in die Fabrik gegangen, wenn die Ihrigen ihren Lohn nicht ſehr nöthig hätten. Gib ihnen dieſe Drachmen und ſage, wie es ja wahr iſt, wir hätten ſie bei Selene gefunden."

Neunzehntes Kapitel.

Plutarch, einer der reichſten Bürger von Alexandria, dem auch die Papyrusfabrik, in der Selene und Arſinoe arbeiteten, gehörte, hatte ſich freiwillig erboten, für eine „ſchickliche“ Aufnahme der Frauen und Töchter ſeiner Mitbürger, welche ſich heute in einem der kleineren Theater der Stadt verſammeln ſollten, zu ſorgen.

Wer ihn kannte, der wußte, daß dieſes „ſchicklich“ in ſeinem Munde ſo viel wie kaiſerlich glänzend bedeute.

Die Schiffsbauerstochter hatte Arſinoe auf große Dinge vorbereitet, aber ſchon am Eingang des Schauſpielhauſes wurden ihre Erwartungen übertroffen, denn als ihr Vater ſeinen und ihren Namen nannte, überreichte ihr ein aus einem Blumenkorbe herausſchauender Knabe einen herrlichen Strauß, und ein anderer, der auf einem Delphin ſaß, bot ihr als Eintrittsmarke ein fein geſchnitztes und in Gold gefaßtes Plättchen von Elfenbein dar, das mit einer Nadel verſehen war und von den Geladenen wie eine

Spange am Peplum getragen werden konnte und ſollte.

An jedem Thor des Theaters wurden den eintretenden Frauen ähnliche Geſchenke überreicht.

Die in den Zuſchauerraum führenden Gänge waren mit Wohlgeruch erfüllt, und Arſinoe, die ſchon einige Male dieſes Theater beſucht hatte, erkannte es kaum wieder, ſo reich war es mit Blumen und Tüchern geſchmückt.

Wer hatte auch jemals auf den erſten Plätzen Frauen und Jungfrauen an Stelle der Männer ſitzen ſehen, wie dieß heute der Fall war? Wurde es doch den Töchtern der Bürger überhaupt nur bei ganz beſonderen, ſeltenen Gelegenheiten geſtattet, einem Schauſpiele zuzuſehen.

Lächelnd, wie zu einem alten Gefährten, dem man über den Kopf gewachſen iſt, ſchaute ſie zu den leeren Sitzen auf den höchſten, billigſten Rängen des halbrunden Zuſchauerraumes empor, auf denen ſie, wenn es gegolten hatte in das eigene magere Beutelein zu greifen, manchmal vor Luſt, vor Furcht oder Mitgefühl beinahe vergangen wäre, obgleich der Zugwind da oben unter dem freien, das Theater überwölbenden Himmel nicht ruhen wollte. Im Sommer gab es dort noch mehr zu leiden, und zwar durch die Segel, welche die Sonnenſeite des Zuſchauerraumes beſchatten ſollten. Die großen Tücher wurden vermittelſt ſtarker Seile regiert, und wenn man dieſe durch die Ringe zog, in denen ſie ſpielten, ſo gab es ein Gekreiſch, vor dem man die Ohren verſchließen

mußte. Oft galt es auch, den Kopf zu wenden, um nicht von den ſchweren Tauen oder dem Segel getroffen zu werden.

Aber an dieß alles erinnerte ſich Arſinoe heute nur wie ein Schmetterling, der ſich in der Sonne ſpiegelt, an das häßliche Puppenhaus denken mag, das er durchbrochen hat, und welches nun hinter ihm liegt.

Strahlend vor freudiger Erregung ließ ſie ſich mit ihrer jungen Gefährtin, der ſchwarz gelockten Schiffsbauerstochter, auf ihren Sitz führen.

Sie merkte wohl, daß zahlreiche Blicke ſich auf ſie richteten, aber das ſteigerte ihre Luſt, denn ſie wußte, daß ſie ſich ſehen laſſen dürfe, und recht vielen Leuten zu gefallen, meinte ſie, ſei doch das beſte Vergnügen.

Heute gewiß!

Waren doch diejenigen, welche ſie anſchauten, die erſten Bürger der Stadt. Da ſtanden ſie auf der Bühne und unter ihnen befand ſich der gute lange Pollux und winkte ihr mit der Hand. Sie konnte die Füße nicht ſtill halten, aber die Arme zwang ſie zur Ruhe, indem ſie ſie über dem Buſen kreuzte, um nicht zu verrathen, wie ſehr ſie erregt war.

Die Vertheilung der Rollen hatte bereits begonnen, denn wegen ihres Wartens auf Selene war ſie faſt um eine halbe Stunde zu ſpät gekommen.

Sobald ſie bemerkte, daß die Augen, welche ſie bei ihrem Eintritt in das Theater beobachtet hatten, von anderen Zielen angezogen wurden, ſchaute ſie ſich ſelbſt um.

Sie ſaß auf einer der kurzen Bänke am unterſten, ſchmalſten Ende der Keile, die ſich nach oben hin verbreiterten und durch Treppen für die Eintretenden und Fortgehenden von einander getrennt, das Halbrund des Zuſchauerraumes bildeten.

Sie war hier von lauter jungen Mädchen und Frauen umgeben, welche an den Schauſtellungen theilnehmen ſollten.

Die Plätze der Mitwirkenden wurden von der Bühne durch die Orcheſtra getrennt, von der aus jene mit Hülfe der Stufen, auf denen ſonſt die Chöre zu ihr hinanſtiegen, leicht zu erreichen war.

Hinter Arſinoe ſaßen in weiteren Bogen die Mütter, Väter und Gatten der Mitwirkenden, zu denen ſich auch Keraunus in ſeinem krokusfarbigen Pallium geſellt hatte, und eine ziemliche Anzahl von ſchauluſtigen Matronen und älteren Bürgern, welche der Einladung Plutarch's gefolgt waren.

Unter den jungen Frauen und Mädchen ſah Arſinoe viele, deren Schönheit ihr auffiel, aber ſie freute ſich neidlos an ihrem Anblick, und es kam ihr nicht in den Sinn, ſich ſelbſt mit ihnen zu vergleichen; denn ſie wußte genau, daß ſie ſehr hübſch ſei und ſich nirgends, ſelbſt hier nicht, zu verſtecken brauche, und das war ihr genug.

Das von den Zuſchauern ausgehende vielſtimmige Geſumm, welches ohne Unterbrechung ihr Ohr berührte, und der feine Duft, welcher von dem Altar in der Orcheſtra aufſtieg, hatten etwas Berauſchendes. Es ſtörte ſie auch Niemand bei ihrem Schauen in

die Runde, denn ihre Gefährtin hatte Freundinnen gefunden, mit denen ſie plauderte und lachte. Andere Mädchen und Frauen blickten ſtill vor ſich hin oder muſterten die übrigen Zuſchauer und Zuſchauerinnen mit den Augen, und wieder andere wandten ihre ganze Aufmerkſamkeit der Bühne zu.

Arſinoe folgte bald dem Beiſpiel der Letzteren, und zwar nicht nur um ihres Spielgefährten Pollux willen, der auf Wunſch des Präfekten Titianus trotz des Widerſpruches ſeines Meiſters Papias zu den mit der Anordnung der Schauſtellung betrauten Künſtlern geſellt worden war.

Mehr als einmal hatte ſie die Nachmittagsſonne ſo hell wie heute in das Theater ſcheinen und den blauen Himmel nicht weniger wolkenlos als jetzt den Zuſchauerraum überwölben ſehen, aber wie ganz anders als ſonſt ſah es auf der hoch erhobenen Fläche hinter der Orcheſtra aus!

Die ſäulenreiche Front eines ganz aus vielfarbigem Marmor gebauten und mit goldenem Zierat geſchmückten Königspalaſtes bildete zwar jetzt wie immer den Hintergrund der Bühne, aber dießmal ſchlangen ſich freundlich von Pilaſter zu Pilaſter, von Säule zu Säule friſche und duftende Blumenguirlanden. Viele Künſtler, die erſten der Stadt, bewegten ſich, mit Tafeln und Stiften in den Händen, zwiſchen fünfzig Mädchen und Frauen umher, und Plutarch ſelbſt und die ihn umgebenden Herren bildeten einen ſtattlichen Chor, der ſich bald trennte, bald ſich wieder zuſammenfand.

Auf der rechten Seite der Bühne ſtanden drei purpurne Polſter.

Auf dem einen ſaß der Präfekt Titianus, der wie die Künſtler einen Griffel führte, mit ſeiner Gattin Julia, auf dem andern lag Verus lang ausgeſtreckt und wie immer mit Roſen bekränzt; das dritte für Plutarch beſtimmte Lager war unbeſetzt.

Ohne Zwang unterbrach der Prätor jede Rede, als ob er hier der Wirth ſei, und mancher ſeiner Bemerkungen folgte laute Zuſtimmung oder beifälliges Lachen.

Des reichen Plutarch Geſtalt, die für Jeden, der ſie auch nur einmal geſehen, unvergeßlich blieb, war Arſinoe nicht völlig fremd, denn vor wenigen Tagen hatte er ſich zum erſten Male ſeit mehreren Jahren mit einem Baumeiſter in ſeiner Papyrusfabrik gezeigt, um anzuordnen, in welcher Weiſe ihre Höfe und Räume für den Empfang des Kaiſers ausgeputzt werden ſollten.

Er war bei dieſer Gelegenheit auch in ihre Werkſtätte gekommen und hatte ſie mit einigen ſchelmiſchen Schmeichelworten in die Wange gekniffen.

Da wankte er über die Bühne.

Man ſagte, er wäre ein Greis von beinahe ſiebzig Jahren. Seine Beine waren auch halb gelähmt und dennoch regten ſie ſich in nie aufhörenden, ſchnellen, aber unfreiwilligen Bewegungen unter dem ſchweren, weit nach vorn gebogenen Körper, den rechts und links je ein ſtattlicher Jüngling ſtützte.

Sein edel geformtes Haupt mußte in ſeiner

Jugend ungewöhnlich schön gewesen sein. Jetzt ward sein Scheitel von einer Perrücke mit langen braunen Locken bedeckt, seine Augenbrauen und Wimpern waren tief dunkel gefärbt, seine Wangen über und über mit weißer und rosenrother Schminke bemalt, und dadurch gewann sein Gesicht das Ansehen, als wäre es bei einem Lächeln erstarrt. Auf seinen Locken trug er einen Kranz von seltenen traubenförmigen Blüten. Weiße und rothe Rosen in Fülle quollen aus den Brustfalten seiner bauschigen Toga hervor und wurden von goldenen Spangen festgehalten, auf denen große Edelsteine funkelten. Alle Ränder seines Umwurfs waren mit Rosenknospen umsäumt und über jeder war ein Smaragd befestigt, der wie ein glänzender Käfer schimmerte.

Die jungen Männer, welche ihn stützten, schienen Theile seiner Person zu sein.

Er achtete ihrer so wenig, als wären sie Krücken, sie aber bedurften keines Wortes, um zu wissen, wohin er begehre — wo er stehen zu bleiben und zu rasten wünsche.

Von fern erschien sein Gesicht wie das eines Jünglings, in der Nähe betrachtet wie ein bemaltes, regelmäßig geformtes Gypsbild mit großen beweglichen Augen.

Der Sophist Favorinus hatte über ihn gesagt, daß man diese schöne, zappelnde Leiche beweinen könnte, wenn man nicht über sie lachen müßte, und aus seinem eigenen Munde wollte man gehört haben, daß er die treulose Jugend gewaltsam zwänge bei ihm auszuharren.

Die Alexandriner nannten ihn wegen der ihn stützenden Jünglinge, ohne die man ihn nirgends sah und welche ihn auch, wenn er ausfuhr, begleiteten, den sechsbeinigen Adonis. Als er selbst zum ersten Mal von diesem Spitznamen hörte, hatte er gesagt: „Sie sollten mich lieber den sechshändigen nennen," und in der That war er gütigen Herzens, sehr freigebig und wohlthätig, sorgte väterlich für seine Arbeiter, hielt seine Sklaven gut, bereicherte seine Freigelassenen und ließ von Zeit zu Zeit große Spenden an Geld und Korn unter das Volk vertheilen.

Arsinoe sah mitleidig auf den armen alten Herrn, der mit aller Kunst und all seinem Golde sich die Jugend doch nicht zurückkaufen konnte.

In dem schmächtigen Manne, der soeben auf Plutarch zutrat, erkannte sie den Kunsthändler Gabinius, dem ihr Vater wegen des Mosaikgemäldes in ihrem Wohngemach die Thür gewiesen hatte.

Jetzt wurde die Unterredung der Beiden unterbrochen, denn die Vertheilung der weiblichen Rollen für die Gruppe „Alexander's Einzug in Babylon" hatte ihr Ende erreicht. Etwa fünfzig Mädchen und Frauen wurden von der Bühne entlassen und stiegen in die Orchestra hernieder.

Der Exeget, der höchste Beamte der Stadt, trat nun vor und empfing aus der Hand des Bildhauers Papias eine neue Liste.

Nachdem er dieselbe schnell mit den Augen durchflogen hatte, reichte er sie dem ihn begleitenden Herold, und dieser rief in den Zuschauerraum:

„Im Namen des hohen Exegeten bitte ich um eure Aufmerksamkeit, ihr hier versammelten Frauen und Töchter von macedonischen Männern und römischen Bürgern. Wir kommen nun zu einer neuen Abtheilung unserer Darstellung der Lebensschicksale des großen Macedoniers: ‚Alexander's Hochzeit mit Roxane', und ich ersuche diejenigen unter euch die Bühne zu betreten, welche unsere Künstler für diesen Theil des Aufzuges in's Auge gefaßt haben."

Nach dieser Anrede rief er mit weithin tönender tiefer Stimme eine lange Reihe von Namen auf, und so lange er dieß that, verstummte jeder andere Laut in dem weiten Zuschauerraume.

Auch auf der Bühne war alles still; nur Verus flüsterte Titianus einige Bemerkungen zu und der Kunsthändler raunte dem reichen Plutarch mit der ihm eigenen nervösen Eindringlichkeit lange Sätze in's Ohr, welche der alte Herr bald mit zustimmendem Kopfnicken, bald mit ablehnenden Handbewegungen beantwortete.

Arsinoe lauschte mit angehaltenem Athem und hoch klopfendem Herzen auf die Stimme des Herolds. Ueber und über erröthend zuckte sie zusammen und blickte verlegen in den Blumenstrauß, den sie in der Hand hielt, als von der Bühne aus laut und für alle Anwesenden deutlich vernehmbar gerufen wurde:

„Arsinoe, die zweite Tochter des Macedoniers und römischen Bürgers Kerauuus."

Die Schiffsbaumeisterstochter war schon vor ihr aufgerufen worden und hatte sogleich ihren Platz ver-

laſſen, Arſinoe aber wartete beſcheiden, bis ſich auch einige Matronen erhoben. Sie ſchloß ſich denſelben an und trat mit ihnen in eines der letzten Glieder des Zuges, welcher in die Orcheſtra hinab und auf den Stufen des Chors zu der Bühne hinanſtieg.

Dort wurden die Frauen und Mädchen in zwei Reihen aufgeſtellt und von den Künſtlern mit rückſichtsvoller Freundlichkeit betrachtet.

Arſinoe bemerkte bald, daß die Herren ſie länger und mehr als andere Mädchen anſchauten.

Auch nachdem ſich die Feſtordner, um Rath zu halten, zuſammengeſchaart hatten, ſahen ſie ſie fleißig an und ſprachen über ſie, das konnte ſie fühlen. Es entging ihr auch nicht, daß ſie das Ziel vieler Blicke der im Theater ſitzenden Zuſchauer geworden war, und es kam ihr nun vor, als wieſe man von allen Seiten mit Fingern auf ſie.

Sie wußte nicht mehr, wohin ſie ſchauen ſollte, und begann ſich zu ſchämen. Aber es freute ſie doch auch, von ſo Vielen bemerkt zu werden, und als ſie aus Befangenheit zu Boden ſchaute, um das Vergnügen zu verbergen, welches ſie empfand, rief Verus, dem ſich die Künſtler genähert hatten, indem er den Präfekten Titianus anſtieß:

„Reizend, reizend! eine Roxane, als wäre ſie aus dem Bilde geſprungen!“

Arſinoe hörte dieſe Worte und weil ſie ahnte, daß ſie ihr gelten möchten, wurde ſie noch verwirrter als vorher, und ihr befangenes Lächeln verwandelte ſich in den Ausdruck der frohen, aber doch bangen Er-

wartung eines Glückes, welches durch ſeine Größe ihr Herz beängſtigte.

Jetzt hatte einer unter den Künſtlern ihren Namen genannt, und als ſie ihren Blick zu erheben wagte, um zu ſehen, ob es nicht Pollux geweſen ſei, bemerkte ſie den reichen Plutarch, welcher mit ſeinen lebenden Stützen und dem hageren Kunſthändler Gabinius die Reihen ihrer Gefährtinnen muſterte.

Bald war er ihr ganz nahe gekommen, und während er ſich mit tänzelnden Schritten auf ſie zuſchieben ließ, ſtieß er den Kunſthändler in die Seite und ſagte, indem er den Rücken ſeiner Hand küßte und ihr mit dieſer und ſeinen großen Augen zuwinkte: „Kenne ich, kenn' ich! So etwas vergißt ſich nicht leicht. Elfenbein und rothe Korallen.“

Arſinoe erſchrak und das Blut wich aus ihren Wangen und alle Fröhlichkeit aus ihrem Herzen, als ſich der alte Herr vor ſie hinſtellen ließ und freundlich ſagte:

„Sieh, ſieh, ein Knöspchen aus der Papyrusfabrik unter ſo ſtolzen Roſen und Lilien. Sieh, ſieh! Aus der Werkſtätte in meine Verſammlung. Schadet nichts, ſchadet nichts. Die Schönheit ſieht man überall gern. Ich frage nicht, wie Du hieherkamſt, — ich freue mich nur, daß Du da biſt.“

Arſinoe bedeckte ihr halbes Geſicht mit der Hand, er aber tippte dreimal mit ſeinem ausgeſtreckten Mittelfinger auf ihren weißen Arm und wankte weiter, indem er ſtill vor ſich hin lachte.

Der Kunſthändler hatte Plutarch's Worte vernom-

men und fragte ihn, nachdem ſie ſich einige Schritte von Arſinoe entfernt hatten, mit lebhafter Entrüſtung:

„Hab' ich recht gehört? Eine Arbeiterin aus Deiner Fabrik, hier mitten unter unſeren Töchtern?“

„Ja doch; zwei thätige unter lauter müßigen Händen,“ entgegnete der Alte heiter.

„So hat ſie ſich hier eingedrängt, und man muß ſie entfernen.“

„Beileibe nicht; ſie iſt entzückend.“

„Empörend iſt es; hier in dieſer Verſammlung!“

„Empörend?“ unterbrach Plutarch den Andern. „Nicht doch! Man darf nicht gar zu wähleriſch ſein. Woher ſollten wir auch lauter Kinder von Antiquitätenverkäufern nehmen?“

Dann fügte er begütigend hinzu: „Deinem feinen Formenſinne müßte doch, ſollte ich meinen, dieß liebliche Weſen gefallen; oder fürchteſt Du, daß ſie den Künſtlern für die Rolle der Roxane geeigneter erſcheinen könnte, als Deine reizende Tochter? Höre nur die Herren da drüben. Laß uns ſehen, was ſie haben.“

Dieſe Worte bezogen ſich auf ein lautes Geſpräch, welches ſich in der Nähe der Polſter des Präfekten und des Prätors erhoben hatte.

Dieſe beiden und mit ihnen die meiſten Maler und plaſtiſchen Künſtler waren der Anſicht, daß Arſinoe eine Roxane von wunderbarer Wirkung abgeben würde.

Sie hoben hervor, daß ſie an Geſtalt und Antlitz der holden Tochter des baktriſchen Fürſten köſtlich ent-

ſpreche, wie ſie Aetion, deſſen Gemälde dieſem Theil der Schauſtellung zu Grunde gelegt werden ſollte, dargeſtellt habe. Nur der Bildhauer Papias und zwei ſeiner Genoſſen erklärten ſich entſchieden gegen dieſe Wahl und verſicherten mit Eifer, daß ſich unter allen anweſenden Jungfrauen nur eine, und zwar des Kunſthändlers Gabinius Tochter Praxilla eignen würde, als Braut Alexander's vor den Kaiſer zu treten. Alle drei ſtanden zu dem Vater dieſes ſchlank gewachſenen, in der That ſehr ſchönen Mädchens in geſchäftlicher Beziehung und wünſchten ſich dem reichen und gewandten Verkäufer ihrer Werke gefällig zu erweiſen. Ihr Eifer nahm ſogar einen heftigen Ton an, ſobald ſich der Kunſthändler im Gefolge des alten Plutarch zu den Streitenden geſellt hatte und ſie gewiß waren, von ihm gehört zu werden.

„Und wer iſt die Jungfrau da drüben?“ fragte Papias auf Arſinoe weiſend, als die Beiden ſich nahten. „Gegen ihre Schönheit läßt ſich nichts ſagen, aber ſie iſt mehr als einfach gekleidet, trägt keinen Schmuck, der der Rede werth wäre, und es iſt tauſend gegen eins zu wetten, daß ihre Eltern nicht in der Lage ſind, ſie mit ſo reichen Kleidern und ſo koſtbarem Schmuck auszuſtatten, wie er einer Roxane bei ihrer Vermählung mit Alexander gewiß nicht fehlen darf. In Seide, Gold und Edelſteinen muß die Aſiatin auftreten. Mein Freund dort wird ſeine Praxilla ſo zu kleiden wiſſen, daß der Glanz ihres Schmuckes den großen Macedonier ſelbſt überraſcht haben würde; wer aber iſt der Vater des hübſchen Kindes da, dem ſeine blauen

Bänder im Haar, seine beiden Rosen und sein weißes Kleidchen gut genug stehen?"

„Deine Erwägung ist zutreffend, Papias," fiel der Kunsthändler dem Bildhauer mit trockener Schärfe in's Wort, „das Mädchen, von dem ihr redet, kann nicht weiter in Frage kommen. Ich sage das nicht meiner Tochter wegen, sondern weil mir alles Unziemliche verhaßt ist. Man kann kaum begreifen, woher das junge Geschöpf da den Muth nahm, sich hier einzudrängen. Freilich, ein hübsches Gesicht öffnet Schlösser und Riegel. Sie ist, — aber ich bitte nicht zu erschrecken, — sie ist nichts weiter als eine Arbeiterin aus der Papyrusfabrik unseres theuren Wirthes Plutarch."

„Das ist nicht wahr," unterbrach Pollux entrüstet diese Behauptung.

„Mäßige Deine Zunge, junger Mann," entgegnete der Kunsthändler. „Ich rufe Dich zum Zeugen auf, edler Plutarch."

„Laß sie sein, wer sie auch ist," gab der Alte ärgerlich zurück. „Sie sieht einer meiner Arbeiterinnen ähnlich, aber käme sie auch geradenwegs vom Klebetisch, so wäre sie doch mit solchem Gesicht und solcher Gestalt hier und überall ganz vortrefflich am Platz. Das ist meine Meinung."

„Brav, schöner Freund," rief Verus und nickte dem Alten zu. „Der Kaiser macht sich weit mehr aus so ausbündig reizenden Geschöpfen wie das da drüben, als aus euren alten Bürgerbriefen und vollen Beuteln."

„So iſt es," beſtätigte der Präfekt dieſe Worte. „Und daß ſie ein freies Mädchen iſt und keine Sklavin, darauf möchte ich ſchwören. Du biſt für ſie eingetreten, Freund Pollux, was weißt Du von ihr?"

„Daß ſie des Palaſtverwalters Keraunus Tochter iſt, die ich ſeit ihrer Kindheit kenne," entgegnete der junge Künſtler laut. „Er iſt römiſcher Bürger und dazu aus altem macedoniſchen Hauſe."

„Vielleicht ſogar von königlichem Geblüt," fiel Titianus lächelnd ein.

„Ich kenne den Mann," entgegnete der Kunſthändler ſchnell. „Er iſt ein wenig bemittelter, hochmüthiger Narr."

„Ich dächte," unterbrach Verus den erregten Mann mit vornehmer Ruhe, mehr gelangweilt als abweiſend, „ich dächte, es wäre hier nicht der Platz, Vorträge über die Sinnesart der Väter dieſer Mädchen und Frauen zu halten."

„Aber er iſt arm," rief der Kunſthändler gereizt. „Vor einigen Tagen bot er mir ſeine elenden Raritäten zum Kauf an; ich aber konnte —"

„Wir bedauern es für Dich, wenn dieß Geſchäft nicht zu Stande kam," fiel ihm Verus wieder in's Wort, und dießmal mit ausgeſuchteſter Höflichkeit. „Denken wir erſt an die Perſonen und dann an die Koſtüme. Der Vater dieſes Mädchens iſt alſo römiſcher Bürger?"

„Mitglied des Rathes und in ſeiner Weiſe ein vornehmer Mann," ſagte Titianus.

„Und ich," fügte deſſen Gattin Julia hinzu,

„habe Wohlgefallen an der reizenden Jungfrau, und wenn ſie die Hauptrolle gibt und ihr edler Vater unbemittelt iſt, wie Du behaupteſt, mein Freund, ſo werde ich die Sorge für ihre Kleider übernehmen. Der Kaiſer wird über dieſe Roxane entzückt ſein.“

Des Kunſthändlers Sachwalter ſchwiegen; er ſelbſt bebte vor Enttäuſchung und Aerger, ſein Ingrimm wuchs aber auf das Höchſte, als Plutarch, den er vorhin für ſeine Tochter gewonnen zu haben meinte, ſeinen weit vorgebeugten Oberkörper vor Frau Julia tiefer als vorher zu neigen verſuchte und mit einer hübſchen Geſte des Bedauerns ſagte:

„Daß mich doch dießmal mein altes Kennerauge getäuſcht hat! Die Kleine ſieht meiner Arbeiterin ähnlich, ſehr ähnlich, aber nun merke ich wohl, daß ſie ein gewiſſes Etwas beſitzt, das der Andern fehlt. Ich habe ihr Unrecht gethan und bin ihr Schuldner. Geſtatteſt Du mir, edle Frau Julia, daß ich Dir zu den Kleidern unſerer Roxane den Schmuck zur Verfügung ſtelle? Es glückt mir vielleicht, etwas Hübſches zu finden. — Das liebe Kind! Ich gehe gleich hin, um es um Entſchuldigung zu bitten und ihm unſeren Wunſch zu eröffnen. Darf ich, edle Frau Julia? Darf ich, ihr Herren?“

Wenige Minuten ſpäter war es auf der ganzen Bühne und bald darauf auch im Zuſchauerraum bekannt, daß des Keraunus Tochter Arſinoe auserwählt worden ſei, um die Roxane zur Darſtellung zu bringen.

„Wer war Keraunus?“

„Wie durfte dieſe hervorragende Rolle den Kindern der angeſehenſten und reichſten Häuſer entgehen?“

„So muß es ja kommen, wenn man dem rückſichtsloſen Künſtlervolk freie Hand läßt!“

„Woher mag das arme Ding die Talente nehmen, welche das Koſtüm einer aſiatiſchen Fürſtentochter, der Braut Alexander's, koſtet?“

„Der reiche Plutarch und die Gattin des Präfekten ſorgen dafür.“

„Bettelvolk!“

„Wie hätten unſeren Töchtern die Edelſteine unſeres eigenen Hauſes geſtanden!“

„Wollen wir dem Kaiſer nur hübſche Lärvchen zeigen und nicht auch was wir vermögen und haben?“

„Wenn Hadrian nun nach dieſer Roxane fragt, und man ihm ſagen muß, man habe eine Kollekte geſammelt, um ihr Koſtüm zu beſchaffen?“

„Solche Dinge kommen eben nur in Alexandria vor.“

„Man will wiſſen, ſie habe in einer Fabrik des Plutarch gearbeitet. Das ſoll ja nicht wahr ſein, aber der alte geſchminkte Taugenichts liebt noch immer hübſche Geſichter. Er hat ſie hier eingeſchwärzt! Glaubt mir, wo es raucht, da gibt es ein Feuer, und daß ſie Geld von dem Alten bekommt, iſt unfraglich.“

„Wofür?“

„Wenn Du's wiſſen willſt, ſo mußt Du einen Prieſter Aphroditens befragen. Da gibt es nichts zu lachen, denn es iſt ſchändlich, empörend!“

So und ähnlich lauteten die Bemerkungen, mit

denen die Nachricht von Arſinoe's Wahl zur Roxane aufgenommen wurde; ja in des Kunſthändlers und ſeiner Tochter Seele hatten ſie Haß und bittere Abneigung erregt.

Praxilla wurde zu den Geſpielinnen der Braut Alexander's geſchrieben, und ſie fügte ſich ohne Widerſpruch; aber bei ihrer Heimkehr nickte ſie ſchweigend, als ihr Vater ſagte:

„Laß jetzt nur alles gehen wie es mag, wenige Stunden vor dem Beginn des Schauſpiels zeig' ich ihnen an, daß Du krank geworden."

Aber die Wahl Arſinoe's hatte auch Freude erweckt.

Da oben in einer der mittleren Reihen des Theaters ſaß Keraunus mit weit auseinander geſpreizten Beinen, glühend roth, ſchnaufend und keuchend vor lauter Vergnügen und zu ſtolz, um ſeine Füße einzuziehen, ſelbſt als der Bruder des Archidikaſten ſich an ſeiner zwei Plätze füllenden Geſtalt vorbeizudrängen verſuchte.

Arſinoe, deren ſcharfem Gehör weder die Anklage des Kunſthändlers, noch die Vertheidigung des braven langen Pollux entgangen war, hatte zuerſt vor Scham und Angſt vergehen wollen, jetzt aber war es ihr zu Muth, als könnte ſie fortſchweben wie das geflügelte Glück.

So herzensfroh war ſie noch niemals geweſen, und als ſie mit ihrem Vater in die erſte dunkle Gaſſe gelangte, fiel ſie ihm um den Hals, küßte ihm beide Wangen und erzählte ihm dann, wie gütig Frau Julia, des Präfekten Gattin, gegen ſie geweſen wäre, und daß ſie mit ſo herzlicher Freundlichkeit übernommen habe, ihr koſtbare Gewänder machen zu laſſen.

Keraunus hatte dagegen nichts einzuwenden und wunderbarerweiſe fand er es auch nicht unter ſeiner Würde, Arſinoe von dem reichen Plutarch mit Schmuck ausſtatten zu laſſen.

„Man hat geſehen," ſagte er pathetiſch, „daß wir uns nicht zu ſcheuen brauchen, ſo viel wie andere Bürger zu leiſten, aber um einer Roxane den Hochzeitsſtaat zu beſchaffen, dazu bedarf es der Millionen, und daß wir die nicht beſitzen, will ich gern meinen Freunden geſtehen. Woher das Koſtüm kommt, bleibt ſich gleich; Du wirſt ſo oder ſo unter den erſten Jungfrauen der Stadt die erſte ſein, und darum bin ich mit Dir zufrieden, mein Kind. Morgen wird die letzte Verſammlung ſtattfinden und vielleicht erhält auch Selene eine hervorragende Rolle. Es fehlt uns ja glücklicherweiſe nicht an den Mitteln, ſie würdig zu kleiden. Wann will des Präfekten Gattin Dich empfangen?"

„Morgen gegen Mittag."

„So kaufen wir morgen früh ein neues, gutes Gewand."

„Wird es nicht auch für ein beſſeres Armband reichen?" fragte Arſinoe ſchmeichelnd. „Meines da iſt ſo ſchmal und ärmlich."

„Du ſollſt eines haben, denn Du haſt es verdient," entgegnete Keraunus mit Würde. „Bis übermorgen mußt Du Dich gedulden; morgen verkaufen die Goldarbeiter nicht wegen des Feſtes."

So heiter und geſprächig, wie ſich der Verwalter heute zeigte, hatte Arſinoe ihn noch nie geſehen, und

doch war der Weg vom Theater zur Lochias nicht ganz kurz und die frühe Stunde längſt vorüber, in der er ſich ſchlafen zu legen pflegte.

Als ſich Vater und Tochter dem Palaſt näherten, war es ſchon ziemlich ſpät geworden, denn nachdem Arſinoe von der Bühne getreten war, hatte man bei Fackelſchein, bei Lampen- und Kerzenlicht noch für drei andere Szenen aus dem Leben Alexander's paſſende Darſtellerinnen ausgewählt, und bevor die Verſammlung auseinanderging, waren Plutarch's Gäſte mit Wein, Fruchtſäften, ſüßem Gebäck, Auſternpaſtetchen und anderen Leckereien bewirthet worden.

Der Verwalter war dem edlen Getränk und den guten Schüſſeln wacker zu Leibe gegangen, und wenn er ſich ſatt fühlte, ſo pflegte er gütiger geſinnt, nach mäßigem Weingenuß heiterer gelaunt zu ſein als ſonſt. Jetzt war er gütig und heiter, denn obgleich er gethan hatte, was nur immer in ſeiner Macht ſtand, ſo hatte doch die Bewirthung weit kürzere Zeit gedauert, als er bedurfte, um ſich einen Rauſch, der ihn mürriſch machte, anzutrinken oder ſich den Magen zu überladen.

Am Ende des Weges ward er nachdenklich und ſagte:

„Morgen hält der Rath keine Sitzung wegen des Feſtes, und das iſt gut. Alle Welt wird mich beglückwünſchen, befragen, beachten, und die Vergoldung an meinem Stirnreifen hält nicht mehr Stand. An einigen Stellen ſchimmert das Silber ſchon durch. Dein Anzug koſtet nun nichts mehr und es wird doch

nöthig ſein, daß ich vor der nächſten Sitzung zu einem Juwelier gehe und mir einen echten Reifen für das unwürdige Ding da eintauſche. Was man iſt, das ſoll man auch ſcheinen."

Dieſes Wort gefiel ihm vorzüglich, und als Arſinoe ihm lebhaft beiſtimmte und, während ſie das offene Thor durchſchritten, ihn bat, nur für Selenens Koſtüm genug übrig zu laſſen, lachte er ſtill vor ſich hin und ſagte:

„Wir brauchen nicht mehr ſo ängſtlich zu ſein. Ich möchte wohl den Alexander kennen, der meine Roxane nächſtens von mir zum Weibe begehrt. Des reichen Plutarch einziger Sohn ſitzt auch ſchon im Rath und hat noch kein Weib im Hauſe. Er iſt nicht mehr ganz jung, aber immer noch ein ſtattlicher Mann."

Dieſe Zukunftsträume des glücklichen Vaters wurden durch Frau Doris unterbrochen, welche vor das Wächterhäuschen getreten war und ihn bei Namen rief.

Keraunus blieb ſtehen.

Als dann die Alte ſagte: „Ich muß mit Dir reden," gab er abweiſend zurück:

„Ich aber höre Dir nicht zu, weder heute noch jemals."

„Zu meinem Vergnügen," entgegnete Doris, „rief ich Dich wahrhaftig nicht an. Ich will Dir nur ſagen, daß Du Deine Selene nicht zu Hauſe finden wirſt."

„Was ſagſt Du?" fragte Keraunus.

„Ich ſage, daß das arme Mädchen mit ſeinem

kranken Fuße in der Stadt nicht weiter konnte und in ein fremdes Haus gebracht werden mußte, wo man es pflegt."

„Selene!" rief Arſinoe, die aus allen ihren Himmeln fiel, erſchreckt und bekümmert. „Weißt Du, wo ſie iſt?"

Ehe Doris antworten konnte, polterte Keraunus:

„Daran iſt der römiſche Baumeiſter und ſeine reißende Beſtie ſchuld! Recht ſo, gut ſo, denn nun wird der Kaiſer mir ſicher zu meinem Recht verhelfen. Er wird Denen die Wege weiſen, die Roxane's Schweſter auf's Lager geworfen und ſie verhindert haben ſich beim Aufzug zu zeigen. Recht ſo, vortrefflich!"

„Traurig iſt es, zum Weinen," entgegnete die Thorhütersfrau unwillig. „Iſt das Dein Dank für ihre Sorge um ihre kleinen Geſchwiſter? Wie nur ein Vater ſo reden mag, deſſen beſtes Kind mit einem gebrochenen Beine bei fremden Leuten darnieder liegt!"

„Mit gebrochenem Bein!" jammerte Arſinoe.

„Gebrochen?" wiederholte Keraunus langſam und aufrichtig bekümmert. „Wo kann ich ſie finden?"

„Bei der Frau Hanna in einem kleinen Hauſe am Ende des Gartens der Wittwe des Pudens."

„Warum trug man ſie nicht hieher?"

„Weil der Arzt es verboten hatte. Sie liegt im Fieber; wird aber gut gepflegt. Die Hanna gehört zu den Chriſtianern. Ich mag dieſe Leute nicht leiden, aber Kranke zu warten verſtehen ſie beſſer als andere."

„Bei Chriſten? Mein Kind bei Chriſten!“ rief Keraunus außer ſich. „Gleich, Arſinoe, gleich kommſt Du mit mir. Selene ſoll keinen Augenblick länger bei dieſem verruchten Geſindel bleiben. Ewige Götter! Zu allem Unglück auch noch dieſe Schmach!“

„So ſchlimm iſt es nun gerade nicht,“ ſagte Frau Doris begütigend. „Es gibt ganz achtbare Leute unter den Chriſtianern. Ehrlich ſind ſie gewiß, denn das arme, bucklige Ding, das die üble Nachricht zuerſt herbrachte, gab mir auch dieſes Täſchchen voll Geld, das Frau Hanna in Selenens Taſche gefunden.“

Keraunus griff ſo verächtlich nach dem ſauer verdienten Lohn ſeiner Töchter, als ſei er an Gold gewöhnt und mache ſich nichts aus dem elenden Silber; Arſinoe aber begann bei dem Anblick der Drachmen zu weinen, denn ſie wußte, daß Selene um dieſes Geldes willen das Haus verlaſſen hatte, und ahnte, wie ſchreckliche Schmerzen ſie auf ihrem Wege erduldet habe.

„Ehrlich hin, ehrlich her,“ rief Keraunus, indem er ſein Geldbeutelchen zuband. „Ich weiß, wie ſchamlos es in den Verſammlungen dieſes Gelichters hergeht. Sich mit Sklaven küſſen, das wäre mir gerade das Rechte für meine Tochter. Komm, Arſinoe, ſuchen wir gleich eine Sänfte!“

„Nein, nein!“ entgegnete Doris lebhaft. „Du mußt ſie für's Erſte in Ruhe laſſen. So etwas verſchweigt man lieber einem Vater, aber der Arzt hat verſichert, es könnte ihr Leben koſten, wenn man ſie jetzt nicht ſtill liegen ließe. Mit einer hitzigen Wunde am

Kopfe, im Fieber und mit gebrochenen Gliedern geht man in keine Verſammlung. Das arme, liebe Kind!“

Keraunus brütete ſtumm vor ſich hin und Arſinoe rief unter Thränen:

„Aber ich muß zu ihr hin, ſehen muß ich ſie, Doris!“

„Das verdenk' ich Dir nicht, mein Liebchen,“ ſagte die Alte. „Ich bin ſelbſt ſchon vorhin in dem Chriſtenhauſe geweſen, aber man ließ mich nicht zu der Kranken. Mit Dir iſt das etwas anderes, denn Du biſt ihre Schweſter.“

„Komm, Vater,“ bat Arſinoe, „wir ſehen jetzt erſt nach den Kindern und dann begleiteſt Du mich zu Selene. Ach, warum bin ich nicht mit ihr gegangen! ach, ach, wenn ſie uns ſtürbe!“

Zwanzigſtes Kapitel.

Keraunus und ſeine Tochter waren weniger ſchnell als ſonſt in ihre Wohnung gelangt, denn der Verwalter fürchtete einen neuen Ueberfall des Moloſſers, der übrigens in dieſer Nacht das Schlafgemach des Antinous theilte.

Sie fanden die alte Sklavin wach und in großer Erregung, denn ſie liebte Selenen, ſie ängſtigte ſich über ihr Ausbleiben, und in der Schlafſtube der Kinder ging es auch nicht wie es ſollte.

Arſinoe hatte ſich ohne Aufenthalt zu den Kleinen begeben, die Schwarze blieb aber bei ihrem Herrn und erzählte ihm wimmernd, während er ſein krokusfarbiges Pallium mit einem alten Mantel vertauſchte, daß ihr Herzblatt, der kleine blinde Helios, krank geworden ſei und auch, nachdem ſie ihm von den Tropfen, die Keraunus ſelbſt zu nehmen pflegte, eingegeben habe, nicht ſchlafen wolle.

„Blödſinniges Thier," rief der Verwalter, „meine Arznei dem Kinde zu geben!" Dabei warf er ſeine neuen Schuhe von den Füßen, um ſie mit beſcheid-

neren zu vertauſchen. „Wäreſt Du jünger, ſo ließ ich Dich peitſchen.“

„Du ſagteſt doch, die Tropfen wären gut,“ ſtammelte die Alte.

„Für mich,“ ſchrie der Verwalter und eilte, ohne die Schuhriemen, welche nun hinter ihm den Boden fegten, um die Knöchel zu ſchlingen, in das Gemach der Kinder.

Da ſaß ſein blinder Liebling, ſein „Erbe“, wie er ihn gern zu nennen pflegte, und ſchmiegte ſeinen hübſchen blonden Lockenkopf an Arſinoe's Bruſt.

Der Kleine erkannte ſogleich ſeinen Schritt und klagte:

„Selene war fort, ich hab' mich gefürchtet und mir iſt ſo übel, ſo übel.“

Der Verwalter legte ſeine Hand auf des Kindes Stirn. Als er fühlte, daß ſie heiß war, ging er unruhig vor dem kleinen Bette auf und nieder und ſagte:

„Da haben wir's. Wenn es ein Unglück gibt, ſo kommt gleich ein zweites. Sieh ihn an, Arſinoe. Weißt Du noch, wie das Fieber bei der armen Berenice anfing? Uebelkeit, Beängſtigung, ein glühender Kopf. Haſt Du Schmerzen im Halſe, mein Junge?“

„Nein,“ antwortete Helios, „aber mir iſt ſo übel.“

Der Verwalter öffnete das Hemdchen des Kleinen, um nachzuſehen, ob ſich auf ſeiner Bruſt Flecken zeigten, Arſinoe aber ſagte, während er ſich zu ihm niederbeugte:

„Es iſt gar nichts, er hat ſich nur den Magen verdorben. Die dumme Alte thut ihm in allem den Willen und hat ihm die Hälfte von den Roſinenkuchen gegeben, die wir holen ließen, ehe wir gingen.“

„Aber ihm glüht der Kopf,“ wiederholte Keraunus.

„Morgen früh wird alles vorüber ſein,“ entgegnete Arſinoe. „Die arme Selene braucht uns nöthiger als er. Komm, Vater; die Alte mag bei ihm bleiben.“

„Selene ſoll kommen,“ wimmerte der Kleine. „Bitte, bitte, laßt mich nicht wieder allein.“

„Dein Väterchen bleibt bei Dir,“ ſagte Keraunus zärtlich, denn dieſes Kind leiden zu ſehen, ſchnitt ihm in's Herz. „Ihr wißt alle nicht, was wir an dem Jungen da haben.“

„Er ſchläft bald ein,“ verſicherte Arſinoe. „Laß uns doch gehen, ſonſt wird es zu ſpät.“

„Damit die Alte eine neue Dummheit begeht?“ rief Keraunus. „Es iſt meine Pflicht, bei dem armen Jungen zu bleiben. Geh' Du zu Deiner Schweſter und laß Dich von der Alten begleiten.“

„Gut. Morgen früh komm' ich wieder.“

„Morgen früh?“ fragte Keraunus gedehnt. „Nein, nein, das geht nicht. Doris ſagte ja ohnehin, Selene würde gut von den Chriſten gepflegt. Sieh nur zu, was ſie macht, grüße ſie von mir und dann komm wieder.“

„Aber Vater ...“

„Weiter iſt zu bedenken, daß Dich morgen Mittag die Gattin des Präfekten erwartet, um für Dich die

Stoffe zu wählen. Dabei darfſt Du nicht überwacht und verſchlafen ausſehen."

„Ich ruhe etwas am Morgen."

„Am Morgen? Und meine Locken? Und Dein neues Kleid? Und der arme Helios? Nein, Kind, Du ſiehſt nur nach Selenen und dann kehrſt Du wieder zurück. Am frühen Morgen fängt auch das Feſt an und Du weißt, wie es dabei zugeht. Die Alte hilft Dir nichts in dem Gedränge. Du ſchauſt nur nach, wie es Selenen geht, aber Du bleibſt nicht."

„Ich will ſehen —"

„Nichts von ſehen. Du kommſt wieder zurück! Ich befehl' es! In zwei Stunden liegſt Du in Deinem Bette."

Arſinoe zuckte die Achſeln und wenige Minuten ſpäter ſtand ſie mit der Alten vor dem Thorwärterhäuschen.

Ein breiter Lichtſtreifen fiel durch die geöffnete Thür des mit Blumen und Vögeln geſchmückten Zimmers; Euphorion und Doris waren alſo noch nicht zur Ruhe gegangen und konnten ihr ſogleich die Palaſtpforte öffnen.

Die Grazien ſchlugen an, als Arſinoe die Schwelle ihrer alten Freunde betrat, aber ſie verließen ihre Kiſſen nicht, denn ſie erkannten ſie ſchnell.

Seit mehreren Jahren war Arſinoe, gehorſam dem ſtrengen Verbot ihres Vaters, nicht in dieſen heimlichen Raum getreten, und ihr wurde ganz weich um's Herz, als ſie das alles wiederſah, was ſie als Kind ſo gern gehabt und als Jungfrau nicht vergeſſen hatte.

Da waren die Vögel, die kleinen Hunde und die Lauten an der Wand neben dem Apollo! Auf dem Tiſch der guten Frau Doris hatte immer etwas Eßbares geſtanden, und auch jetzt lag ein ſchöner gelber Kuchen neben dem Weinkrug. Wie oft war ſie als Kind zu der Alten hineingehuſcht, um ſich einen ſüßen Biſſen zu holen, wie häufig auch, um nachzuſehen, ob der lange Pollux nicht da ſei, deſſen kühne Erfindungen und friſches Zugreifen ihren Werken und Spielen den Stempel der Großartigkeit aufdrückte und ihnen einen beſonderen Reiz verlieh.

Da ſaß nun ihr ausgelaſſener Geſpiele in eigener Perſon und ſtreckte, eifrig erzählend, die langen Beine weit von ſich.

Arſinoe hörte noch den Schluß ſeines Berichtes über ihre Wahl zur Roxane, und dabei ihren eigenen Namen, geſchmückt mit Eigenſchaftsworten, die ihr das Blut in die Wangen trieben und ſie doppelt freuten, weil er ja nicht ahnen konnte, daß ſie ſie hörte.

Aus dem Knaben war ein Mann, ein ſtattlicher Mann und ein großer Künſtler geworden, aber er war doch der alte übermüthige, gute Pollux!

Der kecke Satz, mit dem er von ſeinem Sitz auf- und ihr entgegenſprang, das friſche Lachen, mit dem er manchmal ſeine Rede unterbrach, die kindlich zärtliche Art, mit der er ſeine kleine Mutter umfaßt hielt, während er ſie begrüßte und nach der Urſache ihres ſpäten Ausgangs fragte, der herzgewinnend tiefe Ton der Stimme, mit dem er Selenens Unfall beklagte, das alles heimelte Arſinoe an wie etwas Bekanntes,

Liebes, lange Entbehrtes, und ſie ſchlug feſt ein in die beiden großen Hände, die er ihr hinhielt.

Wenn er ſie in dieſem Augenblick aufgehoben und vor Euphorion und ſeiner Mutter Augen an ſein Herz gedrückt hätte, ſie würde es ihm wahrlich nicht haben wehren mögen.

Sehr bekümmerten Herzens war Arſinoe zu Frau Doris eingetreten, aber in dem Thorwärterhäuschen wehte eine Luft, in der Trübniß und Sorge den Athem verloren, und wunderbar ſchnell verwandelte ſich in des leichtherzigen Mädchens Vorſtellung das Bild ihrer von Schmerz gefolterten und von ſchwerer Gefahr bedrohten Schweſter in das einer gut gebetteten, nur am Fuße recht ſchlimm verletzten Kranken. An Stelle der nagenden Beſorgniß trat herzliche Theilnahme, und dieſe letztere klang noch aus Arſinoe's Stimme, als ſie den Sänger Euphorion bat, ihr das Thor zu öffnen, weil ſie mit ihrer Sklavin ausgehen und nachſehen wollte, wie ſich Selene befinde.

Doris beruhigte ſie, wiederholte ihre Verſicherung, daß die Leidende in Frau Hanna's Haus mit aller Sorgfalt gepflegt werde, fand aber ihren Wunſch, ihre Schweſter zu ſehen, gerechtfertigt und ſtimmte Pollux lebhaft zu, als er Arſinoe bat, ſeine Begleitung anzunehmen, denn bald nach Mitternacht beginne das Feſt, füllten ſich die Straßen mit übermüthigem Volk, und vor den trunkenen Sklaven würde ſie ein Federwiſch ebenſo gut ſchützen, als ihre ſchwarze Vogelſcheuche, die ſchon baufällig geweſen wäre, ehe er die

dümmſte That ſeines Lebens begangen und ihren Vater gegen ſich aufgebracht habe.

In der dunklen Straße, die ſich, je weiter ſie kamen, deſto mehr mit Menſchen füllte, gingen ſie ſchweigend neben einander. Dann ſagte Pollux:

„Lege doch Deinen Arm in den meinen; Du ſollſt empfinden, daß ich Dich ſchütze, und ich, ich möchte bei jedem meiner Schritte fühlen, daß ich Dich wiedergefunden habe und Dir nahe ſein darf, Du wundervolles Geſchöpf.“

Dieſe Worte klangen gar nicht übermüthig, ſie hörten ſich vielmehr ernſt an, und die tiefe Stimme des Bildhauers bebte vor Erregung, als er ſie mit inniger Zärtlichkeit ausſprach.

Wie der klopfende Finger der Liebe pochten ſie an das Herz der Jungfrau, die ohne Zaudern ihren Arm in den ſeinen legte und ihm leiſe entgegnete:

„Du wirſt mich ſchon ſchützen.“

„Ja,“ ſagte er feſt und ergriff mit der Linken ihre kleine Hand, die auf ſeinem rechten Arm ruhte.

Sie entzog ſie ihm nicht, und nachdem ſie ſo einige Schritte ſchweigend fortgewandert waren, ſeufzte er auf und fragte:

„Weißt Du, wie mir zu Muthe iſt?“

„Nun?“

„Ja, ich kann es ſelbſt nicht recht ſagen. Etwa als wär' ich ein olympiſcher Sieger oder als hätte mir der Kaiſer ſeinen Purpur geſchenkt. Aber Kranz hin und Purpur her. Du hängſt an meinem Arm und ich halte hier Deine Hand; dagegen iſt alles

andere Bettelwaare. Wären die Leute nicht, ich — ich — ich weiß nicht, was ich thäte.“

Sie ſchaute glückſelig zu ihm auf, er aber zog ihr Händchen an ſeine Lippen und ließ ſie heiß und lange auf ihm ruhen. Dann gab er es wieder frei und ſagte mit einem aus dem tiefſten Herzensgrunde kommenden Seufzer:

„O Arſinoe, ſchöne Arſinoe, wie ich Dich liebe!“

Während dieſe Worte leiſe und doch glühend über ſeine Lippen ſtrömten, zog das Mädchen ſeinen Arm feſt an ſich, ſchmiegte ihr Haupt an ſeine Schulter, öffnete ihre großen Augen weit ſeinen zärtlichen Blicken und ſagte leiſe:

„O Pollux, ich bin ſo glücklich, die Welt iſt ſo ſchön.“

„Nein, ich könnte ſie haſſen,“ rief der Bildhauer. „Das mit anzuhören und eine wachſame Alte bei ſich zu haben und in einer von Menſchen wimmelnden Straße ehrbar dahinſchreiten zu müſſen, das iſt unerträglich. Ich halt' es auch nicht länger mehr aus. Mädchen der Mädchen, hier iſt es dunkel.“

Ja, es lag tiefe Finſterniß über dem von zwei aneinanderſtoßenden Häuſern gebildeten Winkel, in dem Pollux Arſinoe an ſich zog und ſchnell den erſten Kuß auf ihre reinen Lippen drückte; aber in ihren beiden Herzen war es hell, ſonnenhell.

Sie hatte ihre Hände feſt um ſeinen Hals geſchlungen und hätte ihn gern feſtgehalten bis zum Ende der Tage; aber da näherte ſich ihnen ein Zug von lärmenden Sklaven.

Singend und tobend begannen dieſe Unglücklichen ſchon bald nach Mitternacht die Feier, um den Feſttag, der ſie auf kurze Zeit von jeder Pflicht entband, bis an ſeine äußerſten Grenzen auszunützen.

Pollux wußte, wie unbändig ſie in ihrer Luſt ſein konnten, und während er mit Arſinoe weiterſchritt, forderte er ſie auf, ſich mit ihm dicht an den Häuſern zu halten.

„Wie froh ſie ſind!“ ſagte er, indem er auf die Jubelnden zeigte. „Ihre Herren werden ſie heute ein wenig bedienen, und eben beginnt für ſie ihr beſter Tag im Jahr; für uns hat der ſchönſte im ganzen Leben begonnen.“

„Ja, ja,“ entgegnete Arſinoe und umſchloß mit ihren beiden Händen ſeinen kräftigen Arm.

Dann lachten beide munter auf, denn Pollux hatte bemerkt, daß die alte Sklavin an ihnen vorbeigegangen war und mit geſenktem Kopfe hinter einem andern Paare herging.

„Ich will ſie rufen,“ ſagte Arſinoe.

„Nein, nein, laß ſie,“ bat der Künſtler. „Die beiden da vorn haben ihren Schutz ganz gewiß nöthiger als wir.“

„Wie iſt es nur möglich, daß ſie den kleinen Mann mit Dir verwechſelt?“ lachte das Mädchen.

„Wär' ich nur weniger groß,“ entgegnete Pollux ſeufzend. „Denke Dir, welche Maſſe von brennender Liebe und peinigender Sehnſucht in ein ſo langes Gefäß, wie ich bin, hineingeht.“

Sie ſchlug ihm mit der Hand auf den Arm und

er berührte zur Strafe ſchnell ihre Stirn mit den Lippen.

Sie ſagte verweiſend: „Aber die Leute,“ und er gab fröhlich zurück:

„Es iſt kein Unglück, beneidet zu werden.“

Jetzt hörte die Straße auf und ſie ſtanden vor einem Garten.

Er gehörte der Wittwe des Pudens; Pollux wußte es, denn ſeine Beſitzerin Paulina war die Schweſter des Baumeiſters Pontius, die auch in der Stadt ein prächtiges Haus beſaß.

Aber konnt' es denn möglich ſein? Hatten ſie unſichtbare Hände hieher getragen?

Das Thor des Grundſtückes war geſchloſſen.

Der Bildhauer weckte den Pförtner, theilte ihm mit, was er begehre, und wurde von dem Manne, der Weiſung erhalten hatte, die Angehörigen der Kranken auch in der Nacht einzulaſſen, mit Arſinoe bis an eine Stelle geführt, von der aus man helles Licht aus dem Häuschen Frau Hanna's ſchimmern ſah.

Der zunehmende Mond beleuchtete die mit Muſcheln beſtreuten Wege, die Büſche und Bäume im Garten warfen ſcharf umriſſene Schatten auf weißlich leuchtende Flächen, das Meer ſchimmerte hell, und ſobald der Pförtner die beiden Glücklichen verlaſſen und ein dunkler Laubgang ſie aufgenommen hatte, ſagte Pollux, indem er ſeine Arme weit öffnete:

„Nun noch einen Kuß, an den ich mich erinnern kann, während ich warte.“

„Jetzt nicht,“ bat das Mädchen, „ich bin nicht

mehr froh, ſeit wir hier ſind. Ich muß immer an die arme Selene denken.“

„Dagegen läßt ſich nichts ſagen,“ entgegnete Pollux mit Ergebung. „Aber wenn das Warten vorbei iſt, dann werde ich belohnt.“

„Nein, jetzt ſchon,“ rief Arſinoe, warf ſich an ſeine Bruſt und eilte dann dem Hauſe entgegen.

Er folgte ihr, und als ſie vor einem hellerleuchteten Fenſter zu ebener Erde ſtehen blieb, hemmte auch er ſeinen Fuß.

Beide ſchauten zuſammen in ein hohes, geräumiges, äußerſt ſauber gehaltenes Zimmer, das nur eine Thür beſaß, die ſich nach dem unbedeckten Vorraum des Hauſes öffnete. Die Wände dieſes Gemaches waren einfarbig mit hellem Grün bemalt. Der einzige Bilderſchmuck, den es enthielt, befand ſich über der Pforte.

Im Hintergrunde dieſes Zimmers ſtand das Bett, in dem Selene ruhte. Einige Schritte von ihm entfernt ſaß die verwachſene Maria und ſchlief, Frau Hanna aber nahte ſich mit einem angefeuchteten Umſchlag der Leidenden und legte ihn behutſam auf ihren Scheitel.

Pollux ſtieß Arſinoe an und flüſterte ihr zu:

„Wie Deine Schweſter daliegt! Eine im Schlaf von ihrem Dionyſus verlaſſene Ariadne. Welchen Schmerz wird ſie empfinden, wenn ſie erwacht!“

„Sie kommt mir weniger bleich vor als ſonſt.“

„Sieh nur, wie ihr Arm gebogen iſt und in wie ſchöner Lage ſich ihr Kopf in die Hand ſchmiegt.“

„Geh' jetzt," rief Arsinoe leise, „Du sollst hier nicht lauschen."

„Gleich, gleich. Wenn Du dort so ruhtest, dann brächte mich kein Gott von der Stelle. Wie behutsam Hanna den Umschlag von dem armen, kranken Knöchel nimmt! Sorgsamer ward noch kein Auge behandelt, als Selenens Fuß von dieser Matrone."

„Tritt zurück, sie schaut gerade hieher."

„Ein wunderbares Gesicht! Vielleicht eine Penelope, aber in ihren Augen liegt etwas ganz Sonderbares. Hätt' ich wieder eine nach den Sternen schauende Urania oder eine Sappho zu bilden, die des Gottes voll in dichterischer Begeisterung gen Himmel schaut, das legt' ich hinein! Sie ist nicht mehr ganz jung, und doch wie rein ist dieß Antlitz! Es kommt mir vor wie der Himmel, von dem der Wind alle Wolken verscheucht hat."

„Ernstlich, jetzt gehst Du," sagte Arsinoe und entzog ihm ihre Hand, die er wieder erfaßt hatte.

Pollux bemerkte, daß sie sein Lob der Schönheit einer andern Frau verdroß, und begütigend flüsterte er, indem er sie umfaßte:

„Sei ruhig, Kind, Du hast doch nicht Deinesgleichen hier in Alexandria und so weit man Griechisch versteht. Ein ganz reiner Himmel ist für mich gewiß nicht der schönste. Lauter Licht, lauter Blau, das kann ein Künstler nicht brauchen. Einige bewegliche Wölkchen, von wechselnden Strahlen silbern und golden beleuchtet, geben dem Firmament erst seinen rechten Reiz, und wenn auch Dein Antlitz dem Himmel

gleicht, ſo fehlt es darauf wahrlich nicht an lieblicher, niemals gleicher Bewegung. Dieſe Matrone . . ."

„Sieh nur," unterbrach ihn Arſinoe, die ſich wieder an ihn geſchmiegt hatte. „Sieh nur, wie liebreich Frau Hanna ſich über Selene beugt. Nun küßt ſie leiſe ihre Stirn. Zärtlicher kann keine Mutter ihre Tochter pflegen. Ich kenne ſie ſchon lange. Sie iſt gut, ſehr gut; es iſt kaum zu begreifen, denn ſie iſt eine Chriſtin."

„Das Kreuz dort über der Thür," ſagte Pollux, „iſt das Zeichen, an dem dieſe wunderlichen Leute einander erkennen."

„Was bedeutet die Taube und der Fiſch und der Anker, die es umgeben?" fragte Arſinoe.

„Sinnbilder aus den Myſterien der Chriſtianer," antwortete Pollux. „Ich verſtehe ſie nicht. Die Dinge ſind elend gemalt; die Anhänger des gekreuzigten Gottes verachten auch die Kunſt und beſonders die meine, denn alle Götterbilder ſind ihnen verhaßt."

„Und unter ſolchen Frevlern gibt es ſo gute Menſchen! Gleich geh' ich hinein; Hanna befeuchtet jetzt wieder den Umſchlag."

„Und wie unverdroſſen und freundlich ſie dabei ausſieht; aber es hat doch alles in dem großen, ſauberen Zimmer da etwas Fremdes, Oedes, Anmuthloſes. Ich möchte nicht darin wohnen."

„Haſt Du den leiſen Lavendelgeruch bemerkt, der durch das Fenſter kommt?"

„Längſt. Da regt ſich Deine Schweſter und öffnet die Augen. Nun ſchließt ſie ſie wieder!"

„Geh' in den Garten zurück und warte auf mich," befahl Arſinoe entſchieden. „Ich will nur ſehen, wie es Selene geht. Lange werd' ich nicht bleiben, denn der Vater will, daß ich bald zurückkomme, und beſſer als Hanna kann Niemand pflegen."

Das Mädchen zog ſeine Hand aus der ſeines Freundes und klopfte an die Thür des kleinen Hauſes. Sie ward ihm geöffnet, und die Wittwe führte Arſinoe ſelbſt an das Lager ihrer Schweſter.

Pollux ſetzte ſich zuerſt auf eine Bank im Garten, aber bald ſprang er auf und durchmaß mit großen Schritten den Weg, den er mit Arſinoe gegangen.

Ein ſteinerner Tiſch hielt ihn bei dieſem Gange auf und es gelüſtete ihn, über ihn fortzuſpringen.

Als er zum dritten Mal an ihm vorbeikam, that er es auch, und zwar mit einem gewaltigen Satze. Aber gleich nach dieſer übermüthigen That blieb er ſtehen, ſchüttelte über ſich ſelbſt den Kopf und murmelte vor ſich hin: „Wie ein Junge!" — Ihm war auch zu Muthe, als wär' er ein glückſeliges Kind.

Während des Wartens wurde er ruhiger und ernſter. Dankbar ſagte er ſich, daß er nun das Frauenbild gefunden, von dem er in ſeinen beſten Schaffensſtunden geträumt hatte, daß es ihm gehöre, ihm ganz allein.

Aber wer war er denn eigentlich! Ein armer Schelm, der viele Mäuler zu ſtopfen hatte, zwei Finger an ſeines Meiſters Hand! Das mußte anders werden. Seiner Schweſter wollte er nichts entziehen, aber mit Papias mußte er brechen und ſich auf eigene

Füße ſtellen. Der Muth war ihm hoch gewachſen, und als Arſinoe endlich von ihrer Schweſter zurückkehrte, wußte er ſchon, daß er in der eigenen Werkſtätte zuerſt Balbilla's Büſte mit allem Fleiß fertig ſtellen und dann ſeine Liebſte modelliren wollte. Dieſe beiden Frauenköpfe konnten ihm nicht mißlingen. Der Kaiſer mußte ſie ſehen, ſie ſollten ausgeſtellt werden, und er ſah ſchon ſich ſelbſt vor ſeinem inneren Auge, wie er Beſtellung auf Beſtellung ablehnte und von den guten nur die glänzendſten annahm.

Arſinoe konnte beruhigt heimkehren.

Selenens Schmerzen waren doch weit geringer, als ſie befürchtet hatte. Sie wollte von keiner Andern als Frau Hanna gepflegt ſein. Vielleicht mochte ſie etwas Fieber haben, aber wer ſo verſtändig wie ſie über jede kleine Frage der Haushaltung und über alles, was für die Kinder geſchehen ſollte, zu reden verſtand, der, meinte Arſinoe, indem ſie am Arme des Künſtlers durch den Garten ſchritt, der könnte doch nicht eigentlich krank ſein.

„Eine Roxane zur Schweſter zu haben, muß ſie erfreuen und ermuntern," rief Pollux; ſeine ſchöne Begleiterin aber ſchüttelte verneinend den Kopf und ſagte: „Sie iſt immer ſo eigen: was mich am meiſten freut, das iſt ihr zuwider."

„Selene iſt eben der Mond und Du biſt die Sonne."

„Und wer biſt Du?" fragte Arſinoe.

„Ich bin der lange Pollux; und heute will es

mir ſcheinen, als könnte ich noch einmal der große werden."

„Wenn Dir das gelingt, ſo wachſe ich mit Dir."

„Das wird Dein Recht ſein, denn nur durch Dich kann mir das, was ich vorhabe, gelingen."

„Wie ſoll ich ungeſchicktes Ding es anfangen, einem Künſtler zu helfen?"

„Indem Du lebſt und ihn liebſt," rief der Bildhauer und hob ſie, ehe ſie es hindern konnte, zu ſich empor.

Vor dem Gartenthore ſaß die alte Sklavin und ſchlief.

Sie hatte von dem Pförtner gehört, daß ihre junge Herrin mit ihrem Begleiter hier Einlaß gefunden habe; ihr ſelbſt war es unterſagt worden, in das Grundſtück zu treten. Ein Prellſtein diente ihr zum Sitz und beim Warten waren ihr, trotz des wachſenden Lärms auf der Straße, die Augen zugefallen.

Arſinoe weckte ſie nicht und fragte Pollux mit einem ſchalkhaften Lächeln:

„Nicht wahr, wir finden allein unſern Weg?"

„Wenn Eros uns nicht in die Irre führt," entgegnete der Künſtler.

Während ſie vorwärts zogen, ſcherzten ſie und tauſchten mit einander zärtliche Worte.

Je mehr ſie ſich der Lochias und der breiten Verkehrsader näherten, welche die kanopiſche Straße, die größte und längſte der Stadt, rechtwinklig durchſchnitt, deſto voller wurde der Strom der ſich mit ihnen fortbewegenden Leute. Aber dieſer Umſtand war ihnen günſtig,

denn wer unbemerkt zu ſein wünſcht, der miſche ſich nur, wenn es ihm an einem einſamen Platz fehlt, in das Menſchengedränge.

Vorwärts getrieben von den nach dem Mittelpunkte des feſtlichen Treibens ſtrebenden Schaaren, hielt er ſie und ſie ihn umfaßt, damit kein vorüberſtürmender Zug von überſpannten thraciſchen Weibern, die in dieſer dem kürzeſten Tage folgenden Nacht, der heimiſchen Feſtfeier treu, mit einem Stierkalbe dahergeſtürmt kamen, ſie von einander reißen möge.

Jetzt waren ſie kaum noch hundert Schritte von der Mondſtraße entfernt, da jubelte ihnen aus derſelben berauſchend heiterer, wild ſchwärmeriſcher Geſang und, ihn übertönend, Trommel und Flötenklang, Schellengeraſſel und lautes Jauchzen entgegen.

Jetzt drang in der bei der Lochias mündenden und das Bruchium durchſchneidenden Königsſtraße eine fröhliche Schaar ihnen entgegen.

Allen voran unter anderen Bekannten der Gemmenſchneider Teuker, des glückſeligen Pollux junger Bruder. Mit Epheuranken umkränzt und einen Thyrſusſtab ſchwingend, tanzte er vorwärts und hinter ihm her ſprang und jubelte ein Zug von Männern und Frauen, alle bis zur Tollheit erregt, jauchzend, ſingend und tanzend.

Wein-, Epheu- und Asphodelusranken umflatterten hundert Häupter; Pappel-, Lotus- und Lorbeerkränze ſchwankten auf glühenden Stirnen, Panther-, Hirſch- und Rehfelle hingen von nackten Schultern und wurden beim ſchnellen Lauf ihrer Träger und Trägerinnen

vom Zugwinde hoch in die Luft geworfen. Künſtler und reiche junge Herren, die mit ihren Geliebten von einem Gaſtmahle heimkehrten, hatten dieſen Aufzug mit einer Muſikbande eröffnet. Wer auch dieſem fröhlichen Haufen begegnete, den zog er an, den riß er mit ſich fort. Ehrbare Bürger und Bürgerfrauen, Arbeiter, Dirnen, Sklaven, Soldaten und Matroſen, Offiziere, Flötenſpielerinnen, Handwerker, Schiffsführer, ein ganzer Theaterchor, den ein Kunſtfreund bewirthet hatte, erregte Weiber, die einen Bock, der dem Dionyſus geſchlachtet werden ſollte, mit ſich zerrten, Niemand von ihnen allen widerſtand der Lockung, dem Zuge zu folgen.

Nun bog er in die Mondſtraße ein und hielt ſich in dem breiten, mit Ulmen beſetzten Mittelwege, der zu jeder ſeiner Seiten von einem Fahrdamme begrenzt war, den Niemand zu dieſer Zeit benützte.

Wie klangen die Doppelflöten ſo laut, wie ſchlugen zarte Mädchenfäuſte ſo kräftig auf das Kalbfell der Handtrommeln, welch luſtiges Spiel trieb der Wind mit dem aufgelösten Haar der tobenden Weiber und dem Rauche der Fackeln, die übermüthige Geſellen, als Pane und Satyrn verkleidet, laut aufjauchzend ſchwangen.

Hier ſchnellte ein Mädchen in vollem Lauf ein Tambourin hoch in die Luft und ſchüttelte die Schellen an ſeinem Reifen ſo heftig, als ſollten ſich die hohlen metallenen Kugeln von ihm ablöſen und auf eigenen Wegen die Luft durchſauſen. Dort, neben der bis zur Grenze des Wahnſinns Erregten, hüpfte in aus-

geſucht zierlichen Sprüngen ein ſchöner Jüngling daher, trug den langen Stierſchwanz, den er ſich angeheftet hatte, mit komiſcher Sorgfalt unter dem Arme und blies von der längſten in die kürzeſte und von der kürzeſten in die längſte der Röhren, die ſeine Panflöte bildeten. Mitten aus dem raſch dahinlärmenden Zuge klang manchmal lautes Gebrüll, das eben ſo gut die Luſt wie der Schmerz erzeugt haben konnte. Aber es wurde jedesmal ſchnell von tollem Gelächter, ausgelaſſenem Geſang und luſtiger Muſik übertönt.

Alt und Jung, Hoch und Gering, kurz alles, was ſich dem Aufzug nahte, ward mit unwiderſtehlicher Macht fortgeriſſen, ihm jauchzend zu folgen.

Auch Pollux und Arſinoe gingen ſchon längſt nicht mehr in ruhigem Schritt ehrbar neben einander, ſondern bewegten lachend die Füße nach dem Takt der fröhlichen Weiſe.

„Wie das klingt!“ rief der Künſtler. „Tanzen und jubeln möcht' ich, Arſinoe, tanzen und jubeln mit Dir, und wie raſend.“

Ehe ſie Zeit fand, „Ja“ oder „Nein“ zu erwiedern, jauchzte er ein lautes „Jo, Jo, Dionyſus“ und ſchwang ſie hoch in die Höhe.

Da wurde auch ſie von dem Taumel ergriffen, und die Hand über dem Haupte ſchwenkend, ſtimmte ſie in ſeinen Jubelruf ein und ließ ſich von ihm an die Ecke der Mondſtraße ziehen, wo eine Kranzhändlerin ihre Waare feilhielt.

Dort geſtattete ſie ihm, ſie mit Weinranken zu umſchlingen, ſetzte ihm einen Lorbeerkranz auf das

Haupt, wand ihm Epheu um den Hals und die Bruſt, lachte laut auf, als er der Gärtnerin ein großes Silberſtück in den Schooß warf, und hing ſich feſt an ſeinen Arm.

Das alles war ohne Nachdenken in fliegender Eile, wie im Rauſch und mit bebenden Fingern geſchehen.

Jetzt erreichte der Zug ſein Ende.

Sechs bekränzte Frauen und Mädchen ſchloſſen ſich Arm in Arm und mit lautem Geſang an ihn.

Pollux zog ſeine Geliebte hinter dieſe luſtige Reihe, umſchlang Arſinoe wieder, ließ ſich von ihr umfaſſen und nun hoben beide in raſchem Tanzſchritt die Füße, ſchwangen ihre freien Arme, warfen den Kopf laut rufend und ſingend zurück und vergaßen alles, was ſie umgab, und glaubten, ſie wären mit einem aus Sonnenſtrahlen gewebten Gürtel verbunden und ein Gott hebe ſie an dieſem hoch empor und führe ſie durch lauter Jubel und Luſt an tauſend Sternen vorbei durch die lichten Räume des Aethers.

Und ſie ließen ſich beide fortreißen durch die Mondſtraße in die von Kanopus und dann zum Meer zurück bis zum Tempel des Dionyſus.

Da blieben ſie athemlos ſtehen, und ihm fiel wieder ein, daß er Pollux, und ihr, daß ſie Arſinoe wäre und daß ſie zu ihrem Vater und ihren Geſchwiſtern zurückkehren müſſe.

„Komm nach Hauſe,“ ſagte ſie leiſe. Dabei ließ ſie ihre Arme ſinken und faßte ſchamhaft ihr aufgelöstes Haar zuſammen.

„Ja, ja,“ entgegnete er wie im Traum.

Dann gab er ſie frei, ſchlug ſeine Stirn mit der Hand und rief, indem er ſich der offenen Cella des Tempels zuwandte:

„Daß Du mächtig biſt, Dionyſus, daß Du ſchön biſt, Aphrodite, daß Du lieblich biſt, Eros, hab' ich lange gewußt; aber daß eure Gaben ſo unermeßlich groß ſind, das erfuhr ich erſt heute.“

„Wir ſind ganz voll von dem Gotte geweſen,“ ſagte Arſinoe, „und es war wundervoll, aber da kommt ein neuer Zug und ich muß nach Hauſe.“

„So gehen wir durch die kleine Hafengaſſe,“ gab Pollux zurück.

„Ja. Ich muß die Blätter aus meinem Haar leſen und dort ſieht uns Niemand.“

„Ich will Dir helfen . . .“

„Nein, Du rührſt mich nicht an,“ entgegnete Arſinoe ſtreng.

Dann faßte ſie die Fülle ihres weichen, glänzenden Hauptſchmucks zuſammen und befreite ihn von dem Laube, das ſich in ihm verſteckte, wie grüne Käfer in vielblättrigen Blumen. Zuletzt verbarg ſie das Haar unter dem Schleier, der ihr längſt vom Haupt geſunken und wie durch ein Wunder an der Spange ihres Peplum hängen geblieben war.

Pollux ſchaute ihr zu und rief, fortgeriſſen von der Macht der Leidenſchaft, die ihn erfüllte:

„Ewige Götter, wie ich Dich liebe! Mein Herz iſt ein ſpielendes Kind geweſen, aber heute wuchs es zum Helden heran. Warte nur, warte, der wird ſeine Waffen ſchon brauchen!“

„Und ich kämpfe mit ihm," ſagte ſie freudig, legte wieder ihren Arm in den ſeinen und beide eilten, mehr tanzend als gehend, dem alten Palaſt entgegen.

Schon kündete die ſpäte Sonne des kurzen Dezembertages durch einen kalten, grauen Streifen ihren baldigen Aufgang an, als Pollux mit ſeiner Begleiterin das längſt für die Arbeiter geöffnete Thor durchſchritt.

In der Muſenhalle nahmen ſie den erſten, in dem zu der Verwalterwohnung führenden Gang den zweiten betrübten und doch fröhlichen Abſchied. Aber dieſer war kurz, denn der Schein eines Lämpchens riß ſie bald von einander.

Arſinoe ſuchte ſchnell das Weite.

Antinous war der Störer.

Er harrte hier auf den Kaiſer, welcher immer noch auf der Warte, die Pontius für ihn erbaut hatte, nach den Sternen ſchaute, und erkannte ſie, als ſie an ihm vorbeieilte.

Sobald ſie verſchwunden war, wandte er ſich an Pollux und ſagte heiter:

„Ich bedarf Deiner Entſchuldigung, denn ich habe Dich bei einem Stelldichein mit Deiner Liebſten geſtört."

„Sie iſt meine Braut," ſagte der Künſtler ſtolz.

„Deſto beſſer," entgegnete der Günſtling und athmete ſo tief auf, als wäre ſein Herz durch des Künſtlers Worte von einer Bürde befreit worden. „Deſto beſſer. Kannſt Du mir ſagen, wie ſich der ſchönen Arſinoe Schweſter befindet?"

„Gewiß," entgegnete der Künſtler und ließ ſich's gefallen, daß der Bithynier ſich an ſeinen Arm hängte.

In der nun folgenden Stunde gewann Pollux, von deſſen Lippen heitere und begeiſterte Worte wie ein voller Gießbach rauſchten, das ganze Herz des Günſtlings.

Das Mädchen fand ihren Vater und ihren Bruder Helios, der nicht mehr ausſah wie ein Kranker, in tiefem Schlaf.

Die Sklavin kam wenige Minuten ſpäter als ſie nach Hauſe, und als Arſinoe ſich endlich mit aufgelöstem Haar auf ihr Lager warf, entſchlummerte ſie ſogleich und ein Traum führte ſie wieder an ihres Pollux Seite und ließ ſie beide beim Klang der Trommeln, Flöten und Schellen wie zwei vom Winde entführte Blätter hoch über die ſtaubigen Erdenwege dahinfliegen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Nach Sonnenaufgang war der Palaſtverwalter Keraunus erwacht. Er hatte zwar in ſeinem Lehnſeſſel nicht viel weniger feſt als in ſeinem Bette geſchlafen, aber er fühlte ſich nicht erfriſcht und die Glieder thaten ihm weh.

In dem Wohnzimmer lag alles umher wie am vergangenen Abend, und das verdroß ihn, denn er war gewohnt, wenn er es am Morgen betrat, dieſes Gemach in beſter Ordnung zu finden.

Auf dem Tiſch ſtanden, von Fliegen umſchwärmt, die Reſte der Abendmahlzeit der Kinder, und zwiſchen den Schüſſeln und Brodrinden glänzte ſein eigener Schmuck und der ſeiner Tochter.

Wohin er ſchaute, ſah er Kleidungsſtücke und Dinge, die nicht hieher gehörten.

Die alte Sklavin trat gähnend in das Gemach. Ihr graues Wollhaar hing ihr ungeordnet in's Geſicht und ihre Augen blickten ſtier, ihre Füße wankten unſtät hin und her.

„Du biſt betrunken," herrſchte Keraunus ſie an,

und er täuſchte ſich nicht, denn nachdem die Alte vor dem Hauſe der Wittwe des Pudens aufgewacht war und von dem Thorhüter erfahren hatte, daß Arſinoe den Garten verlaſſen habe, war ſie von andern Sklavinnen in eine Weinſchenke gezogen worden.

Als ihr Herr ihren Arm anfaßte und ſie ſchüttelte, rief ſie mit einem dummen Grinſen auf den naſſen Lippen:

„Das Feſt. Alles iſt frei. Heut iſt das Feſt.“

„Römiſcher Unſinn,“ unterbrach ſie der Verwalter. „Iſt meine Suppe fertig?“

Während die Alte eine unverſtändliche Antwort vor ſich hin murmelte, trat der Sklave in das Zimmer und ſagte:

„Sie feiern heut alle, darf ich auch hinaus?“

„Das könnte mir paſſen,“ rief der Verwalter. „Dieß Unthier betrunken, Selene krank und Du auf der Straße.“

„Aber Keiner bleibt heute zu Hauſe,“ entgegnete der Schwarze ſchüchtern.

„So pack' Dich!“ ſchrie Keraunus. „Treib' Dich herum bis Mitternacht! Thu' was Du willſt; nur erwarte nicht, daß ich Dich länger behalte. Zum Drehen der Handmühle biſt Du immer noch gut und es findet ſich gewiß noch ein Dummer, der ein paar Drachmen für Dich bezahlt.“

„Nicht, nicht verkaufen,“ ſtöhnte der Alte und erhob bittend die Hände; Keraunus aber hörte ihn nicht, ſondern fuhr ſcheltend fort:

„Ein Hund hängt wenigſtens treu an ſeinem

Herrn, aber ihr, ihr freßt ihn arm und wenn er euch braucht, ſo gelüſtet es euch auf die Gaſſe zu laufen."

„Ich will ja bleiben," heulte der Alte.

„Thu' was Du willſt, Du biſt ſchon lange wie ein lahmes Pferd, das den Herrn, der es reitet, zum Kinderſpott macht. Wenn Du mit mir ausgehſt, ſo ſieht man mir nach, als hätte ich einen Fleck auf dem Pallium. Und der räudige Hund will Feſte feiern und ſich groß machen unter den Bürgern!"

„Ich bleibe ja; nur nicht verkaufen!" wimmerte der Geängſtigte kläglich und verſuchte es, ſeines Gebieters Hand zu ergreifen; aber der Verwalter ſtieß ihn zurück und befahl ihm, in die Küche zu gehen, Feuer anzuzünden und der Alten Waſſer über den Kopf zu gießen, damit ſie wieder munter werde.

Der Sklave ſchob ſeine Genoſſin zur Thüre hinaus, Keraunus aber begab ſich in das Schlafgemach ſeiner Tochter, um ſie zu wecken.

In Arſinoe's Kammer drang kein anderes Licht als das, welches ſich durch eine kleine Oeffnung unter der Decke zu ihr hineinzuſtehlen vermochte. Die ſchrägen Strahlen der Morgenſonne fielen gerade jetzt auf das Bett, dem Keraunus ſich näherte.

Da lag ſeine Tochter in tiefem Schlaf. Ihr ſchöner Kopf ruhte auf ihrem rundgebogenen rechten Arm, ihr aufgelöstes hellbraunes Haar floß wie ein Strom auf ihre weichen Schultern und über den Rand ihres Bettes hinaus.

So ſchön war ihm ſein Kind noch niemals erſchienen, ja ſein Anblick bewegte ſein Herz, denn Ar=

sinoe erinnerte ihn an seine verstorbene Gattin, und es war nicht bloß eitler Stolz, sondern eine Regung von wahrer väterlicher Liebe, welche unwillkürlich seinen Seelenwunsch, die Götter möchten ihm dieses Kind erhalten und es glücklich werden lassen, in ein wortloses, aber inniges Gebet verwandelte.

Er war nicht gewohnt, seine Töchter, die stets vor ihm wach und thätig zu sein pflegten, zu wecken, und es fiel ihm schwer, den süßen Schlaf seines Lieblings zu stören; aber es mußte ja sein, und so rief er denn Arsinoe's Namen, schüttelte ihren Arm und sagte, als sie sich endlich erhob und ihn fragend ansah:

„Ich bin es, steh' auf; erinnere Dich nur, was es heute noch gibt."

„Ja doch," gähnte sie, „es ist noch so früh."

„Früh?" fragte Keraunus lächelnd. „Mein Magen behauptet das Gegentheil. Die Sonne steht schon hoch, und ich habe noch nicht einmal meine Suppe bekommen."

„Laß die Alte sie kochen."

„Nein, nein, Kind, Du mußt aufstehen. Hast Du vergessen, was Du vorstellen sollst? Und meine Locken und die Frau des Präfekten und dann Deine Gewänder."

„So geh' nur, ich mache mir nicht das Geringste aus der Roxane und der ganzen Verkleidung."

„Weil Du noch nicht recht wach bist," lachte der Verwalter. „Wie kommt das Epheublatt dort in Dein Haar?"

Arſinoe erröthete, faßte nach der Stelle, auf die ihr Vater wies, und ſagte unwillig:

„Von irgend einer Ranke. Aber nun geh' hinaus, damit ich aufſtehen kann."

„Gleich, gleich. Wie haſt Du Selene gefunden?"

„Es geht ihr gar nicht ſo ſchlimm; aber davon erzähle ich Dir nachher; jetzt will ich allein ſein."

Als Arſinoe eine halbe Stunde ſpäter ihrem Vater die Suppe brachte, ſchaute dieſer ſie verwundert an.

Es ſchien ihm eine Veränderung mit ſeiner Tochter vorgegangen zu ſein. Aus ihren Augen leuchtete etwas, das er nie vorher bemerkt hatte und ihren jugendlichen Zügen etwas ſo Bedeutendes verlieh, daß es ihn beinahe erſchreckte.

Keraunus hatte, während ſie die Suppe rührte, die Kinder mit Hülfe des Sklaven aus den Betten genommen.

Jetzt ſaßen ſie beim Frühſtück, und mitten unter ihnen friſch und geſund der blinde Helios.

Während Arſinoe ihrem Vater von Selene und ihrer vortrefflichen Wartung durch die Wittwe Hanna erzählte, ſchaute Keraunus ſie unverwandt an.

Als ſie dieß bemerkte und ungeduldig fragte, was ſie denn heute Beſonderes an ſich habe, gab er kopfſchüttelnd zurück:

„Wie ihr Mädchen doch ſeid! Da hat man Dir eine große Ehre erwieſen, Du ſollſt die Braut Alexander's vorſtellen und der Stolz und die Freude darüber haben Dich in einer einzigen Nacht ſeltſam verändert; aber ich denke, nicht gerade zum Nachtheil."

„Thorheit," entgegnete Arſinoe erröthend und warf ſich, indem ſie ſich ſtreckte und dehnte, tief in das Polſter.

Sie fühlte ſich nicht eigentlich müde, ja die Schlaffheit, welche ſie in allen ihren Gliedern empfand, erfüllte ſie mit einem eigenthümlichen Wohlgefühl.

Es war ihr, als käme ſie aus einem lauen Bade, und ſeitdem ihr Vater ſie geweckt hatte, ließ ſich wieder und wieder der Klang der heitern Muſik, der ſie mit Pollux gefolgt war, vor ihrem innern Ohre vernehmen.

Manchmal lächelte ſie, manchmal blickte ſie ſtarr vor ſich hin, und dabei ſagte ſie ſich, daß wenn ihr Liebſter ſie in dieſer Stunde rufen ſollte, es ihr nicht an Kraft fehlen würde, ſich mit ihm ſogleich von neuem in den raſenden Tanz zu ſtürzen.

Ja, ſie hatte die Empfindung der vollen Geſundheit!

Nur ihre Augen braunten ein wenig, und wenn Keraunus etwas Neues an ſeiner Tochter zu bemerken vermeinte, ſo war es der glühende Glanz, der ſich nun zu dem heiteren Licht geſellte, das ihm ſonſt aus ihnen entgegen geſchaut hatte.

Nachdem man das Frühſtück beendet, der Sklave die Kinder in's Freie geführt und Arſinoe begonnen hatte, ihrem Vater die Locken zu brennen, nahm Keraunus die würdevollſte ſeiner Stellungen ein und ſagte gewichtig:

„Mein Kind!"

Das Mädchen ließ die erwärmte Zange ſinken

und fragte, gefaßt, eine von jenen Wunderlichkeiten zu hören, denen Selene entgegenzutreten gewohnt war: „Nun?“

„Höre mir aufmerksam zu.“

Das was nun kommen sollte, war Keraunus vor einer Stunde, als er seinem alten Sklaven die Lust verdarb sein Haus zu verlassen, eingefallen, und doch sagte er, indem er seine Stirn mit der Hand berührte und die Miene eines sinnenden Philosophen annahm:

„Schon seit langer Zeit trage ich mich mit einem schweren Gedanken. Jetzt ist er zum Entschluß gereift und ich theile ihn Dir mit. Wir werden einen neuen Sklaven anschaffen müssen.“

„Aber Vater,“ rief Arsinoe, „bedenke doch, was das kosten würde. Hätten wir einen Mann mehr zu ernähren . . .“

„Davon ist keine Rede,“ unterbrach sie Keraunus. „Ich tausche den Alten gegen einen Jüngeren ein, mit dem man sich sehen lassen kann. Gestern sagte ich Dir schon, daß wir von nun an die Blicke mehr auf uns ziehen werden als sonst, und wenn wir mit der schwarzen Vogelscheuche auf der Straße oder sonst wo erscheinen . . .“

„Man kann gewiß keinen Staat mit Sebek machen,“ unterbrach Arsinoe ihren Vater, „aber lassen wir ihn doch künftig zu Hause.“

„Kind, Kind,“ entgegnete Keraunus vorwurfsvoll; „bedenkst Du denn niemals, wer wir sind! Wie würde es sich für uns schicken, ohne Sklaven auf der Straße zu erscheinen.“

Das Mädchen zuckte die Achseln und stellte ihrem Vater vor, daß Sebek doch ein altes Familienstück sei, daß die Kleinen an ihm hingen, weil er sie wie eine Wärterin hüte, daß ein neuer Sklave viel Geld kosten und nur mit Gewalt zu manchen Diensten zu zwingen sein würde, die der Alte immer gern und gut verrichtet habe.

Aber Arsinoe predigte tauben Ohren.

Selene war nicht da, und sicher vor ihren Vorwürfen, begierig nach dem Versagten wie ein unbehüteter Knabe, beharrte Keraunus auf seinem Entschluß, den alten treuen Burschen gegen einen stattlichen Sklaven umzutauschen.

An das traurige Schicksal, welches dem hinfälligen, in seinem Hause ergrauten Greise drohte, wenn er ihn verkaufte, dachte er keinen Augenblick, aber er hatte doch die Empfindung, daß es nicht recht von ihm sei, das letzte in sein Haus gefallene Geld für ein im Grunde nicht nothwendiges Etwas auszugeben.

Je berechtigter ihm Arsinoe's Bedenken zu sein schienen, je lauter ihn eine innere Stimme warnte, seiner Eitelkeit dieß neue Opfer zu bringen, desto fester und heftiger trat er für seinen Wunsch ein, und während er das, was er begehrte, verfocht, gewann es vor ihm selbst den Anschein der Nothwendigkeit, drängte sich ihm eine Menge von Gründen auf, welche es vernünftig und leicht ausführbar erscheinen ließen.

Geld war vorhanden, nach Arsinoe's Wahl für die Rolle der Roxane konnte er erwarten, neues ge-

borgt zu erhalten, es war ſeine Pflicht, ſtattlich aufzutreten, um den vornehmen Schwiegerſohn, von dem er träumte, nicht abzuſchrecken, und in der äußerſten Noth blieb ihm immer noch ſeine Sammlung von ſeltenen Gegenſtänden. Es kam nur darauf an, den rechten Käufer zu finden.

Wenn das falſche Schwert des Antonius ſo hoch bezahlt worden war, wie viel konnten Liebhaber für die anderen weit werthvolleren Gegenſtände bieten!

Arſinoe wurde roth und blaß, während ihr Vater wieder und wieder auf ihren Handel zurückkam, aber ſie wagte es nicht, ihm die Wahrheit zu geſtehen, und ihre Lüge reute ſie um ſo aufrichtiger, je deutlicher ſie mit dem ihr eigenen geſunden Sinne erkannte, daß die ihr geſtern zugefallene Ehre die Schwächen ihres Vaters in verhängnißvoller Weiſe zu ſteigern drohe.

Heute genügte es ihr vollſtändig, wenn ſie nur Pollux gefiel, und ohne Kummer würde ſie ihre Rolle und jeden Anſpruch auf Beifall und Bewunderung, den ſie ihr verlieh und der ihr noch geſtern ſo unſchätzbar werthvoll erſchienen war, auf ein anderes Mädchen übertragen haben.

Sie ſprach das aus, aber Keraunus nahm ihre Erklärung nicht ernſt, lachte ihr in's Geſicht, erging ſich in räthſelhaften Anſpielungen auf den Reichthum, der nicht verfehlen würde bei ihnen einzukehren; und weil ein dunkles Gefühl ihm ſagte, es würde ſchicklich ſein zu zeigen, daß ſeine perſönliche Eitelkeit und die Rückſicht auf ſeine eigene Perſon nicht alle ſeine Hand-

lungen bedinge, so erklärte er, sich selbst ein großes Opfer auferlegen und sich auch für die nächste Zeit mit dem vergoldeten Stirnreifen begnügen und keinen von reinem Golde kaufen zu wollen.

Durch diese That der Entsagung glaubte er das volle Recht erworben zu haben, an die Erwerbung eines neuen stattlichen Sklaven ein hübsches Sümmchen zu wenden.

Arsinoe's Bitten blieben unbeachtet, und als sie, weil der drohende Verlust des alten Hausgenossen sie schmerzte, zu weinen begann, verbot er ihr unwillig, wegen eines solchen Nichts Thränen zu vergießen; denn das wäre kindisch und es könnte ihm nicht gefallen, sie mit rothen Augen zu der Frau des Präfekten zu führen.

Während dieser Verhandlungen wurden seine Locken fertig gedreht und er befahl Arsinoe, nunmehr ihr eigenes Haar schön zu ordnen, um dann mit ihm zu kommen. Sie wollten ein neues Gewand und Peplum kaufen, Selene besuchen und sich dann zu Frau Julia tragen lassen.

Gestern noch hatte er es für eine übermüthige That gehalten, sich einer Sänfte zu bedienen, heute überlegte er schon, ob es nicht schicklich sein würde, einen Wagen zu miethen.

Sobald er allein war, kam er auf einen neuen Gedanken.

Der übermüthige Baumeister sollte erfahren, daß er nicht der Mann sei, sich ungestraft beleidigen und ängstigen zu lassen. Darum schnitt er einen leeren

Papyrusſtreifen von einem in ſeiner Truhe bewahrten Brief und ſchrieb darauf folgende Worte:

„Der Macedonier Keraunus an den Baumeiſter Claudius Venator aus Rom.

„Meine älteſte Tochter Selene iſt durch Deine Schuld ſo ſchwer verletzt worden, daß ſie, von großer Gefahr bedroht, darniederliegt und unerhörte Schmerzen leidet. Meine anderen Kinder ſind nicht mehr ſicher im Hauſe ihres Vaters, und ich fordere Dich darum nochmals auf, Deinen Hund an die Kette zu legen. Weigerſt Du Dich, dieß billige Verlangen zu erfüllen, ſo lege ich meine Sache in die Hand des Kaiſers. Ich theile Dir mit, daß ſich Ereigniſſe zugetragen haben, welche Hadrian beſtimmen werden, jeden Uebermüthigen zu ſtrafen, der die Rückſicht außer Acht läßt, die man mir und meinen Töchtern ſchuldet.“

Nachdem Keraunus dieſen Brief mit ſeinem Siegel verſchloſſen hatte, rief er den Sklaven und ſagte kühl:

„Bring' das dem Baumeiſter aus Rom und hole dann zwei Sänften; Du eilſt Dich, und während wir fort ſind, gibſt Du gut Acht auf die Kinder. Morgen oder übermorgen wirſt Du verkauft. An wen? Das hängt davon ab, wie Du Dich in den letzten Stunden, in denen Du uns gehörſt, beträgſt.“

Der Schwarze ſtieß ein lautes, aus tiefſtem Herzen kommendes Jammergeſchrei aus und warf ſich vor dem Verwalter nieder.

Dieſem ſchnitt die Klage des Alten durch die Seele, aber er war entſchloſſen, ſich nicht rühren zu laſſen und ihn fortzugeben.

Aber der Schwarze umklammerte ſeine Kniee feſter, und als die Kinder, herbeigelockt durch das Geheul ihres armen Freundes, laut mit ihm weinten und der kleine Helios das halb ausgegangene Wollhaar des Negers zu ſtreicheln begann, da wurde dem eitlen Manne nicht wohl um's Herz, und um ſich vor ſeiner eigenen Schwachheit zu retten, ſchrie er überlaut und heftig:

„Hinaus mit Dir und thu', was man Dir befiehlt; ſonſt greif' ich zur Peitſche."

Mit dieſen Worten riß er ſich von dem Unglücklichen los, der dann geſenkten Hauptes das Gemach verließ und mit ſeinem Brief in der Hand vor den Gemächern des Kaiſers ſtehen blieb.

Hadrian's Sein und Weſen hatte ihn mit Scheu und Ehrfurcht erfüllt, und er wagte es nicht, an ſeine Thür zu klopfen.

Nachdem er, immer noch mit Thränen in den Augen, eine Zeit lang gewartet, trat Maſtor mit den Reſten des Frühſtücks ſeines Gebieters in den Gang.

Der Schwarze rief ihn an und hielt ihm den Brief des Verwalters hin, indem er weinerlich ſtammelte:

„Von Keraunus für Deinen Herrn."

„Leg' ihn hier auf das Bret," befahl der Jazygier. „Aber was iſt Dir zugeſtoßen, mein Alter? Du heulſt ja und ſiehſt jämmerlich aus. Hat es Prügel gegeben?"

Der Schwarze ſchüttelte den Kopf und entgegnete wimmernd:

„Keraunus will mich verkaufen."

„Es wird beſſere Herren geben als ihn.“

„Aber Sebek iſt alt, Sebek iſt ſchwach, Sebek kann nicht mehr heben und ziehen, und bei ſchwerer Arbeit geht er zu Grund, ſicher zu Grund.“

„Haſt Du es denn leicht und reichlich gehabt bei dem Verwalter?“

„Gar keinen Wein, gar kein Fleiſch, viel Hunger,“ klagte der Greis.

„So ſei froh, daß Du fortkommſt.“

„Nein, nein,“ ſtöhnte der Alte.

„Närriſcher Kauz!“ ſagte Maſtor, „was willſt Du denn noch bei dem mürriſchen Knauſer?“

Der Schwarze blieb dem Fragenden eine Zeit lang die Antwort ſchuldig; dann hob und ſenkte ſich ſeine eingefallene Bruſt, und als ſei der Damm geriſſen, der das Bekenntniß zurückgehalten hatte, rief er unter lautem Schluchzen:

„Die Kinder, die Kleinen, unſere Kleinen! Sie ſind ſo lieb, und unſer Helios, unſer kleiner blinder Helios hat Sebek, weil er fort ſoll, das Haar geſtreichelt, hier — hier hat er es geſtreichelt“ — er wies auf eine völlig kahle Stelle, — „und nun ſoll Sebek fort und ſie nie mehr wiederſehen, als wären ſie alle geſtorben!“

Dieſe Worte rollten wie ſchwere Körper, die ein Strom von Thränen langſam fortträgt, über des Sklaven Lippen.

Sie rührten Maſtor's Herz, weckten in ihm die Erinnerung an ſeine eigenen verlorenen Kinder, und den Wunſch, ſeinen unglücklichen Genoſſen zu tröſten.

„Armer Schelm," ſagte er mitleidig. „Ja, die Kinder. Sie ſind ſo klein und das Thor, das in's Herz führt, iſt ſo eng; ſie aber kommen ſpielend hindurch, hundertmal leichter und beſſer als Große. Ich habe auch liebe Kinder verloren und das waren noch dazu meine eigenen. Ich kann Jedermann lehren, was Schmerz iſt, aber nun weiß ich auch, wo man ſich Troſt holt."

Bei dieſen Worten ſtützte Maſtor das Bret, welches er trug, mit der Hüfte und rechten Hand, — mit der Linken aber faßte er die Schulter des Schwarzen und flüſterte ihm zu:

„Haſt Du ſchon von den Chriſten gehört?"

Sebek nickte eifrig und als höre er eine Sache erwähnen, von der er Großes vernommen habe und Schönes erwarte, Maſtor aber fuhr leiſe fort:

„Komm morgen früh vor Sonnenaufgang in den Hof zu den Pflaſterern, da wirſt Du von einem hören, der die Mühſeligen und Beladenen tröſtet."

Der Diener des Kaiſers nahm ſein Bret wiederum in beide Hände und entfernte ſich ſchnell; aus den Augen des Alten aber leuchtete ein leiſer Hoffnungsſchimmer. Er erwartete kein Glück, aber vielleicht gab es ein Mittel, die Noth des Lebens leichter zu tragen.

Maſtor kehrte, ſobald er ſein Bret den Küchenſklaven, welche nunmehr auf der Lochias thätig waren, übergeben hatte, zu ſeinem Gebieter zurück und überreichte ihm den Brief des Verwalters.

Die Stunde war übel gewählt für Keraunus, denn der Kaiſer war in düſterer Stimmung.

Er hatte bis zum Morgen gewacht, kaum drei Stunden geruht und verglich jetzt mit zusammengezogenen Brauen die Ergebnisse seiner Beobachtungen des gestirnten Himmels in dieser Nacht mit astronomischen Tafeln, welche vor ihm ausgebreitet lagen.

Bei dieser Thätigkeit schüttelte er oft unzufrieden das lockige Haupt; ja, einmal warf er den Stift, mit dem er seine Berechnungen ausgeführt hatte, auf den Tisch, lehnte sich weit in sein Polster zurück und bedeckte die Augen mit beiden Händen.

Dann begann er wieder Zahlen zu schreiben und sein neues Ergebniß schien um nichts erfreulicher zu sein als das erste.

Der Brief des Verwalters hatte schon lange vor ihm gelegen, als er ihn endlich wieder bemerkte, während er nach einem andern Schriftstücke griff.

Einer Erholung bedürftig nahm er ihn, riß ihn auf, las ihn und warf ihn dann unwillig von sich.

Zu einer andern Zeit würde er sich mit Theilnahme nach dem leidenden Mädchen erkundigt, über den wunderlichen Mann gelacht und einen Streich ersonnen haben, um ihn zu ängstigen oder zu hänseln; heute aber ärgerten ihn die drohenden Worte des Verwalters und steigerten seine Abneigung gegen ihn.

Ueberdrüssig des ihn umgebenden Schweigens rief er Antinous, der träumend in den Hafen hinausschaute.

Der Günstling näherte sich sofort seinem Gebieter.

Hadrian schaute ihn an und sagte kopfschüttelnd:

„Auch Du siehst aus, als drohe ein Unglück. Hat sich der Himmel ganz überzogen?“

„Nein, Herr. Ueber der See iſt er blau, aber im Süden ziehen ſich ſchwarze Wolken zuſammen.“

„Im Süden?“ fragte Hadrian nachdenklich. „Von dorther kann uns kaum etwas Schlimmes bedrohen. Aber es kommt, es naht ſich, es wird da ſein, bevor wir es ahnen.“

„Du haſt ſo lange gewacht und das verdirbt Dir die Stimmung.“

„Die Stimmung? Was iſt Stimmung?“ murmelte Hadrian düſter vor ſich hin. „Stimmung iſt ein Zuſtand, der ſich aller Regungen der Seele auf einmal bemächtigt, mit Grund bemächtigt, und mein Herz iſt heute gelähmt vor Beſorgniß.“

„So haſt Du üble Zeichen am Himmel geſehen?“

„Höchſt üble!“

„Ihr weiſen Männer glaubt an die Sterne,“ entgegnete Antinous. „Ihr habt gewiß Recht, aber mein ſchwacher Kopf will nicht begreifen, was ihre regelmäßigen Bahnen mit meinem unſtäten Hinunddher zu thun haben ſollen.“

„Werde grau,“ gab der Kaiſer zurück. „Lerne das ganze All mit Deinem Geiſt umfaſſen, und dann erſt rede von dieſen Dingen, dann erſt kannſt Du erkennen, daß jeder Theil des Geſchaffenen, das Größte und Kleinſte, innig miteinander verknüpft iſt, auf einander wirkt, von einander abhängt. Was iſt und ſein wird in der Natur, was wir Menſchen empfinden, denken und thun, das alles wird bedingt von feſt beſtimmten, ewigen Urſachen, und dieſe Urſachen haben Dämonen, die zwiſchen uns und der Gottheit ſtehen,

mit goldener Schrift auf die blaue Wölbung des Himmels verzeichnet. Die Lettern dieſer Schrift ſind die Sterne, deren Bahnen ſo unwandelbar und unendlich ſind, wie die Urſachen alles deſſen, was iſt und geſchieht."

„Biſt Du ganz ſicher, Dich nie in dieſer Schrift zu verleſen?" fragte Antinous.

„Auch ich kann irren," entgegnete der Kaiſer, „aber dießmal habe ich mich nicht getäuſcht. Ein ſchweres Unheil bedroht mich. Es iſt ein ſeltſames, erſchreckend wunderbares Zuſammentreffen."

„Was?"

„Aus dem verwünſchten Antiochia, von dem mir noch nie etwas Gutes zukam, hab' ich einen Orakelſpruch empfangen, der — der — warum ſollt' ich es Dir verſchweigen? In der Mitte des kommenden Jahres ſoll wie der Blitz, der den Wanderer zu Boden ſchleudert, ſchweres Unglück mich treffen und ſchlagen, und heute Nacht! Sieh mit mir in dieſe Tafel! Hier iſt das Haus des Todes, hier ſind die Planeten ... Aber was verſtehſt Du von ſolchen Dingen? Kurz, in dieſer Nacht, in der ſchon einmal Furchtbares vorging, beſtätigten die Sterne das Unglücksorakel mit ſo nackter Deutlichkeit, ſo unverkennbar ſicher, als hätten ſie Zungen und ſchrieen mir die ſchlimme Prophezeiung in's Ohr. Mit ſolchem Ziel vor Augen wandert es ſich ſchlecht. Was wird uns die Mitte des neuen Jahres wohl bringen?"

Hadrian ſeufzte tief auf, Antinous aber näherte

ſich ihm, ließ ſich vor ihm auf die Kniee nieder und fragte in kindlich beſcheidenem Ton:

„Darf ich armer, thörichter Wicht den großen Weiſen lehren, ſein Leben mit ſechs guten Monaten zu bereichern?“

Der Kaiſer lächelte, als wüßte er, was nun kommen würde, ſein Günſtling aber fuhr ermuthigt fort:

„Laß doch die Zukunft Zukunft ſein. Was kommen ſoll, kommt, denn ſelbſt die Götter haben keine Macht gegen das Schickſal. Wenn das Schlimme naht, ſo wirft es einen ſchwarzen Schatten vor ſich her. Du beachteſt ihn und läßt Dir den lichten Tag von ihm verfinſtern, ich ſchlendere träumend auf meinem Wege dahin und bemerke das Unglück erſt, wenn wir aneinander prallen und es auf mich losſchlägt.“

„Und ſo bleibt Dir eine Reihe von umdüſterten Tagen erſpart,“ unterbrach Hadrian ſeinen Liebling.

„Das wollt' ich ſagen.“

„Und Dein Rath iſt gut für Dich und jeden andern Spaziergänger durch den Jahrmarkt eines müßigen Lebens,“ entgegnete der Kaiſer; „aber der Mann, dem die Aufgabe geſtellt ward, Millionen über Abgründe zu führen, der muß unverwandt aufmerken, in die Nähe und Ferne ſchauen und darf das Auge nicht ſchließen, wenn es auch ſo Entſetzliches zu ſehen gibt, wie es mir heute Nacht zu ſchauen beſtimmt war.“

Bei den letzten Worten hatte Phlegon, der Geheimſchreiber des Kaiſers, mit neuen Briefen aus Rom

das Zimmer betreten und ſich ſeinem Gebieter genähert. Er verneigte ſich tief und fragte, an Hadrian's letzte Worte anknüpfend:

„Die Sterne beunruhigen Dich, Cäſar?“

„Sie lehren mich auf der Hut ſein,“ entgegnete Hadrian.

„Hoffen wir, daß ſie lügen,“ rief der Grieche mit heiterer Lebhaftigkeit aus. „Cicero hat gewiß nicht ganz Unrecht, wenn er der Sterndeuterkunſt mißtraut.“

„Er war ein Schwätzer,“ entgegnete Hadrian und runzelte die Stirn.

„Aber iſt es nicht richtig,“ fragte Phlegon, „daß wenn die Horoſkope, welche man einem Cnejus oder Cajus ſtellte, zutreffend wären, Cnejus und Cajus die gleichen Temperamente und Lebensſchickſale haben müßten, wenn ſie zufällig in derſelben Stunde geboren wären?“

„Immer die alten Gemeinplätze, immer der alte Unſinn,“ unterbrach Hadrian den Beamten, gereizt bis zum Ingrimm. „Rede, wenn Du gefragt wirſt, und kümmere Dich nicht um Dinge, die Du nicht verſtehſt und die Dich nichts angehen. Sind wichtige Dinge dort unter den Briefen?“

Antinous ſah erſtaunt auf ſeinen Gebieter. Warum empörten ihn Phlegon's Einwände, während er doch die ſeinen freundlich beantwortet hatte?

Hadrian achtete jetzt nicht mehr auf ihn, ſondern las Schreiben auf Schreiben raſch und doch aufmerkſam durch, ſchrieb kurze Bemerkungen an die Ränder,

unterzeichnete mit feſter Hand einige Dekrete und gebot, nachdem er ſeine Arbeit vollendet, dem Griechen, ihn zu verlaſſen.

Kaum war er mit Antinous allein, als das laute Geſchrei und frohe Jauchzen vieler Menſchen durch das geöffnete Fenſter zu ihm drang.

„Was bedeutet das?“ fragte er Maſtor, und ſobald er erfahren hatte, daß die Arbeiter und Sklaven ſoeben entlaſſen worden wären, um ſich der Luſt des Feſttages hinzugeben, murmelte er vor ſich hin:

„Das tobt, das jubelt, das bekränzt ſich, das vergißt ſich ſelbſt im Rauſche, und ich — ich — den ſie alle beneiden, ich verderbe mir die kurze Zeit des Lebens mit nichtigen Geſchäften, laſſe mich von nagenden Sorgen zermartern, — ich — ich —“

Hier unterbrach er ſich ſelbſt und rief mit völlig veränderter Stimme:

„Heda, Antinous, Du biſt weiſer als ich! Laſſen wir die Zukunft Zukunft ſein. Auch für uns iſt das Feſt da. Machen wir uns dieſe Tage der Freiheit zu Nutze. Gut vermummt wollen wir uns, ich als alter Satyr, Du als junger Faun oder dergleichen in den Feſtſtrudel ſtürzen, Becher leeren, die Stadt durchwandern und uns dabei an allem Erfreulichen freuen!“

„O!“ rief Antinous und klatſchte froh in die Hände.

„Evoe Bacche!“ rief Hadrian und ſchwang den auf ſeinem Tiſche ſtehenden Becher. „Du biſt frei

bis heut Abend, Mastor, und Du, mein Junge, sprichst mit dem langen Bildhauer Pollux. Er soll uns führen und uns Kränze und einen tollen Aufputz besorgen. Ich muß trunkene Menschen sehen, ich muß mit den Fröhlichen lachen, ehe ich wieder Kaiser werde. Eile Dich, Freund, sonst verderben mir neue Sorgen die Festlust!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Antinous verließ zugleich mit Mastor das Gemach des Kaisers.

Auf dem Gange winkte der Jüngling den Sklaven zu sich heran und sagte leise:

„Daß Du schweigen kannst, weiß ich; willst Du mir einen Gefallen thun?“

„Lieber drei als einen,“ entgegnete der Jazygier.

„Du bist heute frei. Gehst Du in die Stadt?“

„Ich denke.“

„Du bist hier nicht bekannt, aber das thut nichts. Nimm diese Goldstücke. Für das eine kaufst Du auf dem Blumenmarkt den schönsten Strauß, den Du findest, mit dem andern mache Dich lustig und von dem Rest nimm eine Drachme und miethe Dir einen Esel. Der Treiber führt Dich zum Garten der Wittwe des Pudens, in dem das Haus einer Frau Hanna steht. Hast Du die Namen gemerkt?“

„Frau Hanna, Wittwe des Pudens.“

„In dem kleinen Hause, nicht in dem großen, gibst Du die Blumen für die kranke Selene ab.“

„Die Tochter des dicken Verwalters, die unſer Moloſſer anfiel?“ fragte Maſtor neugierig.

„Sie oder eine Andere,“ unterbrach ihn Antinous. „Wenn man Dich fragt, wer die Blumen ſende, ſo ſage Du nur: ‚Der Freund von der Lochias!‘ nichts weiter. Haſt Du verſtanden?“

Der Sklave nickte mit dem Kopfe und rief leiſe: „Alſo auch Du! O dieſe Weiber!“

Antinous machte eine abweiſende Handbewegung, legte Maſtor in raſchen Worten an's Herz, zu ſchweigen und ja für die allerſchönſten Blumen zu ſorgen, und begab ſich dann in die Muſenhalle, um Pollux zu ſuchen.

Er hatte durch ihn erfahren, wo ſich die leidende Selene befinde, an die er immer und überall denken und wiederum denken mußte.

Antinous fand den Bildhauer nicht hinter ſeinen Schranken.

Das Verlangen, mit ſeiner Mutter zu reden, hatte ihn in das Thorwärterhäuschen geführt, und nun ſtand er vor ihr und erzählte, ſeine langen Arme lebendig regend, alles offen heraus, was er in der vergangenen Nacht erlebt hatte.

Wie ein Jubellied klang ſein Bericht, und als er zu ſchildern begann, wie der Feſtzug ihn und Arſinoe mit ſich fortgeriſſen, ſprang Frau Doris von ihrem Sitze auf, klatſchte in die kleinen rundlichen Hände und rief:

„Das iſt eine Luſt, das iſt eine Freude! So flog ich auch vor dreißig Jahren mit Deinem Vater dahin.“

„Nicht nur vor dreißig," fiel ihr Pollux in's Wort. „Ich erinnere mich noch ganz gut, wie Du beim großen dionyſiſchen Feſte, von der Macht des Gottes ergriffen, mit dem Rehfell auf der Schulter die Straße durchrasteſt."

„Das war gut, das war ſchön!" rief Frau Doris mit leuchtenden Augen. „Aber vor dreißig Jahren ging es noch anders her, ganz anders. Ich hab' Dir's ſchon einmal erzählt, wie ich damals mit unſerer Magd in die kanopiſche Straße ging, um aus dem Hauſe meiner Muhme Archidike dem großen Feſtzuge zuzuſchauen. Ich hatte nicht weit, denn wir wohnten beim Theater. Mein Vater war da Bühnenaufſeher und der Deine gehörte zu den Hauptſängern im Chor. Wir eilten uns, aber allerlei Volk hielt uns auf und trunkene Burſche wollten ihren Spaß mit mir treiben."

„Du biſt ja auch ſchön wie ein Röschen geweſen," unterbrach ſie ihr Sohn.

„Wie ein Röschen, nicht wie Deine prächtige Roſe," entgegnete die Alte. „So gut ſah ich immerhin aus, daß die verkleideten Burſche, die Faune und Satyrn, und ſelbſt die cyniſchen Heuchler im zerriſſenen Mantel es für werth hielten, nach mir zu ſchauen und ſich Schläge auf die Finger zu holen, wenn ſie's verſuchten, mich mit ſich fortzuziehen oder mir Küſſe zu ſtehlen. Ich fragte nicht nach den Schönſten, denn Euphorion hatte mir's angethan mit ſeinen glühenden Blicken, nicht mit Worten, denn ich wurde ſtreng gehalten und es war ihm nie geglückt mit mir zu reden.

An der Ecke der kanopiſchen und der Emporiumsſtraße konnten wir nicht weiter, denn da hatte ſich die Maſſe geſtaut und ſchaute brüllend und heulend den raſenden Klodonenweibern zu, die mit anderen Mänaden in heiliger Wuth einen Bock mit den Zähnen zerriſſen. Mir graute vor dieſem Schauſpiel, aber ich mußte doch zuſehen und ſchrie und jauchzte wie die Anderen. Meine Magd, an die ich mich ängſtlich gedrängt hatte, ward mit von der Wuth ergriffen und riß mich in die Mitte des Kreiſes, bis dicht vor das blutige Opfer. Da ſprangen zwei verzückte Weiber auf uns zu und ich fühlte, wie mich das eine umfaßte und niederzureißen verſuchte. Es war ein ſchrecklicher Augenblick, aber ich wehrte mich tapfer und ſtand auch noch auf den Füßen, als Dein Vater herzuſprang, mich befreite und mit ſich fortzog. Was weiter geſchah, das könnt' ich nicht mehr erzählen. Es war wie ein bunter, glückſeliger Traum, in dem man das Herz mit beiden Händen zuſammenpreſſen mußte, damit es nicht vor lauter Luſt auseinanderſpränge oder gerade aufwärts zum Himmel fortflöge und mitten hinein in die Sonne. Spät Abends kam ich nach Hauſe und in der nächſten Woche ward ich Euphorion's Weib."

„Wir haben's euch nachgemacht," rief Pollux, „und wenn Arſinoe wird wie meine Alte, dann bin ich zufrieden."

„Heiter und glücklich," entgegnete Doris. „Bleibe geſund, ſchlage Kummer und Sorgen ein Schnippchen, thue Deine Pflicht am Alltag und trink' Dir an Feſt-

tagen dem Gotte zu Ehren einen fröhlichen Rauſch, dann geht alles zum beſten. Wer leiſtet, was er vermag, und genießt, ſo viel er kann, der hat ſein Leben ausgenützt und braucht in ſeiner letzten Stunde keine Reue zu fühlen. Vorbei iſt vorbei, und hat Atropos den Faden zerſchnitten, ſo treten Andere an unſere Stelle und die Freude kann von neuem beginnen. Mögen die Götter ſie ihnen ſegnen."

„Recht ſo!" ſagte Pollux, ſeine Mutter umfaſſend. „Und, nicht wahr, zu Zweien geht einem das Schaffen leichter von der Hand und genießt man die Luſt des Daſeins beſſer, als wenn man allein iſt."

„Das will ich meinen, und Du haſt Dir die rechte Gefährtin gewählt," rief die Alte. „Du biſt ein Bildhauer und einfach gewöhnt. Du brauchſt keine Reiche, ſondern nur eine Schöne, die Dir täglich die Sinne erfreut, und die haſt Du gefunden."

„Es gibt keine Schönere," unterbrach ſie Pollux.

„Nein, gewiß nicht," fuhr Doris fort. „Erſt hatte ich mein Auge auf Selene gerichtet. Sie kann ſich auch ſehen laſſen und iſt ein Muſter von einem Mädchen; aber dann wurde Arſinoe größer, und ſo oft ſie hier vorbeikam, dachte ich bei mir: ‚Die wächst für deinen Jungen heran'; und nun Du ſie haſt, iſt's mir zu Muth, als wär' ich noch einmal ſo jung wie Deine Liebſte geworden. Das alte Herz hier drinnen hüpft ſo luſtig, als kitzelten es die Eroten mit ihren Flügeln und roſigen Fingern. Wären mir die Füße von dem ewigen Stehen am Herde und Waſchfaſſe gar nicht ſo ſchwer geworden, — wahrhaftig, ich

faßte heute Euphorion unter den Arm und tanzte mit ihm durch die Straße."

„Wo iſt der Vater?"

„Ausgegangen. Er ſingt."

„Am Morgen? Wo denn?"

„Da iſt eine Sekte, die heute ihre Myſterien feiert. Sie zahlen gut und er muß dafür hinter einem Vorhang traurige Lieder brummen; das tollſte Zeug, von dem er kein Wort begreift und von dem ich kein halbes verſtehe."

„Schade! Ich möchte ihn ſprechen."

„Er kommt ſpät zurück."

„Es hat auch noch Zeit."

„Um ſo beſſer; ſonſt könnte ich es ihm ja ſagen."

„Dein Rath iſt ſo gut wie ſeiner. Ich will Papias den Dienſt kündigen und mich auf eigene Füße ſtellen."

„Recht ſo, der römiſche Baumeiſter hat mir geſtern geſagt, eine große Zukunft ſtände Dir offen."

„Es iſt nur wegen der armen Schweſter und der Kleinen. Wenn es mir nun in den erſten Monaten knapp geht . . ."

„So ſchleppen wir ſie mit durch. Es wird Zeit für Dich, das was Du ſäeſt, auch ſelber zu ernten."

„So denk' ich auch; um meinet-, aber auch um Arſinoe's willen; wenn nur Keraunus . . ."

„Ja, mit dem wird es noch Kämpfe ſetzen."

„Schwere, ſchwere," ſeufzte Pollux. „Der Gedanke an den Alten trübt mir das Glück."

„Thorheit," rief Doris. „Nur keine unnützen

Sorgen! Sie ſind faſt ſo verderblich wie die das Herz zerfreſſende Reue. Nimm Dir Deine eigene Werkſtätte, ſchaffe mit freudigem Herzen etwas Großes, das die Welt in Staunen verſetzt, und ich wette darauf, daß der alte Hansnarr ſich noch ärgern wird, die nichtsnutzige erſte Arbeit des berühmten Pollux zerſchlagen und nicht in ſeinem Raritätenſchrank aufbewahrt zu haben. Bilde Dir ein, er wäre gar nicht auf der Welt, und genieße Dein Glück."

„So will ich's auch halten."

„Nur Eines noch, mein Junge."

„Was?"

„Du nimmſt Arſinoe hübſch in Acht! Sie iſt jung und unerfahren und Du darfſt ſie zu nichts bereden, was Du ihr nicht rathen dürfteſt, wenn ſie die Braut Deines Bruders wäre."

Doris hatte dieſe Worte noch nicht ausgeſprochen, als Antinous das Wärterhäuschen betrat und Pollux die Aufforderung des Baumeiſters Claudius Venator aus Rom, ihn durch die Stadt zu führen, überbrachte.

Der Bildhauer zauderte mit ſeiner Antwort, denn er hatte noch Manches in dem Palaſt zu thun; und hoffte Arſinoe im Laufe des Tages wiederzuſehen. Was konnten ihm Mittag und Abend ohne ſie nach ſolch einem Morgen bieten?

Frau Doris bemerkte ſein Schwanken und rief:

„Geh' doch, die Feſte ſind zum Vergnügen da. Der Baumeiſter kann Dir vielleicht Manches rathen und Dich ſeinen Freunden empfehlen."

„Deine Mutter hat Recht," ſagte Antinous.

„Claudius Venator kann ſehr empfindlich, aber auch ebenſo dankbar ſein. Ich wünſche Dein Beſtes.“

„Gut denn, ich komme,“ fiel Pollux dem Bithynier in's Wort, denn er fühlte ſich ohnehin von Hadrian's mächtigem Weſen angezogen und hielt es unter allen Umſtänden für etwas Wünſchenswerthes, beim Feſte zu ſchwärmen. „Ich komme, aber ich muß doch dem Baumeiſter Pontius mittheilen, daß ich heute einige Stunden aus der Schlacht zu entfliehen gedenke.“

„Das überlaſſe Venator,“ entgegnete der Günſtling. „Du ſollſt für ihn und für mich und wenn Du magſt, auch für Dich ſelbſt einen luſtigen Ausputz und Masken verſchaffen. Er will als Satyr, ich in irgend einer andern Verkleidung den Feſtzügen folgen.“

„Gut,“ gab der Bildhauer zurück. „Ich gehe gleich und hole, was wir brauchen. In unſerer Werkſtätte liegt eine Menge von Ausputz für das Gefolge des Dionyſus. In einer halben Stunde bin ich mit dem Plunder zurück.“

„Eile Dich,“ bat Antinous. „Mein Meiſter wartet nicht gern. Und dann — dann . . . noch Eins . . .“

Bei den letzten Worten war Antinous verlegen geworden und ganz nahe auf den Bildhauer hinzugetreten. Jetzt legte er ihm die Hand auf die Schulter und ſagte leiſe und dringlich:

„Venator ſteht dem Kaiſer ſehr nahe. Hüte Dich, vor ihm etwas anderes als Gutes über Hadrian zu reden.“

„Iſt Dein Meiſter ein Kundſchafter des Cäſar?“

fragte Pollux, indem er den Jüngling mißtrauiſch anſah. „Pontius ertheilte mir ſchon eine ähnliche Warnung, und wenn das der Fall iſt . . .“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Antinous haſtig, „nichts weniger als das, aber beide haben vor einander kein Geheimniß und Venator ſpricht viel, kann nichts verſchweigen . . .“

„Ich danke Dir und werde auf meiner Hut ſein.“

„Thu das. Ich meine es redlich.“

Der Bithynier hielt dem Künſtler mit dem Ausdruck warmer Empfindung auf den ſchönen Zügen und mit einer unausſprechlich anmuthigen Bewegung die Hand hin.

Der Bildhauer ſchlug in ſie ein, Frau Doris aber, deren alte Augen wie gebannt an Antinous gehangen hatten, faßte den Arm ihres Sohnes und rief, ganz bewegt von dem Anblick, den ſie genoſſen:

„O der Schönheit! O der von den Göttern ſelbſt gebildeten heiligen Schönheit! Pollux, Junge, man könnte meinen, der Himmliſchen einer wäre auf die Erde gekommen.“

„Sieh meine Alte,“ lachte der Künſtler. „Aber wahrhaftig, Freund, ſie hat Urſache, zu ſchwärmen, und ich thue es mit ihr.“

„Halt' ihn feſt, halt' ihn feſt,“ fiel Doris ein. „Wenn er Dir erlaubt, daß Du ſein Bildniß formſt, dann kannſt Du der Welt etwas zeigen!“

„Willſt Du?“ unterbrach Pollux ſeine Mutter, indem er ſich an den Günſtling wandte.

„Ich habe noch keinem Künſtler ſtillhalten mögen,“

entgegnete Antinous, „aber Dir thue ich gern den Gefallen. Es verdrießt mich nur, daß auch ihr in das ewige Einerlei der Anderen einſtimmt. Auf Wiederſehen, ich muß zu meinem Meiſter zurück.“

Sobald der Jüngling das Häuschen verlaſſen, rief Doris:

„Ob ein Kunſtwerk etwas tauge oder nicht, das kann ich nur ahnen; aber was ſchön iſt, das weiß ich ſo gut wie jedes andere alexandriniſche Weib. Wenn dieſer Knabe Dir Modell ſteht, ſo bringſt Du etwas zu Stande, was die Männer entzückt und den Frauen die Köpfe verdreht, und man wird Dich auch in der eigenen Werkſtätte aufſuchen. Ewige Götter, mir iſt zu Muthe, als hätte ich Wein getrunken! Solche Schönheit iſt doch das Höchſte! Warum gibt's nur kein Mittel, einen Leib und ein Antlitz wie das da vor dem Alter und ſeinen Runzeln zu wahren?“

„Ich kenne eins, Mutter,“ ſagte Pollux, indem er der Thüre zuſchritt. „Es heißt die Kunſt; und ihr iſt es gegeben, dieſem ſterblichen Adonis unſterbliche Jugend zu verleihen.“

Die Alte ſchaute ihrem Sohne mit freudigem Stolze nach und beſtätigte ſeine Worte durch ein zuſtimmendes Kopfnicken.

Während ſie ihre Vögel unter vielen Schmeichelworten fütterte und ſich von ihren beſonderen Lieblingen Brodkrumen von den Lippen picken ließ, eilte der junge Bildhauer mit langen Schritten durch die Straßen.

Manches Scheltwort, manches „Ach!“ und „Oh!“ ſcholl in dem Gedränge hinter ihm her, denn er bahnte

ſich mit ſeinem alle überragenden Körper und ſeinen kräftigen Armen den Weg, und ſah und hörte dabei nur wenig von dem, was ihn umgab. Er dachte an Arſinoe, und dazwiſchen an Antinous und in welcher Stellung, als welchen Heros oder Gott ſich's wohl am meiſten empfehlen würde ihn zu bilden.

Beim Blumenmarkt in der Nähe des Gymnaſiums ward er auf einen Augenblick ſeinem Sinnen entzogen, und zwar durch ein Bild, welches ſeine Augen feſſelte, die alles Ungewöhnliche, das ihnen entgegenkam, ſchnell aufzufaſſen verſtanden.

Auf einem ganz kleinen ſchwärzlichen Eſel ſaß ein großer, gut gekleideter Sklave und hielt einen Blumenſtrauß von ungewöhnlicher Fülle und Schönheit in der Rechten. Neben ihm ging ein reich bekränzter, bunt aufgeputzter Herr mit einer komiſchen Maske vor dem Geſicht, dem zwei rieſengroße Gartengötter und vier zierliche Knaben folgten.

In dem Sklaven erkannte Pollux den Diener des Baumeiſters Venator, den maskirten Herrn glaubte er auch ſchon geſehen zu haben, aber er wußte nicht wo, und gab ſich auch keine Mühe es herauszufinden.

Jedenfalls bekam der Eſelreiter nichts Freundliches zu hören, denn er ſchaute ſehr ängſtlich auf ſeinen Strauß.

Nachdem Pollux an der ſonderbaren Gruppe vorübergeeilt war, dachte er wieder an andere, ihm weit mehr am Herzen liegende Dinge.

Maſtor's beſorgte Miene war nicht unbegründet, denn der Herr, welcher mit ihm redete, war kein Ge-

ringerer als der Prätor Verus, den die Alexandriner den falſchen Eros nannten.

Er hatte den Leibſklaven des Kaiſers hundertmal bei ſeinem Herrn geſehen, ihn ſogleich erkannt und aus ſeiner Anweſenheit in Alexandria den einfachen und richtigen Schluß gezogen, daß ſich auch ſein Gebieter hier befinden müſſe.

Des Prätors Neugier war geweckt und er bedrängte den armen Burſchen ſogleich mit verwirrenden Kreuz- und Querfragen.

Als der Reiter ihn ſcharf und derb abwies, hielt Verus es für das Beſte, ſich ihm zu erkennen zu geben.

Dem großen Herrn, dem Freunde der Kaiſerin gegenüber verlor der Sklave ſeine zuverſichtliche Haltung. Er verfing ſich in Widerſprüchen und gab doch, obgleich er nichts zugeſtand, dem Fragenden die Gewißheit, daß Hadrian in Alexandria weile.

Der ſchöne Strauß, der des Prätors Blicke auf Maſtor gezogen, konnte dieſem nicht ſelbſt gehören, das lag auf der Hand.

Welche Beſtimmung mochte er haben?

Verus begann von neuem zu fragen, aber der Jazygier verrieth nichts, bis Verus ihn leis erſt auf die rechte, dann auf die linke Wange ſchlug und munter ſagte:

„Maſtor, gutes Maſtorlein, höre auf mich. Jetzt werd' ich Dir Vorſchläge machen, Du aber wirſt nickend Dein eigenes Haupt dem des zweimal zweifüßigen Eſels, auf dem Du reiteſt, nähern, ſobald Dir einer von ihnen gefällt."

„Laß mich meines Weges ziehen," bat der Jazygier mit ſteigender Angſt.

„Zieh, aber ich ziehe mit Dir," gab Verus zurück, „bis ich etwas gefunden, was Dir behagt. Viele Vorſchläge wohnen in dieſem Kopfe; das wirſt Du erfahren. Zum erſten frag' ich Dich: Soll ich Deinen Gebieter aufſuchen und ihm ſagen, Du habeſt mir ſeine Anweſenheit in Alexandria verrathen?"

„Das wirſt Du nicht thun, Herr," rief der Sklave.

„Weiter denn. Soll ich mich mit meinem Gefolge an Dich hängen und bei Dir bleiben, bis es Nacht wird und Du zu Deinem Meiſter zurück mußt? Du machſt eine abwehrende Handbewegung, und mit Recht, denn die Durchführung dieſes Vorſchlags würde gleich wenig ergötzlich für mich wie für Dich ſein und Dir wahrſcheinlich Strafe einbringen. Flüſtere mir alſo ruhig in's Ohr, wo Dein Gebieter haust und von wem und an wen Du dieſe Blumen zu bringen haſt. Sobald Du Dich zu dieſem Vorſchlage bequemſt, ſo laſſ' ich Dich laufen und werde Dir zeigen, daß ich in Afrika eben ſo wenig an meinen Goldſtücken hänge wie in Italien."

„Kein Gold — ſicher, ich nehme kein Gold," rief Maſtor.

„Du biſt ein braver Burſch," entgegnete Verus in verändertem Ton, „und Du weißt von mir, daß ich meine Diener gut halte und den Leuten lieber Angenehmes als Böſes erweiſe. Befriedige alſo unbeſorgt meine Neugier und ich verſpreche Dir dagegen,

daß kein Menſch und am letzten Dein Herr von mir erfahren ſoll, was Du mir mittheilſt."

Maſtor zauderte ein wenig, aber weil er ſich nicht verhehlen konnte, daß er am Ende dem Willen dieſes mächtigen Mannes doch nachgeben müſſe und er den übermüthigen und verſchwenderiſchen Prätor in der That als einen der gütigſten Herren kannte, ſo ſeufzte er auf und flüſterte ihm dann zu:

„Du wirſt mich armen Wicht nicht verderben, das weiß ich, und ſo magſt Du's denn wiſſen: wir wohnen auf der Lochias."

„Dort," rief Verus und klatſchte in die Hände. „Nun aber die Blumen?"

„Spielerei."

„Befindet ſich Hadrian in ſo heiterer Stimmung?"

„Bis jetzt war er ſehr munter, aber ſeit heute Nacht . . ."

„Nun?"

„Du weißt ja, wie er iſt, wenn er ſchlimme Zeichen am Himmel bemerkt hat."

„Schlimme Zeichen," wiederholte Verus ernſt. „Und doch verſendet er Blumen?"

„Er nicht. Wie kannſt Du nur denken!"

„Antinous?"

Maſtor nickte bejahend.

„Sehe Einer," lachte Verus. „Er fängt alſo an, das Bewundern dankbarer zu finden, als ſich bewundern zu laſſen! Welcher Schönen iſt es gelungen, dieß ſchläfrige Herz zu ermuntern?"

„Ich hab' ihm gelobt nicht zu plaudern."

„Und ich verſprach Dir daſſelbe. Meine Verſchwiegenheit iſt noch weit größer als meine Neugier.“

„So begnüge Dich, bitte, mit dem, was Du weißt.“

„Halb wiſſen iſt ſchwerer erträglich als gar nicht.“

„Ich kann nicht reden.“

„Soll ich von neuem mit meinen Vorſchlägen anfangen?“

„Ach, Herr, ich bitte Dich herzlich . . .“

„Heraus mit der Sprache und ich ziehe meines Weges; wenn Du Dich aber zu weigern fortfährſt...“

„Es handelt ſich wahrhaftig nur um ein blaſſes Mädchen, das Du nicht anſehen würdeſt.“

„Alſo ein Mädchen.“

„Unſer Moloſſer hat das arme Ding zu Boden geriſſen.“

„Auf der Straße?“

„Nein, auf der Lochias. Ihr Vater iſt der Palaſtverwalter Keraunus.“

„Und ſie heißt Arſinoe?“ fragte Verus, welcher ſich des für die Rolle der Roxane erwählten ſchönen Kindes gern erinnerte, mit aufrichtigem Bedauern.

„Nein, ſie heißt Selene; Arſinoe iſt wohl ihre jüngere Schweſter.“

„So bringſt Du dieſen Strauß auf die Lochias?“

„Sie war ausgegangen und konnte nicht weiter; jetzt liegt ſie in einem fremden Hauſe darnieder.“

„Wo?“

„Das kann Dir ja gleich ſein.“

„Nein, ganz und gar nicht. Ich bitte Dich, mir die volle Wahrheit zu ſagen.“

„Ewige Götter, was liegt Dir an dem kranken Geſchöpf?“

„Gar nichts, aber ich muß wiſſen, wohin Du reiteſt.“

„An's Meer. Ich kenne das Haus nicht, aber der Eſeltreiber da hinten . . .“

„Liegt es weit von hier?“

„Ein halbes Stündchen,“ ſagte der Burſche.

„So, alſo ein gutes Stück Weges,“ entgegnete Verus. „Und Hadrian hält darauf, unerkannt zu bleiben?“

„Gewiß.“

„Du aber, ſein Leibſklave, den von Rom her außer mir noch mancher andere hier Anweſende kennt, haſt die Abſicht, mit einem großen Strauß in der Hand, der alle Blicke auf Dich zieht, die Hälfte einer ganzen Stunde durch die Straßen zu reiten, in denen ſich heute alles, was Beine hat, tummelt?! O Maſtor, Maſtor, das iſt nicht weiſe.“

Der Sklave erſchrak, und weil er einſah, daß Verus nicht Unrecht habe, fragte er ängſtlich:

„Aber was ſoll ich denn thun?“

„Von dieſem Eſel ſteigen,“ entgegnete der Prätor, „Dich vermummen und Dich mit dieſen Goldſtücken hier nach Herzensluſt freuen.“

„Und der Strauß?“

„Den laſſ' ich beſorgen.“

„Du thuſt es ſicher und wirſt Antinous nicht verrathen, wozu Du mich zwingſt?“

„Gewiß nicht.“

„Da haſt Du die Blumen, aber das Gold kann ich nicht nehmen.“

„Dann werf' ich's unter die Menge. Kauf' Dir einen Kranz, eine Maske und Wein dafür, so viel Du verträgst. Wo findet man das Mädchen?"

„Bei Frau Hanna. Sie wohnt in einem kleinen Hause im Garten der Wittwe des Pudens. Wer den Strauß übergibt, der muß sagen, sein Absender wäre der Freund von der Lochias."

„Gut. Geh' jetzt und trage Sorge, daß Niemand Dich erkennt. Dein Geheimniß ist meines, und der Freund von der Lochias soll nicht unerwähnt bleiben."

Mastor verschwand in der Menge; Verus gab einem der Gartengötter, die ihm folgten, den Strauß in die Hand, schwang sich lachend auf den Esel und befahl seinem Treiber, ihm den Weg zu weisen.

An der Ecke der nächsten Straße begegnete er zwei Sänften, deren Träger sich mühsam ihren Weg durch das Gedränge bahnten.

In der ersten saß Keraunus, dessen krokusfarbiger Mantel in die Ferne leuchtete, dick wie Silen, der Begleiter des Dionysus, aber mit mürrischem Antlitz. Aus der zweiten schaute Arsinoe froh umher, so frisch und schön, daß ihr Anblick das leicht erregbare Blut des Römers schneller bewegte.

Ohne sich zu besinnen, nahm er dem Gartengott den für Selene bestimmten Strauß aus der Hand, legte ihn in des Mädchens Sänfte und sagte:

„Alexander grüßt die allerschönste Roxane."

Arsinoe erröthete, Verus aber befahl, nachdem er ihr eine Zeit lang nachgeschaut hatte, einem seiner Knaben, ihrer Sänfte zu folgen und ihm auf dem

Blumenmarkte, woselbst er ihn erwarten werde, mitzutheilen, wohin sie sich begeben.

Der Bote eilte von dannen, er aber wandte seinen Esel und erreichte bald die halbrunde Säulenhalle an der Schattenseite eines großen Platzes, unter der die vornehmsten Gärtner und Blumenhändler der Stadt ihre farbenreiche, duftende Waare von hübschen Mädchen feilbieten ließen.

Heute war jede Verkaufsstelle besonders reich ausgestattet gewesen, aber der Bedarf an Kränzen und Blüten war von früh an stetig gewachsen, und obgleich Verus zusammenbinden ließ, was er von frischen Blüten fand, so gerieth doch der Strauß, den man für ihn herstellte, zwar größer, aber nicht halb so schön als die für Selene bestimmte Gabe, welche er fortgeschenkt hatte.

Das verdroß den Römer.

Sein Gerechtigkeitssinn gebot ihm, den Schaden, den er dem kranken Mädchen zuzufügen im Begriff stand, gut zu machen. Um die Stiele der zum Strauß vereinigten Blumen waren bunte Bänder gebunden, deren Enden lang herniederwallten, und Verus nahm nun eine Spange von seinem Gewande und steckte sie in die Schleife, welche die Handhabe des Straußes zierlich schmückte.

Jetzt erst war er zufrieden, und als er auf den von einem goldenen Reifen umgebenen Onyx schaute, in den ein seine Pfeile schleifender Eros geschnitten war, stellte er sich mit Vergnügen die Freude vor, welche die Geliebte des schönen Bithyniers über das hübsche Geschenk empfinden würde.

Seine als Gartengötter aufgeputzten britannischen Sklaven erhielten den Auftrag, sich von dem Eseltreiber zu Frau Hanna führen zu lassen, Selene den Strauß des Freundes von der Lochias zu übergeben und ihn dann vor dem Hause des Präfekten Titianus zu erwarten; denn dorthin waren, wie er von seinem kleinen schnellfüßigen Boten erfahren hatte, Keraunus und seine schöne Tochter getragen worden.

Verus bedurfte längerer Zeit als der Knabe, um sich seinen Weg durch das Gedränge zu bahnen.

Vor der Präfektur legte er die Maske ab.

In einem Vorzimmer, woselbst der Verwalter seine Tochter auf einem Polster erwartete, ordnete er das Haar und die Falten seiner Toga und ließ sich dann zu Frau Julia führen, bei der er die reizende Arsinoe wiederzusehen hoffte.

Aber in dem Empfangsgemach der Präfektin fand er statt ihrer seine Gattin und die Dichterin Balbilla mit ihrer Gefährtin.

Heiter, freundlich, anmuthig wie immer begrüßte er die Frauen. Als er sich dann suchend und ohne seine Enttäuschung zu verbergen in dem weiten Raume umschaute, trat Balbilla auf ihn zu und fragte leise:

„Kannst Du auch ehrlich sein, Verus?"

„Wenn es die Umstände erlauben, ja."

„Und würden sie es Dir hier gestatten?"

„Ich sollte es glauben."

„So antworte mir redlich: kamst Du wegen Frau Julia hieher oder bist Du gekommen . . ."

„Nun?"

„Oder haſt Du erwartet, die ſchöne Roxane bei der Präfektin zu finden?“

„Roxane?“ fragte Verus und ſah die Dichterin ernſt an, während ſein Mund ſchalkhaft lächelte. „Roxane? Das war ja wohl die Gattin Alexander's des Großen und iſt längſt verſtorben; ich aber halte es mit den Lebenden, und wenn ich das luſtige Treiben auf der Straße verließ, ſo iſt es einzig und allein geſchehen . . .“

„Du ſpannſt meine Neugier.“

„So iſt es geſchehen, weil mein ahnendes Herz mir verhieß, Dich, meine ſchönſte Balbilla, hier zu finden.“

„Und das nennſt Du redlich!“ rief die Dichterin und ſchlug den Prätor mit ihrem Wedel von Straußenfedern auf die Hand. „Höre nur, Lucilla, Dein Mann behauptet, er wäre um meinetwillen hieher gekommen.“

Der Prätor ſchaute die Dichterin vorwurfsvoll an, ſie aber flüſterte ihm zu:

„So werden unehrliche Männer beſtraft.“

Dann fuhr ſie, ihre Stimme erhebend, fort:

„Weißt Du, Lucilla, wenn ich unverheirathet bleibe, ſo iſt Dein Mann nicht unſchuldig daran.“

„Ja, leider ward ich zu ſpät für Dich geboren,“ unterbrach ſie Verus, der wohl wußte, was die Dichterin zu ſagen gedachte.

„Kein Mißverſtändniß!“ rief Balbilla. „Wie kann man ſich in die Ehe wagen, wenn man fürchten muß, einen Verus zum Gemahl zu bekommen!“

„Und welcher Mann,“ entgegnete der Prätor, „wird kühn genug ſein um Balbilla zu freien, wenn er hört,

wie ſtreng ſie einen harmloſen Verehrer der Schönheit verurtheilt?"

„Ein Gatte ſoll nicht die Schönheit, ſondern nur die eine Schöne verehren, welche ſein Weib iſt."

„Veſtalin," lachte Verus. „Ich ſtrafe Dich, indem ich Dir ein großes Geheimniß, das uns alle angeht, vorenthalte. Nein, nein, ich plaudere nicht, aber ich bitte Dich, Frau, nimm ſie in die Schule und lehre ſie Nachſicht üben, damit ihr künftiger Gatte es nicht zu ſchwer mit ihr hat."

„Nachſichtig ſein," entgegnete Lucilla, „lernt keine Frau, aber wir üben Nachſicht, wenn uns nichts anderes zu thun übrig bleibt und der Sünder uns nöthigt, auch dieß und das an ihm anzuerkennen."

Verus verneigte ſich vor ſeiner Gattin, drückte die Lippen auf ihren Arm und fragte dann:

„Wo iſt Frau Julia?"

„Sie rettet das Schaf vor dem Wolfe," entgegnete Balbilla.

„Das heißt?"

„Sobald Du gemeldet wurdeſt, führte ſie die kleine Roxane in einen Verſteck."

„Nein, nein," fiel Lucilla der Dichterin in's Wort. „In den inneren Gemächern warten die Schneider, die das Koſtüm für das reizende Kind herſtellen ſollen. Sieh nur den herrlichen Strauß, den das Mädchen Frau Julia gebracht hat. Verſagſt Du auch mir das Recht, Dein Geheimniß zu theilen?"

„Wie könnt' ich?" entgegnete Verus.

„Er bedarf Deiner Anerkennung ſehr nöthig,"

lachte Balbilla, während der Prätor ſich ſeiner Gattin näherte und ihr leiſe erzählte, was er von Maſtor erfahren hatte.

Als Lucilla verwundert in die Hände ſchlug, rief Verus der Dichterin zu:

„Du ſiehſt nun, um welches Vergnügen Dich Deine böſe Zunge gebracht hat.“

„Wie kann man ſo rachſüchtig ſein, allervortrefflichſter Verus!“ ſchmeichelte die Dichterin; „ich ſterbe vor Neugier.“

„Bleibe nur noch einige Tage am Leben, ſchöne Balbilla,“ entgegnete der Römer, „und die Urſache Deines frühen Endes läßt ſich beſeitigen.“

„Warte, ich werde mich rächen,“ rief das Mädchen und drohte dem Prätor mit dem Finger, Lucilla aber führte ſie mit ſich fort und ſagte: „Komm jetzt. Es wird Zeit, daß wir Julia mit unſerem Rathe beiſtehen!“

„Thut das,“ rief Verus. „Ich muß ohnehin fürchten, heute hier Niemand gelegen zu kommen. Grüßt Frau Julia.“

Während er ſich entfernte, warf er einen Blick auf den Strauß, welchen Arſinoe, ſo bald nachdem ſie ihn von ihm empfangen, verſchenkt hatte, und ſeufzte:

„Man wird älter und muß ſich beſcheiden lernen.“

Ende des erſten Bandes.

23

Digitized by Google

Reb'd P. Halford 7/1944

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google